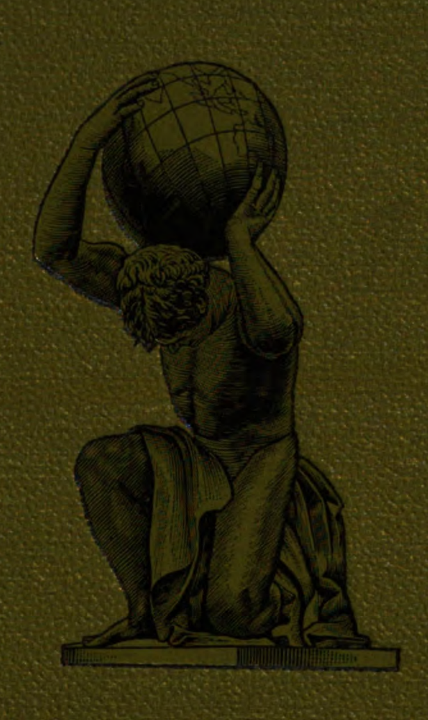
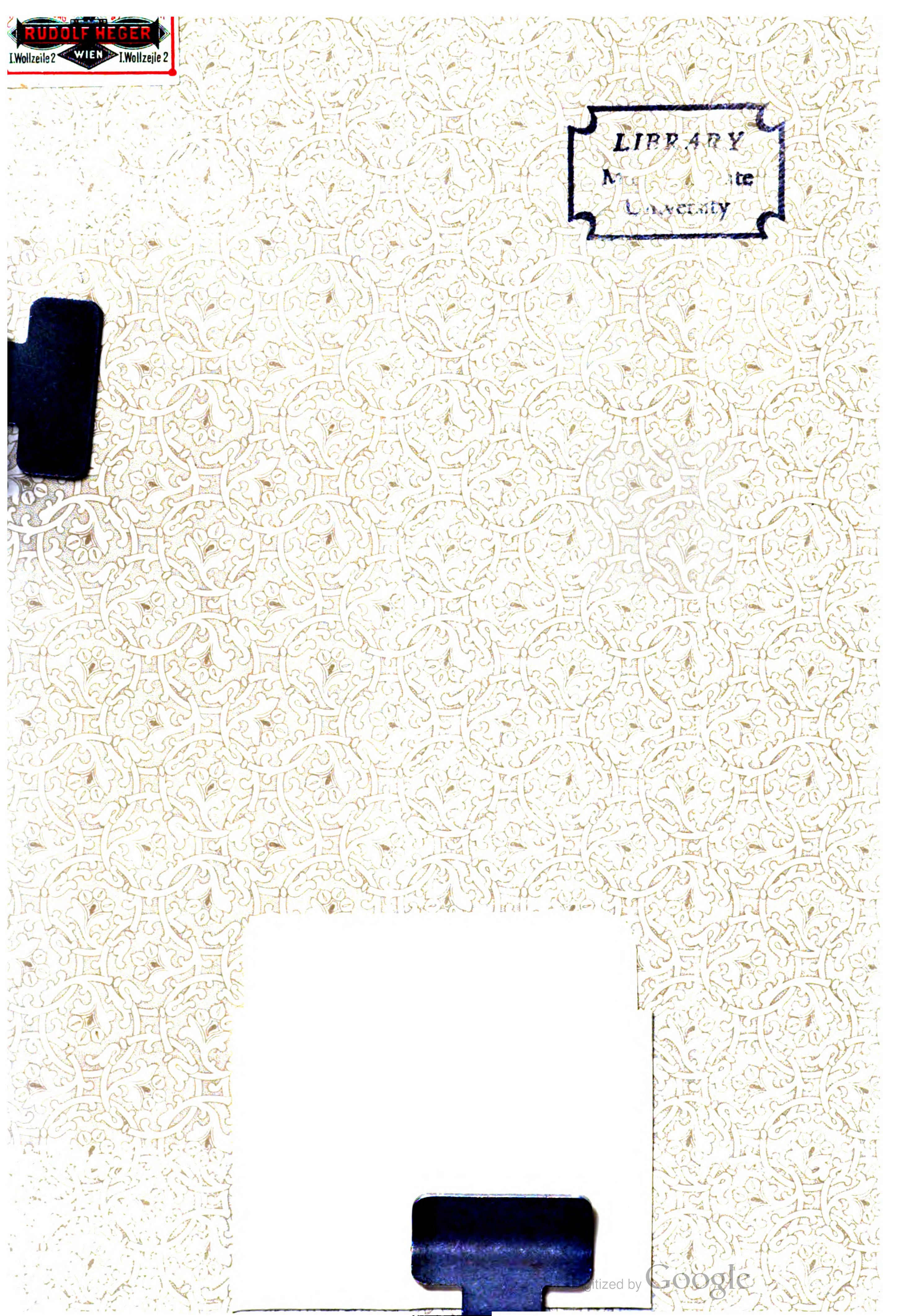


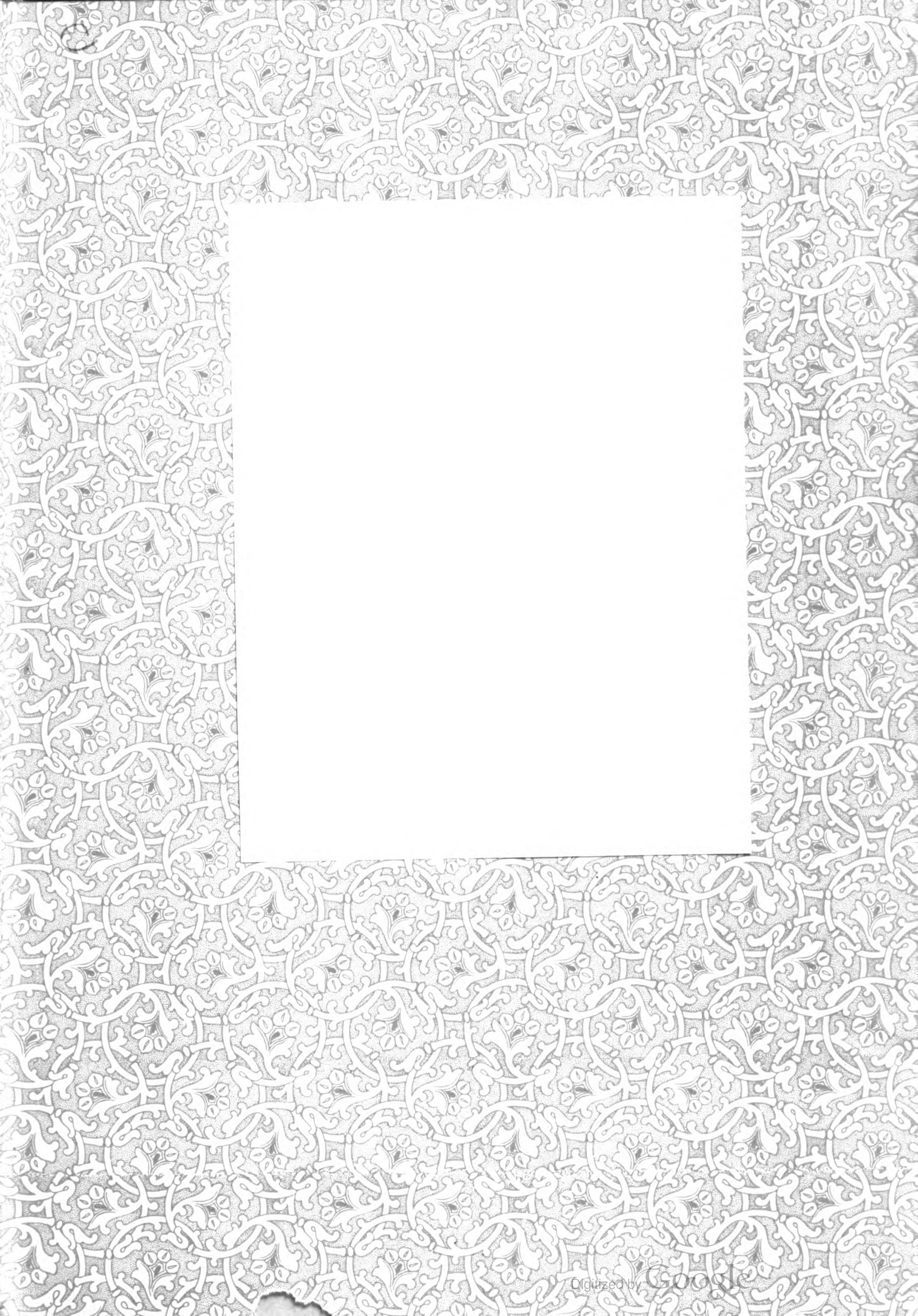
Jahrbuch der Weltreisen

Zweiter Jahrgang 1903 Von Wilh. Berdrow



KARL PROCHASKA'S
ILLUSTR. JAHRBÜCHER


RUDOLF HEGER
I.Wollzeile 2
WIEN
I.Wollzeile 2





Illustriertes Jahrbuch
der Weltreisen
und geogr. Forschungen
II. Jahrgang 1903



Elliott & Fry, London.

Der schwedische Forschungsreisende Sven v. Hedin.

Prochaskas Illustrierte Jahrbücher

Illustriertes
Jahrbuch der Weltreisen und geographischen Forschungen

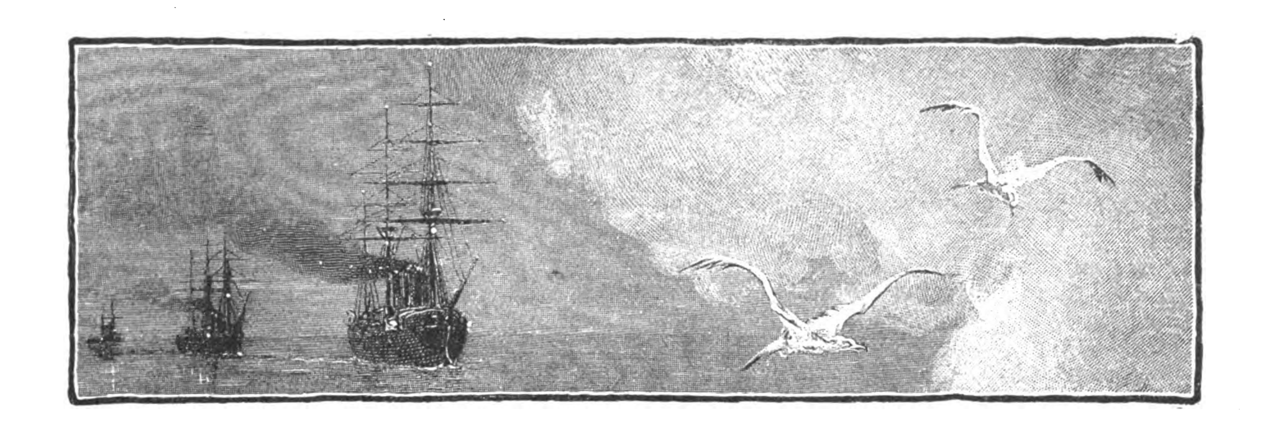
Von Wilh. Berdrow

II. Jahrgang 1903.



Leipzig Königstraße 9/11. · Karl Prochaska in Teschen · Wien Kumpfg. 7.





Im ewigen Eise.

Arktische Forschungsreisen. Verlauf und Ende der Expedition Peary. Drei vergebliche Versuche gegen den Pol. Krankheiten und Fehlschläge. Sverdrups Heimkehr. Neuland in der Arktis. Die erfolgreichste Polfahrt seit Franklin. Baron Tolls Eismeerfahrt auf der Sarja. Ein verpaßtes Rendezvous an der Murmanküste. Schlechte Eisverhältnisse in der Karasee. Das erste Wild. Irrfahrten an der sibirischen Küste. Nahe und doch unerreichbar. Tierleben an der Tundraküste. Winterarbeiten. Kohlennot. Fahrten und Abenteuer auf der Taimyrhalbinsel. Arktischer Frühling. Die Sarja wird eisfrei. Ein rätselhaftes Land. Ein vierwöchiger Sommer. Das zweite Winterlager. Die Hilfsexpedition Wolossowitsch. Keine Asienumsegelung. Die letzten Nachrichten von Toll. Baldwins „Sturm gegen den Nordpol". Große Vorbereitungen und kleine Erfolge. Mystische Verhältnisse auf der America. Neue Forschungen auf Nowaja-Semlja. Eine fehlgeschlagene Siedlung. • Das Ringen um den Südpol. Die deutsche Südpolexpedition. Die erdmagnetische Station auf Kerguelen. Schwierige Landung. Reise des Gauß von Kapstadt nach Kerguelen. Eine Lavainsel im Eismeer. Die Discovery auf dem Weg zum Südpol. Die englische Entsatzexpedition. Nordenskjöld auf der Südpolfahrt. Auf den Fährten des Jason. Das Tierparadies der Antarktis. Ist Louis Philippeland eine Insel? Mißliche Eisverhältnisse. Die Antarctic im Georgia-Archipel. Winter auf den Falklandinseln. Die schottische Südpolarexpedition.

Arktische Forschungsreisen.

Vergleicht man den Stand der Nordpolarforschung im Herbst 1902 mit demjenigen des Vorjahres, so fordern zuerst die drei großen Expeditionen Berücksichtigung, die bereits seit Jahren in den Eisgefilden der Arktis weilen, diejenigen Pearys, Sverdrups und v. Tolls. Von Peary und Sverdrup ist im vorigen Bande des Jahrbuches ausführlich die Rede gewesen, und auch jetzt, nachdem beide Forscher im Herbst 1902 glücklich die Heimat wieder erreicht haben, sind die vorläufig über ihre Erfolge veröffentlichten Daten sehr dürftig, so daß hier nur noch wenig nachzutragen bleibt. Daß der 1901 wiederholte Vorstoß des Amerikaners gegen den Pol mißlang, wurde schon kurz mitgeteilt. Peary, der sein Winterquartier bereits am 5. April verließ, kam nur 10 Tagereisen weit nordwärts, um dann umzukehren, da ihm der Zustand von Menschen und Zughunden nicht derart schien, um einen Erfolg zu erzielen, der wenn überhaupt, so doch sicher nicht ohne große Strapazen und Entbehrungen zu erreichen war. Nach der reichen Ausbeute der Jagd während des vorigen Herbstes und Winters ist diese Anwandlung von Vorsicht oder Zaghaftigkeit nicht ganz verständlich, denn in den Reiseberichten, welche das Schiff „Windward" im September 1901 nach der Heimat brachte, wurde die Versicherung ausgesprochen, daß Pearys Gesundheit auch nach dreijährigem Aufenthalt in dem grönländischen Eise vortrefflich, seine Energie und Elastizität ungebrochen sei. Man wird wohl diese Mitteilungen auf den Herbst und Sommer 1901 beziehen müssen, wo der Polarforscher das im vorigen Jahre ausgebliebene Entsatzschiff endlich angetroffen und nach langer Entbehrung nicht nur Menschen und Zivilisation, sondern auch das Familienleben wieder hatte genießen dürfen (seine Frau und Tochter waren bekanntlich mit dem Entsatzschiffe des Jahres 1900 nach dem Smithsund gefahren und hatten dort überwintert, da das Schiff den Reisenden erst im nächsten Jahre erreichen konnte). Vergegenwärtigen wir uns dagegen Pearys Lage im Frühling 1901, als er die Schiffe noch nicht gefunden hatte, aber in der Gewißheit lebte, daß ein solches bereits im Vorjahre ihm nachgesandt war, und deswegen annehmen mußte, daß es entweder zu Grunde gegangen oder aber ihm vielleicht ganz nahe und durch eine kurze Reise südwärts zu finden sein würde.

Trotzdem mußte er, wenn er seinem Programm treu bleiben wollte, unverzüglich, ohne einen solchen Versuch gemacht zu haben, in den ersten Frühjahrstagen nach Norden marschieren; denn nur im allerfrühesten Aufbruch über das noch geschlossene Eis liegt einige Gewähr, das Ziel früh genug zu erreichen, um nicht bei der Rückkehr ein Opfer des offenen Polarmeeres zu werden. Bei den äußerst ungünstigen Eisverhältnissen, die Peary auf dem Vormarsch von Fort Conger auf Grinnelland vorfand, war die vor ihm liegende Zukunft trotz des frühen Aufbruches eine sehr unsichere. Binnen zehn Tagen hatte er, am Rande des Landes entlang gehend, noch nicht einmal die Nordostecke von Grinnelland erreicht, von wo 1876 Markham seinen vergeblichen Vorstoß machte; die eigentliche Fahrt über das Eis wurde also gar nicht erst angetreten. Anderseits muß man bedenken, was hinter dem Reisenden lag. Das Schiff mußte sich irgendwo im Smithsund befinden, die ersten Nachrichten aus

der Heimat seit drei Jahren, die Notwendigkeit, sich mit frischen Vorräten zu versorgen, die Möglichkeit, die Entsatzexpedition auch in diesem Jahre ganz zu verfehlen, wenn man durch schlechtes Eis an der rechtzeitigen Umkehr verhindert wurde — jedes dieser Bedenken glich einer schweren Kette, die den Amerikaner am Vorwärtsstreben hinderte. Daß das Ausbleiben des vorjährigen Schiffes, vielleicht auch noch körperliche Nachwehen der früheren Unfälle nebst dem langen Winter niederdrückend auf Peary und seine Begleiter wirken mußten, ist selbstverständlich. Solche psychischen Beweggründe des Handelns aber vernachlässigen, hieße Erfolg und Mißerfolg einer Forschungsreise mit falschem Maße messen. Viele Reiseberichte lehren uns, daß im Gegenteil der Seelenzustand, die Elastizität oder Niedergeschlagenheit von Mannschaft und Führenden entscheidender für das Gelingen ist als die äußeren Schwierigkeiten.

Wie steht's nun um Peary im Sommer 1902, dem letzten Jahre der Expedition? Die Absicht, den Vorstoß gegen den Pol zu wiederholen, stand bei dem Amerikaner fest; daß ihm dieser Versuch glücken würde, nahm man in den Kreisen europäischer Sachverständiger von vornherein nicht an, trotz der beharrlichen Zuversicht des »Peary Arctic Club«, der seit vier Jahren Riesensummen für diesen Zweck geopfert hat. Auf Nachrichten war natürlich nicht zu rechnen, bevor der Dampfer „Windward", der im Juli abermals mit neuer Ausrüstung und Vorräten nach dem Operationsfelde Pearys abging, zurückkehrte. Endlich am 17. September traf von der Labradorküste die Drahtmeldung ein, daß das wackere Polarschiff, Peary an Bord, auf der Rückfahrt begriffen sei. Wie vorausgesehen, war auch der Vorstoß im Frühjahr 1902 umsonst gewesen, und die übliche Meldung, daß reiche wissenschaftliche Resultate aus den durchforschten Gebieten mitgebracht würden, war nur ein magerer Trost für die Enttäuschung nach der mehr als vierjährigen harten Arbeit. Der ganze Verlauf der Expedition seit dem Herbst 1901 war der denkbar traurigste gewesen. Zuerst trug ein unerwarteter und in solchen schweren Lagen doppelt niederdrückender Konflikt Pearys mit dem Arzt der Expedition (anscheinend dem einzigen Weißen außer Peary) dazu bei, die Lage zu verschlimmern und den Winter zu einer traurigen Zeit zu machen. Der Arzt, dessen Hilfe den Forscher nach seiner schweren Frosterkrankung während des ersten Winters wieder hatte genesen lassen, wenn auch unter dem Verlust der meisten Zehen, verschmähte es, die noch im Herbst 1901 sich bietende Gelegenheit zur Heimkehr zu benützen, aber ein freundliches Verhältnis zwischen beiden Männern ist während des letzten Jahres der Expedition nicht wieder zu stande gekommen. Über die Ursache des bedauerlichen Zerwürfnisses fehlt bis jetzt jede Andeutung.



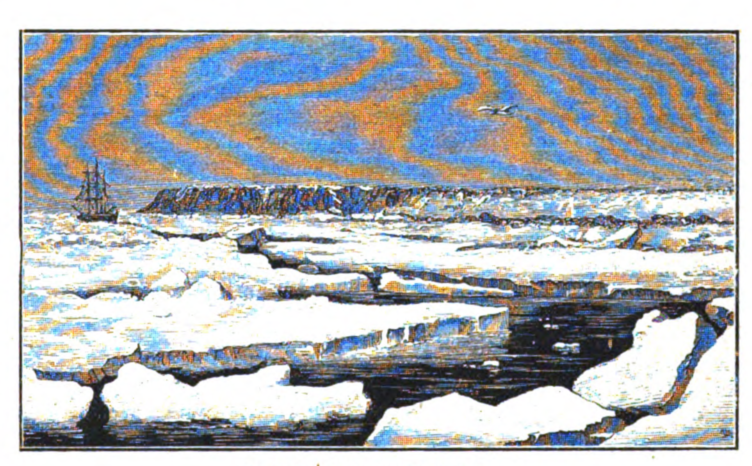
Peary in seiner Schneehütte.

Vom September an begannen unter den Eskimos der Expedition, mit deren Engagement Peary gerade eine besonders vorteilhafte Neuerung einzuführen gehofft hatte, Krankheiten auszubrechen, denen die meisten zum Opfer fielen. Da im Winter auch noch unter den Eskimo von Anvalik, der nächsten Ansiedlung, eine Seuche entstand, gelang es kaum, für die Frühlingsreise die erforderlichen Leute zusammen zu bekommen. Anfangs März brach Peary mit 24 Schlitten nach Fort Conger auf, wo wiederum ein Hauptdepot für den Fall einer schwierigen Rückkehr angelegt wurde. Man erreichte diesen Punkt in 12 Tagen mit reichlichem Proviant. Die leeren Schlitten wurden zurückgesandt und Peary ging mit wenigen Leuten und Schlitten nach Norden weiter. Kap Hekla, das im vorigen Jahre nicht erreicht werden konnte, kam jetzt nach acht starken Märschen in Sicht. Das hier sich bietende Bild war für ein Vordringen über das Eis wenig verheißungsvoll. Der ganze Robesonkanal bis Grönland hinüber war eisfrei, selbst nach Norden erstreckten sich große offene Stellen. Mit sechs Schlitten, vier Eskimo und seinem treuen schwarzen Begleiter Henson, trat Peary am 1. April die Fahrt über das Eis an. Nach sechs Tagen konnten bereits zwei Leute zurückgesandt werden. Es zeigten sich schon jetzt offene Kanäle und bewegliche Platten. Je weiter man kam, desto kleiner wurden die Eisfelder; die zerborstenen Ränder und die offenen Stellen wuchsen rasch an und das Vordringen gestaltete sich von Tag zu Tag gefährlicher. Bis 84° 17′ kam man vorwärts, dann wurden die Hunde unbrauchbar und die Umkehr unaufschiebbar. Am 15. Mai wurde nach einer recht schwierigen Rückfahrt das Kap Sabine wieder erreicht. Das Eis war in voller Bewegung und blockierte die Bucht, in deren Hintergrund das Expeditionslager sich befand; fast den ganzen Sommer. Unter mancherlei Arbeiten wurde die Zeit hingebracht, bis am 8. August das Schiff eintraf, trotz einer starken Barre sich den Eingang in die Bucht erzwang und die Expedition zurückführte.

Nach 50 Monaten harter Arbeit, als Krüppel, kehrt Peary zurück. In ihm selber scheint die Hoffnung, vom Smithsund aus den Pol zu erreichen, erloschen zu sein. Er schlägt vor, es nur noch mit Expeditionen zu versuchen, die ihr Winterlager weit nördlicher als bisher, möglichst unter 83° auf Franz Josephsland oder Grönland haben. Er hält den Winter dort nicht für härter als

unter 70°, und Proviant liefern Bisamochsen und Hasen auch in diesem Gebiete noch. Die sieben Breitegrade von dort zum Pol scheinen ihm das Äußerste, was eine Expedition im Laufe eines kurzen Polarfrühlings leisten kann.

Der „Windward" hatte übrigens bereits die Sverdrupsche Expedition auf dem „Fram" angetroffen, die ebenfalls auf der Heimreise begriffen war, und am 5. September hatte Peary noch Gelegenheit, an einem anderen Fahrzeug, einer versprengten Fischerbarke von nur 46 Tonnen Raumgehalt, ein gutes Werk zu tun. Das Schiff hatte im Frühjahr 1901 von England eine Fahrt ins Gebiet der Robben und Polarfüchse unternommen, deren Ziel eine im Sommer von Eskimos besiedelte Bucht des Baffinslandes war. Man hatte Tauschmittel geladen zum Erwerb von Pelzwerk u. dgl., wollte aber auch bei Gelegenheit der Jagd auf Bären, Walrosse und Füchse nachgehen und am Lande auf Moschusochsen und anderes Wild fahnden. Aber unversehens wurde die weltentlegene Bucht, viel früher als gewöhnlich, vom Eise verlegt und die Besatzung mußte nebst einem ebenfalls abgeschnittenen Eskimostamm alle Schrecken eines zehnmonatlichen Polarwinters über sich ergehen lassen. Die Jagd wurde in großem Umfang betrieben, und der vorhandene Wildreichtum sorgte den ganzen Winter hindurch für Nahrung. Aber auch im Sommer wollte die furchtbare Eismauer, die den Hafen umschloß, nicht weichen, und man sah mit Angst einem zweiten Winter entgegen, als eines Tages die Dampfpfeife des nach Süden steuernden „Windward" gehört wurde. Dem letzteren Schiffe gelang es, das Eis zu durchbrechen und das Boot aus seiner Gefangenschaft zu erlösen.


Treibeis bei Franz Josephsland.

Keins von den bis zum Eintreffen Pearys aus den Nordpolarmeeren heimkehrenden Schiffen hatte eine Nachricht über den Verbleib Sverdrups und seines „Fram" mitgebracht, so daß die schlummernde Besorgnis, die Expedition möchte den Untergang gefunden haben, mehr und mehr laut wurde. Seit drei Jahren (im August 1899 wurde der „Fram" zum letztenmal von den Mitgliedern der Peary-Expedition gesehen) hatte man über den Kurs, den Sverdrup nördlich vom Smithsund eingeschlagen hat, nichts als Vermutungen aufstellen können, über die ich im vorigen Jahre kurz berichtet habe. Während aber bisher die Rückkehr des Framführers nur über die Ostküste von Grönland erwartet wurde, wo so reichliche Depots für diesen Fall angelegt worden waren und auch der Wildreichtum so groß ist, daß man für die Expedition kaum etwas fürchten durfte, tauchte nun die Ansicht eines entgegengesetzten Kurses auf. D. h. Sverdrup könnte die Umsegelung Grönlands infolge unüberwindlicher Hindernisse ganz aufgegeben und sich von Lincoln- oder Grinnelland westwärts nach den Gewässern des arktischen Amerika, dem Schauplatz der Franklin-Tragödie, gewendet haben, um die Heimkehr durch den Jones-Sund zu suchen. Dem stand allerdings entgegen, daß Peary, der in den Sommern, die Sverdrup zur Verfügung standen, an der Nordspitze von Grönland war, die Eisverhältnisse dort für Schlittenreisen sehr schlecht, also für eine Umsegelung ziemlich günstig antraf. Trotzdem hatte diese Vermutung ziemlich das Richtige getroffen. Sverdrup war eben gar nicht so weit nach Norden gekommen, um das dort ziemlich freie Wasser zu erreichen, sondern schon vorher durch die südwärts treibenden Eismassen blockiert und westlich in den Jones-Sund gedrängt worden. Eine letzte, in Europa aufgestellte Annahme ging endlich dahin, daß Sverdrup möglicherweise doch die Fahrt um die Nordspitze Grönlands, jedoch mit Schlitten gemacht habe, das Expeditionsschiff dagegen im Frühling 1900 zurückgesandt worden sei, um das Land südlich zu umsegeln und den Reisenden an der Ostküste so weit wie irgend möglich entgegenzukommen. Das schien nun ganz und gar unwahrscheinlich; keine der vielen Ansiedlungen des südlichen Grönland sollte das Schiff gesehen haben, und wenn das noch infolge ungünstiger Eisverhältnisse während der Umfahrt annehmbar wäre, keins von den vielen Schiffen, die sich 1900 und 1901 auf beiden Seiten von Grönland aufhielten, sollte den „Fram" oder irgend ein von seiner Besatzung errichtetes Zeichen seiner Anwesenheit entdeckt haben?

Alle Rätsel wurden mit einem Schlage gelöst, als am 17. September 1902 durch Peary die erste Nachricht von der Heimkehr Sverdrups und drei Tage später der „Fram" selbst in Stavanger eintraf. Sverdrup hatte sich während der ganzen Expeditionszeit in den bisher größtenteils unbekannten Meeres- und Inselgebieten am Jones-Sund und westlich davon aufgehalten, fleißig gesammelt, kartographiert, hatte Schlittenreisen gemacht und an die Jagd nach dem Nordpol nicht eine Minute verschwendet. Schon nach den ersten dürftigen Nachrichten über Sverdrups geographische Ergebnisse hat ihm eine Autorität wie Sir Cl. Markham, der Präsident der Britischen Geographischen Gesellschaft, zugestan-

den, daß er wahrscheinlich die wichtigsten Ergebnisse seit langer Zeit mit nach Hause gebracht hat.

Bis eine ausführliche Schilderung der Erlebnisse Sverdrups und seiner Gefährten vorliegt, müssen wir uns an einigen Zügen genug sein lassen. Der nüchterne vorläufige Bericht des Reisenden läßt kaum ahnen, welche Ergebnisse die dreijährige Reise gezeitigt hat. Mit Schlitten wurden in 372 Reisetagen 3000 englische Meilen zurückgelegt, und nicht auf treibenden Eisschollen, sondern auf festem, geographisch und naturkundlich ergiebigem Lande, zum großen Teil in neu entdeckten Gebieten. So wurden drei Inseln, eine davon 300 Kilometer lang bei 150 Kilometer Breite, entdeckt und ebenso große, bisher ganz unbekannte Meeresteile entschleiert. Selbst in der berühmten Zeit der Forschung nach Franklin und seinen Gefährten, wobei dieses Gebiet der Arktis zum erstenmal und in weitem Umfange enthüllt worden ist, sind kaum Leistungen vollbracht, die sich denen Sverdrups zur Seite stellen können. Das Schiff selbst war, bis auf wenige Wochen jedes Jahres, stets fest eingefroren und es gelang nur mit Mühe, den Ort jeden Herbst ein wenig zu wechseln. Die Besatzung hatte auch für diese Reise die republikanische Verfassung angenommen, die auf Nansens Fahrt so viel Erfolg beim Ertragen aller Mühsale gezeitigt. Im Sommer wurde gereist und gejagt. Moschusochsen, Polarwölfe und Renntiere gab es überall reichlich. Von den Polarwölfen wurden zwei lebendig gefangen und mitgebracht. Die Moschusochsen dienten hauptsächlich zur Nahrung, obwohl ihr Fleisch kein Genuß ist und die alten männlichen Tiere einen so schauderhaften Moschusgeschmack haben, daß es schwer ist, ihr Fleisch über die Zunge zu bringen. Bei den Kühen und Kälbern fehlt diese unangenehme Beigabe. Die Moschusochsen leben truppweise, besonders im Winter, da sie im engen Zusammendrängen oft das einzige Mittel gegen die furchtbare Kälte besitzen. Sie klettern leicht und gern trotz ihrer Größe und ihres schweren Körpers. Die Reisenden trafen in dem ganzen von ihnen durchstreiften Gebiete keine Eskimo an, obwohl früher, nach zahlreichen Funden alter Hütten, solche dort gelebt haben müssen. Das Klima scheint sich demnach im arktischen Inselgebiet von Nordamerika verschlechtert zu haben.

Die große, nunmehr im dritten Jahre unterwegs befindliche Expedition des Barons v. Toll bewegt sich auf der Bahn, die Nordenskjöld 1879 durch seine berühmte Asienumsegelung auf der Vega erschlossen, die aber nach ihm bisher niemand wiederholt hatte. Zweck der Tollschen, auf drei Jahre berechneten Reise war, die einzelnen Inselgruppen und Küstenteile dieser nordöstlichen Durchfahrt vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean genauer zu erforschen, vor allem während der Überwinterungen meteorologische und magnetische Beobachtungen zu machen. Niemand war dazu in der Tat geeigneter als Toll, der bereits auf drei Reisen nach den Neusibirischen Inseln die Meeresteile nördlich von der sibirischen Küste durchfahren hatte und wohl ihr genauester Kenner ist. Zu den Aufgaben der Reise gehörte auch das Wiederauffinden und die nähere Erforschung des seltsamen Ssannikowlandes, das bei einer früheren Fahrt im sibirischen Polarmeere deutlich erblickt, aber nicht betreten und dann nicht wieder aufgefunden worden war.

Es hat selten eine besser ausgerüstete Reisegesellschaft den Weg nach Norden angetreten, als die Tollsche auf der „Sarja". Wenn trotzdem manches ihrer Ziele unerreicht, manche Entdeckerhoffnung unerfüllt geblieben und schließlich sogar die Durchfahrt zum Stillen Ozean ganz unterblieben ist; so erwies sich eben auch hier die Natur der Arktis stärker als Macht und Wille des Menschen.

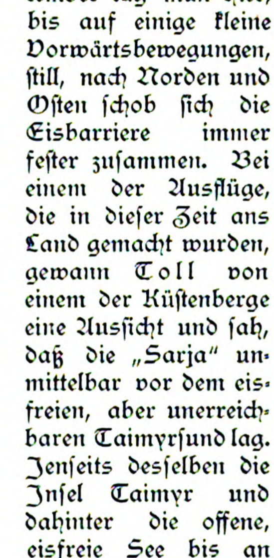
Am 7. Juli 1900 verließ die „Sarja" den Hafen von Bergen; Baron Toll, der von Petersburg über Christiania nach Bergen gereist war, vervollständigte erst hier die Ausrüstung, für welche ihm u. a. Nansen seine gediegenen Erfahrungen zur Verfügung gestellt hatte. Norwegische und kanadische Schneeschuhe, Schlitten der bewährtesten Konstruktionen, wissenschaftliche Instrumente aus aller Herren Länder und Proviant für 1200 Tage füllten das Schiff, welches außer sieben wissenschaftlichen Mitgliedern noch zwölf Matrosen und einen Jakuten als Dolmetsch trug. Das lebende Inventar sollte nebst einem großen Teil der Kohlen erst später an Bord genommen werden. Schon die erste dieser Stationen, Tromsö, bereitete Verzögerungen. Es sollten hier, von England eintreffend, 200 Zentner Kohlensteine übernommen werden, die neben ihrem Endzweck dazu zu dienen hatten, im Falle des Verlustes der „Sarja" ein solides Winterhaus für die Expedition zu bauen. Die Sendung, auf die man nicht verzichten wollte, verspätete sich um eine ganze Woche, so daß das Schiff erst am 23. Juli, anstatt 8 bis 14 Tage früher das Nordkap umsegelte, um der Murmanküste zuzusteuern. Hier waren inzwischen die trefflichen sibirischen Zughunde eingetroffen, die teils aus dem östlichen Sibirien auf langem Wege nach dreimonatlicher Reise, teils aus Westsibirien über Archangelsk nach Alexandrowsky am Murman geschafft worden waren. Vergeblich harrte man dagegen auf eine letzte, sehr erwünschte Kohlenzufuhr, mit welcher ein Schoner vor der Einfahrt ins Karische Meer die „Sarja" erwarten oder einholen sollte. Das Schiff traf nicht ein, und mit einem sehr mäßigen Kohlenvorrat — 300 Tonnen etwa — fuhr das Expeditionsschiff am 7. August durch die Jugorstraße in die große Eiswüste der berüchtigten Karasee hinein. Ein hier begegnendes russisches Kriegsschiff nahm die letzten Grüße und Briefe für die Heimat mit, vom nächsten Tage an verfolgte die „Sarja" ihren einsamen Weg allein, nach Osten, der Sonne entgegen.

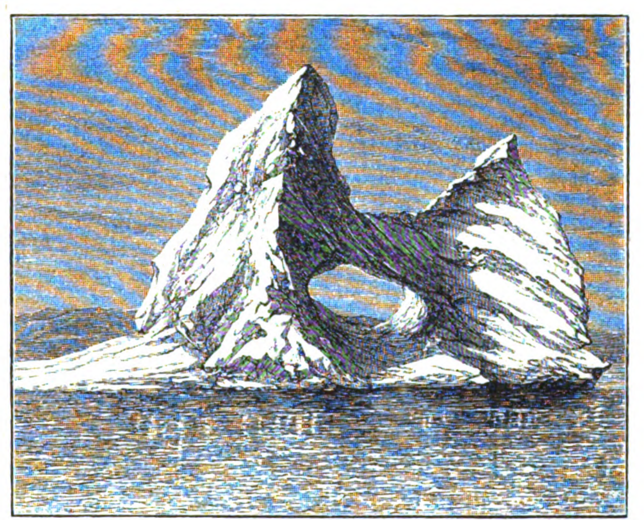
Man traf keine günstigen Wasserverhältnisse an. Sowohl Nordenskjöld als Nansen hatten im Karischen Meere zur Sommerszeit weniger Eis gefunden und waren schneller vorwärts gelangt. Dennoch wurde unter stark nördlich haltendem Kurs längs der treibenden Eisfelder eine gute Strecke zurückgelegt, vom 11. August an spürte man deutlich die erwärmende Wirkung der Wellen der Ob- und Jenisseimündung, die durch tiefe und breite Buchten ihren Weg ins Eismeer finden und gewaltige



Mengen stark erwärmten Wassers hinaustragen. Ihr Wasser scheint es sogar hauptsächlich zu sein, welches die sommerlichen Eisverhältnisse in diesem Teil des Arktischen Meeres bestimmt. Im Sommer 1900 nämlich herrschten westliche Winde vor, die das warme Wasser der Ströme rasch ins Eismeer hinaustreiben und nicht zur Geltung kommen lassen. Bei vorwiegend nördlicher und nordöstlicher Windrichtung wird das Wasser dagegen in die Karasee getrieben und trägt hier wesentlich zum Schmelzen des winterlichen Packeises bei.

Am Ufer der seinerzeit von Nordenskjöld entdeckten Kuskininsel warf man an einem von früheren Fahrten bekannten günstigen Platz, im Dicksonhafen, Anker. Etwa eine Woche wurde hier dem Studium der Insel und des nahen Festlandes gewidmet, vor allem auch der Jagd gehuldigt. Hier nämlich fand man die ersten Eisbären, und zwar gleich sieben Stück, auf die eine fröhliche Treibjagd eröffnet wurde. Im ganzen wurden während des sechstägigen Aufenthaltes 19 Bären gesehen und 10 erlegt — eine leichte Arbeit, da die Pelzträger, die wohl noch nie einen Menschen gesehen hatten, friedlich bis unter den Gewehrlauf kamen. Am 19. August sichtete man die südlichste der Kamenny-Inseln und damit seltsamerweise den letzten nach der Karte bestimmbaren Punkt während einer vier- bis fünfwöchigen Irrfahrt. Von jetzt an, heißt es in dem kurzen vorläufigen Reisebericht aus dem ersten Winterlager (Petermanns Mitteilungen 1902, Heft 2 und 3), begann eine schwierige Fahrt, denn nicht eine Linie der Küste, nicht eine der vielen Inseln, die gesichtet wurden, stimmte der Lage und Form nach mit den Karten und Beschreibungen überein, die man davon besaß. Es war unmöglich, die östliche und nordöstliche Richtung beizubehalten, Nebel und das bereits in dichten Mengen eintreffende Treibeis nötigten zu einem Zickzackkurs, der bald genug zu einer Flucht hinter die Scheren wurde, die der sibirischen Tundra vorgelagert sind. Zwischen diesen Inseln (hier wie überall Zeugen einer ehemaligen Gletscher-Überdeckung des ganzen Landes) und der Küste ging nun die Fahrt langsam und unter vielerlei Gefahren weiter. Bald kam man auf Grund und hatte Mühe, das Schiff wieder loszubringen, bald verlor man in dem Wirrsal von Meerbusen, Armen, Kanälen jeden Überblick. Jeder Versuch, die Inselkette nördlich zu durchbrechen und das Meer zu gewinnen, scheiterte an der ungewöhnlich frühen und dichten Eisbarre. — Die Hoffnung, das vorbestimmte Ziel des ersten Jahres zu erreichen und am Ostufer der Taimyr-Halbinsel das erste Winterlager aufzuschlagen, wurde ungewiß und schwand endlich ganz. Gegen Ende August kam das Schiff an die Mündung einer tief ins Land schneidenden Bucht, die man, gleichviel ob es der gesuchte Taimyrsund war oder nicht, verfolgen mußte, da die östliche Weiterfahrt nunmehr ganz gesperrt war. Es zeigte sich, daß man einen tiefen, bisher unbekannten Fjord gefunden hatte, den Toll etwa zwei Wochen lang erforschte, kartographisch aufnahm, der aber die erhoffte Einfahrt in die Taimyrbucht nicht erschloß. Es war nötig umzukehren, um nicht etwa in dem Sunde blockiert zu werden; die nördliche Einfahrt war tatsächlich bereits durch Treibeis gesperrt, dagegen führte ein schmaler östlicher Arm auf ein noch offenes Stück der Küste hinaus, wo allerdings das Weiterfahren alsbald wieder durch neue Eismassen behindert wurde. Vom 16. bis zum 22. September lag man hier, bis auf einige kleine Vorwärtsbewegungen, still, nach Norden und Osten schob sich die Eisbarriere immer fester zusammen. Bei einem der Ausflüge, die in dieser Zeit ans Land gemacht wurden, gewann Toll von einem der Küstenberge eine Aussicht und sah, daß die „Sarja“ unmittelbar vor dem eisfreien, aber unerreichbaren Taimyrsund lag. Jenseits desselben die Insel Taimyr und dahinter die offene, eisfreie See bis an den fernen Horizont!





Eisberge des nördlichen Polarmeeres.

Offen bis Kap Tscheljuskin vielleicht, vielleicht noch weiter, und doch verschlossen — für den Seemann, der vorwärts kommen, den Forscher, der sein Ziel erreichen will, ein bitterer Anblick. Von dem erträumten Winterquartier an der gänzlich unbekannten Ostküste der großen unbewohnten und unerforschten Taimyr-Halbinsel waren sie nur noch drei bis fünf Tagereisen entfernt und hier lag ihr Schiff, eingekerkert durch einen Streifen Eis, den die „Sarja“ nicht zu spalten vermochte. „Jermak“, der gewaltige Eisbrecher Admiral Makarows, hätte ihn wohl zerteilt. Es blieb nichts übrig, als im Colin-Archerhafen, den Nansen hier entdeckt und in dankbarer Erinnerung nach dem Erbauer seines Schiffes getauft hatte und den man glücklich in der Nähe des Taimyrsundes fand, das Winterlager aufzuschlagen. Nansen selbst hatte Toll diesen Platz zur Überwinterung vorgeschlagen, falls ungünstige Eisverhältnisse ihn vor Kap Tscheljuskin (dem weit vorragenden nördlichsten Punkt des asiatischen Festlandes) zum Liegenbleiben zwingen würden.

Dicht am Lande wurde die wohnliche „Sarja“ sorgfältig vertaut, so daß der hereinbrechende Winter bald eine Brücke von ihr bis zum Lande schlagen



mußte. Binnen kurzem legten Winter und Frost ihre eisigen Hände auf die ganze Runde, das Meer war still, die Aufmerksamkeit und Arbeit konnten sich dem Lande zuwenden. Die Tundra, auf Taimyrland keineswegs eine ebene Fläche, sondern ein Auf und Ab von Hügeln und Kämmen mit dazwischen verstreuten Steinblöcken, war bereits von einem weißen Mantel bedeckt. Schon wochenlang hatte man auf und zwischen den Eisschollen, die sich an der Küste und den Inseln fast das ganze Jahr hindurch halten, die Seehunde und ihre getreuen Begleiter, die Eisbären erblickt. Oft zu 20, ja bis zu 50 Stück lagen die plumpen Seehunde zuweilen auf einer Scholle, um sich inzwischen in munterem Spiel auf dem Wasser zu tummeln. Der Eisbär zeigte sich auf dem Lande als ein gewandter Läufer und Kletterer, auf dem Wasser schlau und geschickt im Beschleichen der Seehunde. In der Tundra stieß der Wanderer und Jäger auf Rudel von wilden Renntieren, deren Spuren überall gesehen wurden. Die Renntiere leben im Sommer noch weiter im Norden und können noch existieren, soweit der kümmerlichste Wuchs an Flechten und Gräsern reicht, gegen den Eintritt des Winters zogen sie aber südlicher nach dem Rande der Wälder hin. Nächtlicher Weile sah man ihre kleinen Rudel lautlos über den Schnee wandern. Einzelne wurden übrigens den ganzen Winter hindurch in der Tundra beobachtet. Früher schon waren die Vögel abgezogen, von denen während des kurzen Sommers eine ganze Anzahl die Tundra beleben. Am 18. September schon sah man als letzten geflügelten Gast eine Tannenmeise davonziehen. Die Eisbären, denen man wegen der Braten und Felle fleißig nachstellte, verschwanden gegen Ende Oktober, dann blieben die Seehunde noch einige Zeit, von deren Fleisch Toll behauptet, daß er es dem Eisbärenbraten weit vorziehe. Der Winter war voll in seine Rechte getreten.

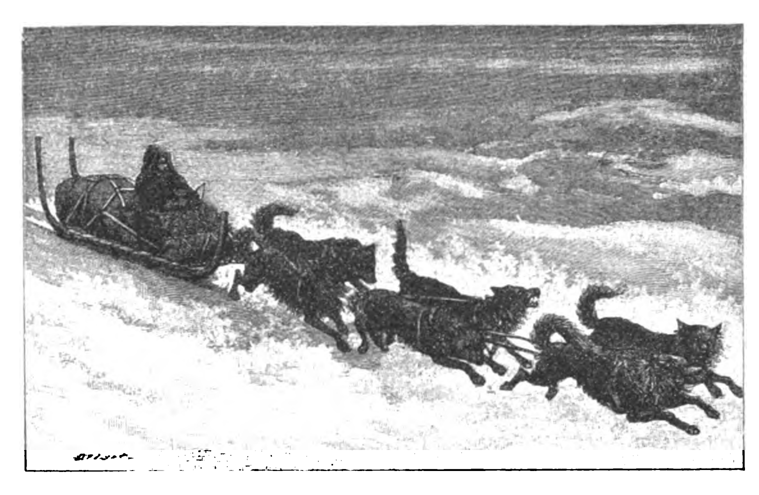
Die Mitglieder der „Sarja"-Expedition hatten die wenigen Wochen, während deren sich die Sonne noch zeigte, nicht ungenützt verstreichen lassen. Während einige die Maschine auseinandernahmen und eingefettet verpackten, den Kessel reinigten, die Takelung in Ordnung brachten und das Schiff wohnlich herrichteten, bauten andere unter der Leitung des Meteorologen, Leutnant Mathießen, Unterkunftshütten für die wissenschaftlichen Instrumente. Nur ein Teil der meteorologischen Apparate konnte auf dem Schiffe selbst beobachtet werden. Das Unifilar, das wichtigste magnetische Meßinstrument, welches die Schwankungen des Erdmagnetismus angibt, mußte auf alle Fälle ziemlich weit vom Schiffe mit seinen Eisenteilen, elektrischen Strömen u. s. w. entfernt bleiben und erhielt für sich eine Bretterhütte auf einer kleinen Gneisinsel, die nahe am Festland, aber 20 Minuten vom Schiffe entfernt lag. Aus Schnee baute man eine Hütte für die übrigen magnetischen Messungen und eine zweite für die astronomischen Beobachtungen. Da ein Teil der Beobachtungen indessen stündlich ausgeführt werden muß und die Entfernung vom Schiffe dazu zu groß war, so wurde noch eine vierte, etwas geräumigere Hütte, wiederum aus Schnee, hergestellt — als Wohnung für den Beobachter, der stets 24 Stunden bei den Instrumenten blieb und dann abgelöst wurde, so daß jeder der sieben Teilnehmer einen Tag wöchentlich am Lande war. Diese Unterkunftshütte war sogar heizbar; durch die vereinten Kräfte eines Petroleumofens und eines Petroleumkochers konnte ihr Bewohner sie auf der gemütlichen Temperatur zwischen 3° C. Wärme und 6° Kälte halten, während draußen 30—40° unter Null herrschten. Auch auf dem Expeditionsschiffe vermochte man den ganzen Winter hindurch eine behagliche Wärme zu halten, großenteils mit Hilfe von Treibholz, welches auf Eis und Tundra reichlich umherlag und mit dessen Einsammeln die Bemannung den Winter über beschäftigt wurde. Selbst während der hunderttägigen Polarnacht wurde diese Tätigkeit beim Mondschein fleißig fortgesetzt. Die Sonne verschwand den Beobachtern am 31. Oktober, um erst am 10. Februar sich wieder über den Horizont zu erheben. Die Durchschnittstemperatur des November war ungefähr — 30°, sank jedoch zeitweise auf — 45° C.

Natürlich wurde jede Gelegenheit zu Ausflügen, besonders zu Schlittenfahrten benützt, solange die Helligkeit es irgend möglich machte. In der Erforschung des Taimyrlandes auf eine möglichst große Ausdehnung lag ja der einzige Trost über das verfrühte Winterquartier. Mehr Sorge machte dem Leiter der Expedition der mit dem Fortschreiten des Winters stark abnehmende Kohlenvorrat. Mit ungefähr 300 Tonnen Kohle war man im vorigen Herbst durch die Jugorstraße gedampft, eine Menge, die von den neuesten Ozeandampfern in 12 Stunden verbraucht wird. Das Herumirren und Kreuzen in den Küstengewässern hatte den größten Teil davon verschlungen, jetzt, gegen Ausgang des Winters, hatte man ungefähr noch 100 Tonnen, ein Vorrat, mit dem man in eine neue Kampagne nicht eintreten konnte. Toll beschloß deshalb, den erfahrenen Führer der „Sarja", Leutnant Kolomeizew, nach dem Innern Sibiriens zu entsenden, um aus einem der großen Handelsplätze Kohlen zu Lande oder zu Schiff zu holen.

Kolomeizew brach zum erstenmal sehr früh auf, wohl in der Hoffnung, das Schiff noch in diesem Jahre wieder zu erreichen. Mit der Weisung, den Lauf der — südöstlich in 500 bis 600 Werst Entfernung fließenden — Chatanga zu erreichen und von dort nach dem Gouvernement Jenisseisk zu gehen, verließ seine Abteilung das Winterlager am 20. Januar. Aber es schien unmöglich, das Ziel während der noch einige Wochen andauernden Polarnacht zu erreichen. In der dritten Woche erwies sich überdies das Hundefutter als zu knapp bemessen, sei es daß man auf Jagdbeute gerechnet oder die Entfernung unterschätzt hatte, und die Umkehr wurde notwendig. Mit neuer Ausrüstung brach Kolomeizew zum zweitenmal — die Sonne war inzwischen zurückgekehrt — über die eisstarrende Tundra auf. Man ging zunächst längs der Küste, die hier den tief einschneidenden Taimyrbusen bildet. Ein beträchtliches Stück der Halbinsel, die ganze Gestalt der Taimyrbucht wurden erkundet, die Chatanga jedoch nicht gefunden. Im März, nach beinahe vierwöchiger Abwesenheit, kehrte auch diese Expedition zurück.



Am 5. April erfolgte nunmehr der dritte Aufbruch, diesmal in fast entgegengesetzter südwestlicher Richtung, um den Jenissei in der Nähe seiner Mündung zu erreichen. Es waren dabei keine neuen geographischen Entdeckungen zu erwarten, wie bei dem Marsch über die Taimyr-Halbinsel, wohl aber stand ein besserer Erfolg in Aussicht. Kolomeizew erhielt, da nunmehr eine Rückkehr zum Schiffe für dieses Jahr unmöglich schien, die Weisung, die in irgend einer Stadt an der sibirischen Bahn erlangten Kohlen teils den Jenissei abwärts nach Dicksonhafen am Ausgang des Jenisseibusens zu bringen, anderseits nach den Neusibirischen Inseln, wohin Toll diesen Sommer gelangen würde. Der letztere Transport, die Lena abwärts und dann durch die Tundra, deren furchtbare Wegbeschaffenheit im vorigen Bande geschildert wurde, war allerdings so schwer und langwierig, daß man das Ziel auch im besten Falle erst mit Eintritt oder im Laufe des nächsten Winters würde erreichen können. Kolomeizew löste diesmal seine Aufgabe. Nach 40tägigem Marsche kam er an den Jenissei und dann verhältnismäßig rasch stromaufwärts nach Tomsk, wohin durch ihn die ersten Nachrichten vom Verbleib der Expedition gelangten.



Schlitten mit Eskimohunden.

Hier oder an einem anderen Punkte der Sibirischen Bahn Kohlen zu erlangen, wäre nicht so schwierig gewesen. Dagegen stand es anders mit dem beabsichtigten Transport derselben nach Dicksonhafen einerseits, den Neusibirischen Inseln anderseits. Jeder dieser Transporte kam einer neuen, recht kostspieligen Expedition gleich, die Kolomeizew auf eigene Gefahr weder anordnen konnte noch durfte. Wir finden ihn deshalb im November 1901 bereits in Petersburg, um dort die erforderlichen Vollmachten für diese zur Ausführung der Aufgaben v. Tolls unbedingt notwendige Hilfsaktion zu erlangen. Der Kohlentransport nach Dicksonhafen, den Toll sich wohl im Bewußtsein erbeten hatte, daß es ihm vielleicht unmöglich sein würde, die geplante Umsegelung Asiens zu Ende zu führen, und daß er alsdann bei der Rückkehr das Kohlendepot an der Jenisseimündung notwendig brauchen würde — dieser Transport war ja, ob nun durch Sibirien oder auf dem Seewege, verhältnismäßig leicht ausführbar und ist auch inzwischen unter Leitung des Leutnants Kolomeizew selber erfolgt. Schwierig und kostspielig mußte dagegen die Kohlenlieferung nach Kotelnoi werden, wohin ohnedies gerade seit dem Sommer desselben Jahres eine besondere russische Forschungsexpedition unterwegs war, mit der Aufgabe, die „Sarja“ dort zu treffen und Baron Toll in seinen Forschungen auf den Neusibirischen Inseln zu unterstützen.

Kehren wir indessen (nach einem Bericht im „Geographical Journal“) zu Toll und seinen Begleitern zurück, die wir im Winterquartier an der Taimyr-Halbinsel, zur Zeit des dritten Aufbruches Kolomeizews, verlassen haben. — Zwei Tage nach der Abreise Kolomeizews, der eine Strecke Weges von dem Naturforscher Birulja begleitet wurde, setzte v. Toll sich selbst mit einem Begleiter, einem Schlitten und zwölf Hunden in Bewegung. Es galt die nähere Bekanntschaft der Taimyrküste, die auf den bisherigen Karten nur in sehr unsicheren Umrissen feststeht, und die Auffindung der Mündung des Taimyrflusses. War auch die Sonne bereits wieder über den Horizont gestiegen, so blieb doch die Landschaft eine durchaus winterliche. Die Reise ging in östlicher Richtung auf einen Punkt der Küste, wo man schon während einer früheren Anwesenheit im Herbst ein Lebensmitteldepot angelegt hatte, um es jetzt zu benützen. Die Rechnung, sich auf diese Weise einen größeren Aktionsradius zu verschaffen, stimmte leider nicht. Der Vorrat war derart unter Schnee und Eis begraben, daß viertägige Versuche, seiner habhaft zu werden, erfolglos blieben. Man hatte also nur Zeit versäumt. In östlicher Richtung, ein wenig nach Norden haltend, ging es weiter über die schneebedeckte Tundra, bald mit aller Kraft gegen Sturm und Schneetrift kämpfend, bald in schmelzendem Schnee versinkend. Oft genug waren die Reisenden genötigt, der Übermacht der Elemente zu weichen, d. h. sich tagelang in die Schlafsäcke zu verkriechen und hinter einem Felsblock abzuwarten, bis die Gewalt des Sturmes sich gebrochen hatte. Es gelang nicht, sich weiter als 250 Werst vom Winterquartier zu entfernen, dann zwang der Nahrungsmangel und die Erschöpfung der Hunde, von denen man bereits fünf verloren hatte, zur Umkehr. 40 Tage war Toll vom Schiffe entfernt gewesen, nur 27 davon konnten für den Marsch benützt werden. Während neun Tagen mußte man vor der Wut der Schneestürme in die Schlafsäcke kriechen, den Rest brachte man vergeblich an dem alten Proviantdepot zu.

Als Toll zur „Sarja“ zurückgekehrt war — auch Birulja hatte sich vor einigen Wochen wieder eingefunden — stellte sich langsam auch der nordische Frühling ein. Die Tierwelt des Meeres war längst zurückgekehrt; mit dem schmelzenden Schnee der Tundra kamen auch die

Vögel und es begann ein eiliges Nisten und Brüten, als wüßten die kleinen Sommergäste, daß ihres Bleibens in diesen Breiten nicht lange ist. Die Renntiere stellten sich ein und der Küchenzettel zeigte ein erfreuliches Wachsen.

Nur wenige Expeditionsmitglieder durften sich allerdings des Sommers unter so günstigen Umständen erfreuen. Zwei der Forscher wandten sich im Juli nochmals der Taimyrbucht zu, die bisher nur im Winter untersucht war, um ihre Buchten und etwaige Flußmündungen genauer zu bestimmen. Toll zog am 18. Juli abermals in der Richtung seiner ersten Reise aus und es glückte ihm unter den günstigen Witterungsumständen, in einer Meerenge, deren Umrisse er bereits im Winter gesehen hatte, die Mündung des Taimyrflusses zu finden. Das Leben der Tundra hatte sich inzwischen zu seiner vollen sommerlichen Höhe entwickelt. Die Steppe blühte, die Vögel sangen und reiche botanische und zoologische Sammlungen wurden gemacht. Erst am 24. August kehrte Toll nach beinahe sechswöchiger Abwesenheit zum Schiffe zurück, und fast wäre ihm das lange Zögern verhängnisvoll geworden. Schon einige Tage vor seiner Ankunft bemerkte man an Bord eine langsame Lockerung des Packeisgürtels, der die „Sarja" seit zehn Monaten umschlossen hielt. Von der Sommerwärme mürbe gemacht, widerstand das Eis nicht länger dem Anprall der nordöstlichen Winde, und am 25. August setzte sich ein gewaltiges Eisfeld, mit dem immer noch hilflosen Schiffe in der Mitte, meerwärts in Bewegung. Eine Verzögerung um nur 48 Stunden hätte die am Lande zurückgebliebenen Mitglieder in eine äußerst bedenkliche Situation gebracht. Nach einer gefährlichen Fahrt um die Vorgebirge des Sundes, unter dem furchtbaren Krachen und Splittern des Eises, erreichte man nachts das offene Meer, und schon am nächsten Tage fielen, durch Sprengen gelockert, die letzten Schollen vom Rumpfe der „Sarja" ab. Die Schraube begann sich zu drehen, man war frei.

Frei — vielleicht nur für wenige Wochen — aber doch frei in der Wahl des Kurses, der alsbald nach Osten gerichtet wurde. Nach achttägiger Fahrt in offenem Wasser wurde Kap Tscheljuskin umfahren, man trat ein in das große, fast unbekannte Gebiet des Polarmeeres, das Nordenskjöld mit seiner berühmten Asienumsegelung erschlossen hat. Nun begann, schreibt der Zoologe der Expedition, Birulja, in seinem Bericht von den Neusibirischen Inseln, der zweite Abschnitt unserer Expedition, nämlich die Suche nach dem rätselhaften Ssannikowland. In mehrwöchiger Fahrt, die durch einen tüchtigen Sturm unerwünscht, durch den Fang zahlreicher seltener Meeresbewohner aber um so angenehmer unterbrochen wurde, furchte die „Sarja" kreuz und quer die Gegend, in welcher das von Toll selbst gesehene Land liegen soll, aber keine Insel, kein Fußbreit Erde erhob sich das Meer. Man richtete den Lauf auf die östlich gelegene, besser bekannte Bennetinsel, die im Jahre 1880 von der so elend zu Grunde gegangenen Jeanette-Expedition entdeckt worden war. „Schon beim Nähern trafen wir immer mehr Eis, die Temperatur fiel schnell (die Wasserwärme hatte sich beim Passieren der Lenamündung bis auf 5° C. über Null erhoben) und bald waren wir rings vom Nebel eingeschlossen. Die Insel wurde aber plötzlich sichtbar, als wir uns ihr auf 14 Meilen genähert hatten. Am Morgen erblickten wir über der Nebelmauer plötzlich die felsigen Gipfel der Berge, den höchsten in der Form einer riesigen weißen Kuppel, von deren Höhe man Gletscher an den steilen Wänden hinabkriechen sah. Ein geheimnisvolles, den Nachbarufern Asiens so gar nicht ähnliches Land. Es war von uns nicht weit entfernt, und doch unerreichbar; uns trennte ein fester Eisgürtel von 25 Werst Breite." Also schon wieder am Packeise. Nach Nordwesten und nach Südosten erstreckte es sich in gleicher, unabsehbarer Weite. Drei Tage kreuzte man, angesichts der Insel und in der Gefahr, schon jetzt eingeschlossen zu werden. Rosenmöwen, welche die Insel wahrscheinlich als Brutplatz benützten, schwärmten in Menge um das Schiff, häufig erhoben Walrosse ihren bärtigen Kopf mit den Stoßzähnen aus dem Wasser. Man wandte sich zum Zweck der Überwinterung, nach einem nochmaligen vergeblichen Vorstoß gegen die Ssannikowinsel, den Neusibirischen Inseln zu, denen Baron Toll schon mehrere frühere Reisen und so eingehende Studien gewidmet hat, daß er unzweifelhaft für ihren besten Kenner gelten kann. Hier wurde am Westufer von Kotelnoi in der Nerpitschjabucht das Einfrieren der „Sarja" erwartet und damit das zweite Winterquartier bezogen, aus welchem die Expedition erst im Herbst 1902 erlöst zu werden hoffen konnte.

Hier traf man nach langer Zeit wieder Menschen, und zwar Landsleute an. Von der Akademie der Wissenschaften in Petersburg war, wie schon oben erwähnt, zur Ergänzung der Forschungen v. Tolls im Herbst 1900 eine Expedition auf dem Land- beziehungsweise Eiswege nach den Neusibirischen Inseln gesandt worden. Unter dem Naturforscher Wolossowitsch hatte diese Expedition im Winter die Reise durch Sibirien über Irkutsk und Werchojansk zur Eismeerküste gemacht und in Begleitung einer Anzahl Jakuten im Frühsommer das Eis überschritten, welches die Neusibirischen Inseln vom Lande trennt. Mit einem Teil dieser Expedition traf Toll auf Kotelnoi zusammen. Ob auch Kolomeizew mit dem ersehnten Kohlentransport im Laufe des Winters eintreffen würde, mußte man in Geduld abwarten. Inzwischen war ja nun Zeit genug, die Forschungen nach dem rätselhaften Ssannikowlande mittels Schlittenfahrten fortzusetzen. Ebenso sollte der zweite Winter dazu dienen, die noch ziemlich unbekannten Nordränder der Neusibirischen Inseln festzulegen. Die Überwinterung bei den Neusibirischen Inseln wurde durch das reichliche Vorhandensein von Treibholz und die Möglichkeit, sich den ganzen Winter mit Renntierfleisch zu versorgen, bedeutend erleichtert. Man fand sogar Holz genug, um die zu den magnetischen Beobachtungen erforderlichen Hütten daraus zu erbauen.

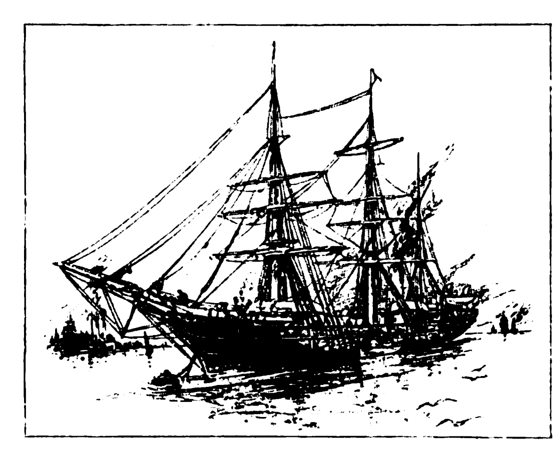
Diese Nachrichten, die Wolossowitsch bei seiner Rückkehr nach Rußland im Februar 1902



von Toll mitbrachte, blieben die letzten, die man bisher erhalten hat. Toll, der den Forscher auf seiner Rückreise bis zum Kap Swjatoinos begleitete, um der für ihn unterwegs befindlichen Post entgegen zu gehen, teilte bei dieser Gelegenheit (im März 1902) mit, daß er, sofern nicht bis zum Herbst frische Kohlen auf Kotelnoi eintreffen sollten, vermutlich den westlichen Weg nach Hause, das heißt die Rückkehr vorziehen würde, anstatt übereilt das Wagnis einer Fahrt durch die Beringstraße zu unternehmen. „Ich denke", schrieb er, „meinen noch vorhandenen Kohlenvorrat zu benützen, um Fahrten im Eismeer nördlich der Neusibirischen Inseln zu unternehmen und mit dem letzten Rest in die Lena einzulaufen. Ich hoffe auf diese Weise die Mitglieder der Expedition auf der ‚Sarja' bis Irkutsk zu bringen." Sollte der Kohlenvorrat auch dazu nicht mehr ausreichen, so war der Rückzug über Land gegen eine der ostsibirischen Siedlungen geplant. Die Route dafür hatte Toll mit Wolossowitsch vereinbart, um ihm die Anlage von Proviantdepots zu ermöglichen. In diesem Falle würden freilich auch die nach Dicksonhafen gesandten Kohlen zu spät kommen, was kein großer Schade sein würde, da sie für eine spätere Expedition auf denselben Bahnen ein unschätzbares Depot bilden würden.

Unter allen übrigen Expeditionen, die sich 1901 und 1902 in der Arktis befanden, hat diejenige des Amerikaners Baldwin am meisten öffentliche Teilnahme gefunden, weniger ihres Erfolges wegen, als weil das ausgesprochene Ziel der Reise, unter Absehung von speziellen geographischen Forschungen, der Nordpol war. Da die Expedition, allerdings mit dem Motto: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, im August 1902 von Franz Josephsland zurückgekehrt ist, mag hier von ihren bisherigen Taten kurz erzählt werden. Baldwin verließ Archangelsk Ende Juli 1901 auf der von Kapitän Johansson geführten „America", die für diese Reise neuerbaut worden war. Der Urheber der Reise, der amerikanische Millionär Ziegler, hatte ihm Mittel in jeder Höhe zur Verfügung gestellt und ihm als einziges Ziel die „Erstürmung des Pols" aufgetragen. Der Weg sollte derselbe sein, auf welchem im Sommer 1900 der tapfere Cagni von der Expedition des Herzogs der Abruzzen die größte Polhöhe erreicht hatte. Baldwins Plan war, im Herbst 1901 so weit wie möglich nach Norden vorgeschobene Depots zu errichten und mit ihrer Hilfe etwa vom Winterquartier der italienischen Expedition aus im März einen bisher noch nicht dagewesenen Sturmlauf gegen den Pol zu unternehmen. Seine Ausrüstung an Schlitten, Hunden und Proviant war umfassender als eine frühere. Die Reise sollte ähnlich wie diejenige Pearys stattfinden, mit zahlreichen Leuten und Schlitten im Anfang, immer weniger beim Fortschreiten, so daß zuletzt nur ein bis zwei Schlitten mit leichter Ausrüstung die entscheidenden Tagemärsche zu vollziehen hätten. Der Rückmarsch, nach den bisherigen Erfahrungen meist nur ein hilfloses Umherjagen auf dem treibenden Eise, konnte entweder nach Franz Josephsland zurück oder nach der Nordspitze oder Nordostküste von Grönland führen, in jedem Falle sollte die Expedition ein neues Schiff mit frischer Ausrüstung vorfinden, welches überdies Depots an geeigneten Punkten für sie anlegen würde.

Auch Baldwin zog nur aus, um zu erfahren, daß der arktische Winter mit Tatkraft allein, und würde sie durch unbeschränkte Millionen unterstützt, nicht zu besiegen ist. Nur ungewöhnlich günstige Witterungsverhältnisse werden, vielleicht ganz unerwartet, einmal den Schlittenweg zum Nordpol öffnen, wenn es einen solchen gibt. Getrennt von der „America" begab sich im Herbst das ebenfalls für die Expedition gewonnene Schiff „Frithjof" mit einem Teil der Reservevorräte nach Franz Josephsland und entledigte sich derselben auf Wilczekland im Süden des Kronprinz Rudolfslandes, wo das Winterquartier der italienischen Expedition gewesen war. Der „Frithjof" kehrte sofort zurück und meldete, daß er am 18. August die nach Norden steuernde „America" zuletzt gesehen habe. Man sollte über das Schicksal Baldwins nicht



Baldwins Polarschiff „America".

allzulang in Unruhe bleiben. Im Juli 1902 ging „Frithjof", vollständig neu ausgerüstet, sogar mit einem neuen Material an Schlitten und Zubehör, von Tromsö wieder nach Norden. Das konnte doch wohl nur den Zweck haben, Baldwin im Falle des Mißlingens der ersten Sommerkampagne die Rückkehr zu ersparen und ihm sowohl die zweite Überwinterung als auch — im Falle des Verlustes seiner Schlitten und Hunde beim ersten Versuch — den zweiten Vorstoß im Frühjahr 1903 zu ermöglichen. Baldwin aber war zur selben Zeit schon auf dem Rückwege begriffen und befand sich am 1. August bereits in Tromsö, mit der zwar etwas beschädigten, sonst aber wohlbehaltenen „America". Sein Sturm auf den Pol war ein Mißerfolg gewesen, so wenig er das, nach dem Wortlaut seiner ersten Nachrichten, selber zugeben will. „Die Arbeit dieses Jahres war erfolgreich, heißt es da, ein großes Depot kondensierter Nahrungsmittel ist durch Schlitten auf Rudolfsland, angesichts des Standquartiers der italienischen Expedition, angelegt worden. Ein zweites Depot ist 81° 33′ nördlicher Breite und ein drittes bei Kap Lodge angelegt worden. Das Depot auf Rudolfsland ist fünfmal so groß wie das der

italienischen Expedition.“ Trotzdem erklärte Baldwin später, die Besorgnis wegen Nahrungs- und Kohlenmangel habe ihn im Sommer 1902 gezwungen, von Zieglers Kamp, wie das reich ausgestattete Winterquartier getauft war, aufzubrechen, das heißt den Rückweg anzutreten. Allerdings waren bei dem erfolglosen, vom Ende März bis Mai dauernden Vorstoß nach Norden die Schlitten zu Grunde gegangen, da aber der Amerikaner noch im Juli über 150 gute Hunde und fünf Ponies verfügte, hätte er angesichts der reichen Jagd im Sommer und der großen Reservelager wohl ruhig abwarten können, ob das bestimmt zu erwartende Entsatzschiff nicht neue Schlitten mitbrächte. Selbst die Havarie der „America“, die den Hauptanker im Treibeise verlor und den Schraubenrahmen brach, war noch kein Grund zur Flucht, da das Fahrzeug durch den erwarteten „Frithjof“ abgelöst werden konnte.

Baldwins Mißerfolg begann schon im Herbst 1901, da die Eisverhältnisse ihn verhinderten, so weit wie erwartet nach Norden vorzudringen. Nicht einmal die Stelle des italienischen Lagers konnte erreicht werden; erst im Winter drang man zu Schlitten bis dahin vor, um Reservedepots anzulegen. So begann denn auch die Abfahrt von Zieglers Kamp im März unter zweifelhaften Aussichten, da der Weg unter diesen Umständen weiter als derjenige Cagnis war. Aber auch innere Gründe scheinen am Mißlingen ihren Anteil gehabt zu haben. Die Einigkeit und Kameradschaftlichkeit, die auf den meisten früheren Polarschiffen Tradition war und zu den Erfolgen viel beitragen mußte, fehlte hier. Baldwin und der Kapitän der „America“, Johansson, brachen schon wenige Monate nach dem Antritt der Reise die persönlichen Beziehungen zu einander ab. Der Amerikaner scheint nicht die Fähigkeit besessen zu haben, den in nautischen Dingen überlegenen Schiffsführer zu behandeln. Vielleicht war auch Johanssons Benehmen nicht einwandfrei, doch in einer gefahrvollen Stunde, wo das Eis mit dem vor Anker liegenden Schiffe davongehen wollte, sprengte er gegen Baldwins Willen die Ankerkette und führte das Schiff unbeschädigt hinaus. Bei den Matrosen scheint der Amerikaner wenig beliebt gewesen zu sein. „Nicht einmal die Hand reichte er uns beim Abschied!“ sagte einer der schwedischen Matrosen, als die Mannschaft nach Ankunft des Schiffes in Tromsö entlassen wurde. Auch andere Vorwürfe sind gegen Baldwin erhoben, die wohl noch eingehenderer Begründung bedürfen. Auf Rudolfsland hatte die italienische Expedition ein Depot für drei Mitglieder hinterlassen, die bei dem Vorstoß Cagnis über das Eis verschollen blieben. Baldwin kam in die Nähe der Stelle, soll aber die Erlaubnis verweigert haben, sie zu besuchen, um nach Spuren der Unglücklichen zu forschen. Unwahrscheinlich wäre der Erfolg allerdings gewesen.

Wie dem nun sein mag, eine glückliche Hand hat der Amerikaner bei der Ausführung seines Unternehmens nicht bewiesen, und der von den Blättern gemeldete Entschluß Zieglers, die Fortsetzung der Expedition in andere Hände zu legen, ist nicht unbegründet.

Und die Erfolge von Baldwins Reise? „Wir haben“, teilt er selbst mit, „die ersten kinematographischen Bilder des arktischen Lebens erhalten. Wir entdeckten Nansens Hütte, bekamen das dort gelassene ursprüngliche Dokument wieder und verschafften uns Bilder der Hütte. Wir haben auch Meeressamlungen für das Nationalmuseum, neue Karten u. s. w.“ Wenn das auch kein Ersatz für den Aufwand einer der bestausgerüsteten Polarexpeditionen ist, so beweist es doch wenigstens, daß Baldwin und seine Begleiter ihre Zeit nutzbringend ausgefüllt haben.

Von den sonstigen arktischen Reisen der jüngsten Zeit seien nur der Vollständigkeit wegen noch einige Worte gesagt, in erster Linie von den verschiedenen Versuchen, die riesige Doppelinsel Nowaja-Semlja näher zu erforschen, die in einem beinahe 1000 Kilometer langen Bogen die Karasee vom Sibirischen Polarmeere abschnürt.

Nowaja-Semlja gehört, trotz gelegentlicher früherer Besuche, zu den lockenden Zielen der arktischen Forschung. Der Besuch Prof. Kjellmanns während der Nordenskjöldschen Expedition von 1875 und einige kurze Besuche des Schweden Ekstam waren nur erfolgreich genug, um eine ausgiebigere Forschung an den eisblockierten Küsten der großen Polarinsel nutzbringend erscheinen zu lassen. Im Sommer 1901 begab sich eine schwedische Expedition, wiederum unter der Leitung Dr. Ekstams, über Moskau nach Archangel, wo leider die sofortige Abfahrt durch schweres Treibeis noch bis Anfang August verzögert wurde. Das Reiseprogramm bestimmte, von Archangel durch das Weiße Meer und die Barentssee nordwärts zu fahren bis zum Matotschkin-Schar, der schmalen Meerenge, welche die beiden Hauptinseln von Nowaja-Semlja trennt. Durch diese Straße sollte dann in das Karische Meer eingedrungen und möglichst viel von den unbekannten Ostküsten des Landes erforscht werden. Die sehr ungünstigen Eisverhältnisse des Sommers ließen diese Absichten nur zur Hälfte zur Ausführung kommen. Der Matotschkin-Sund, den man nach viertägiger Fahrt erreichte, war mit dickem zusammengeschobenen Polareis bedeckt, welches wochenlang unbeweglich stehen blieb. Man hätte die Ostküste und die Karasee nur auf dem Eis- beziehungsweise Landwege erreichen können und alsdann, vom Expeditionsschiff getrennt, den Proviant und die gesamte Ausrüstung mit sich führen müssen; dazu reichte die Zahl der Schlitten und Zugtiere nicht aus. So war man auf die Westküste beschränkt, wo man trotz der schlechten Eisverhältnisse Fühlung mit dem Schiff behalten konnte und wo Ekstam seine früheren Forschungen fortsetzte. In den westlichen und südlichen Küstengebieten fand man einige hundert von Sibirien eingewanderte Samojeden vor, die indessen bei ihrer Übersiedlung einen schlechten Tausch gemacht haben. Die unter Eis und Schnee begrabene Insel bringt keinerlei genießbare Vegetation hervor. Die kurzen Sommermonate werden mit der Jagd auf Eisbären und wilde Renntiere, ferner mit dem Seehund- und Robbenfang nebst Lachsfischerei zugebracht, und der Ertrag muß auch für den langen harten Winter reichen, wo Schlafen und Essen oder vielmehr Hungern die einzige

Lebensbetätigung dieser Verstoßenen sind. Die Renntierjagd ist wenig ertragreich, Bären, Robben und Seehunde gibt es reichlich, ein ungünstiger Sommer kann indessen auch diesen Teil der Jagd so weit schmälern, daß die wenigen Bewohner im Winter der ärgsten Not ausgesetzt und wohl gar auf ihren spärlichen Besitz an Hunden als Nahrungsmittel angewiesen sind. Die russische Regierung hatte eine dichtere Besiedlung von Nowaja-Semlja mit nordsibirischen Nomadenstämmen in Aussicht genommen, das harte Klima aber, trotz der südlicheren Lage viel schlechter als dasjenige von Spitzbergen, wird diesen Plan wohl nicht zur Ausführung kommen lassen. Die Teilnehmer der Expedition beschlossen, als sie im Oktober zurückkehren mußten, sofort eine Wiederholung ihrer Forschungsreise im nächsten Sommer, um dann bei hoffentlich günstigerem Wetter die Ostküste zu erreichen. Übrigens war Nowaja-Semlja im gleichen Sommer, wo Ekstam die Insel besuchte, auch das Ziel des russischen Eisbrechers „Jermak“. Admiral Makarow hatte, wie bereits im vorigen Jahrbuch erzählt wurde, die Absicht, Baron Toll an der Nordküste von Sibirien aufzusuchen. Mit seinem eisernen Schiff hoffte er um die West- und Nordküste von Nowaja-Semlja herum und quer durch die Karasee nach der Jenisseimündung gelangen zu können, aber altes, stark angewachsenes Küsteneis hielt den „Jermak“ bereits unter dem 75. Breitengrade auf und zwang Makarow zu der westlichen Änderung seines Kurses, von der früher berichtet worden war. Immerhin konnten bei dieser Gelegenheit die Westküsten der Inselgruppe genauer als bisher vermessen werden.

Das Ringen um den Südpol.

Selbst die viel länger und häufiger besuchten Ränder des Arktischen Meeres haben ein Schauspiel, wie es jetzt am Rande des Südpolar-Kontinents sich abspielt, wohl kaum gesehen. Wohl sind in der Arktis zeitweilig mehr Schiffe und Forschungsreisende zugleich tätig gewesen als jetzt im Bannkreise des Südpols. Aber daß gleichzeitig vier wohl ausgerüstete Expeditionen, darunter wenigstens zwei des größten Umfanges und mit voller staatlicher Autorisation, einen mehrjährigen Aufenthalt in der Polarzone nehmen und ihr Forschungsgebiet planmäßig untereinander verteilen, um mit einem Schlage die Antarktis ein gutes Stück aus ihrem bisherigen Dunkel herauszuheben, ist wohl kaum dagewesen. Ob diese Anstrengungen Erfolg haben werden? Denkt man daran, wieviel hundert Streiter, wieviel arbeitsvolle Jahrzehnte notwendig waren, um das nördliche Eismeer bis auf den heutigen Stand unseres Wissens zu erforschen, so wird man nicht zweifeln, daß die Antarktis auch nach der Heimkehr der „Discovery“ und des „Gauß“, der „Antarctic“ und des „Hecla“ ziemlich tief in den Schleier des Geheimnisvollen getaucht bleiben wird.

Über die Ausfahrt und die Absichten der deutschen und englischen Südpolexpedition ist im vorigen Jahre berichtet worden, und heute ist dem damals Gesagten wenig hinzuzusetzen, denn Nachrichten sind von beiden Schiffen inzwischen nicht eingetroffen und waren auch nicht zu erwarten. Über die deutsche Expedition ist nur noch einiges aus den letzten Berichten nachzutragen, die auf Kerguelen geschrieben, aber erst im Sommer 1902, und auch das nur durch einen glücklichen Zufall, nach Europa gelangt sind. Der Leser wird sich erinnern, daß es zum Programm der deutschen Expedition gehörte, auf der Kergueleninsel eine Zweigstation sowohl zur naturwissenschaftlichen Forschung im allgemeinen als zur meteorologisch-magnetischen Beobachtung im besonderen zu unterhalten, die erst bei der Rückkehr des Polarschiffes wieder aufgelöst werden sollte. Das vom Deutschen Reiche gecharterte Lloydschiff „Tanglin“, welches den Leiter und das Material der Kerguelenstation, außerdem noch eine Menge Ladung für den „Gauß“ und 50 sibirische Schlittenhunde über China und Australien nach Kerguelen bringen und hier mit dem Expeditionsschiffe zusammentreffen sollte, war gleichzeitig ausersehen, den Reisebericht der Expedition zwischen Kapstadt und Kerguelen



E. v. Drygalski, Leiter der deutschen Südpolexpedition.

mit in die Heimat zu nehmen. Es kam aber anders. Als der „Gauß“, sowohl durch den Aufenthalt in Kapstadt als unterwegs länger als erwartet beschäftigt, sich um Neujahr 1902 dem Royal-Sund auf Kerguelen näherte, wo man die Station von Enzensperger inzwischen angelegt glaubte, fand sich nichts einer solchen Kolonie Ähnliches vor. Endlich entdeckte man eine Signalstange mit der deutschen Flagge und in einer verfallenen Robbenschlägerhütte auf Hog Island eine Flaschenpost, des Inhalts, daß Enzensperger genötigt worden sei, die Ladung des „Tanglin“ nach der Observatory-Bai zu schaffen, wo die Bedingungen für eine Station günstiger lagen und wo schon 1874 eine englische Expedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs gewohnt hatte. Am 2. Januar wurde dort gelandet. Der Lloyddampfer war bereits fort. Er war durch das Löschen der Ladung und der Hunde für die Südpolexpedition, wobei die chinesische Schiffsmannschaft sich ganz unbrauchbar erwiesen hatte, in seinem Kurs erheblich aufgehalten worden und

hatte die Ankunft des „Gauß“ nicht mehr abwarten können.

So gelangte mit dem „Tanglin“ nur ein Bericht Dr. Enzenspergers über die Reise von Sidney nach Kerguelen und die Arbeiten bis zur Abreise des Schiffes in die Heimat. Enzensperger war von der Leitung des Zoologischen Gartens in Berlin gebeten, nach Möglichkeit lebende Vögel unterwegs und auf der Kergueleninsel zu fangen und mit dem „Tanglin“ zurückzusenden. Er besuchte, um über die beste Transportart und Fütterung dieser Tiere sich zu unterrichten, in Sidney den Direktor des Zoologischen Gartens und erhielt von ihm wertvolle Ratschläge. Am 12. Oktober 1901 ging das Schiff in See, um erst nach vierwöchiger schwerer Fahrt in der Observatoriumsbucht auf Kerguelen zu landen. Der vorbestimmte Platz im Drei-Insel-Hafen wurde als ungeeignet zur Überwinterung befunden, dagegen konnte auf den Grundmauern des alten englischen Hauses das neue Wohnhaus errichtet werden. Durch einen kleinen, 80 Meter von der Küste entfernten Süßwassersee war man auch der Trinkwassersorge überhoben. Eine schwere Arbeit war das Löschen der Güter; das Schiff lag ziemlich weit vom Ufer, die Überfahrt mit den Booten bei stürmischem Schnee- und Regenwetter war beschwerlich, und dabei galt es außer 57 alten und 24 jungen, meist während der Fahrt geborenen Hunden, 360 Tonnen Kohle, 250 Tonnen Ausrüstungsgegenstände, 100 Kisten Proviant, viel Hundekuchen, Petroleum u. s. w. ans Land zu bringen. Die chinesische Besatzung war teils krank, teils meuterte sie sogar, und die beiden Expeditionsmitglieder mußten mit Kapitän Neuhaus und den Offizieren des „Tanglin“ fast die ganze Arbeit allein tun. Mit Mühe wurde das Wohnhaus aufgerichtet, alle sonstigen Arbeiten mußten aufgeschoben werden. Zur Jagd war vollends keine Zeit, nur drei Pinguine wurden gefangen und mitgesandt. Obwohl vier Wochen unter diesen Arbeiten vergingen, war der „Gauß“ immer noch nicht eingetroffen, und so dampfte „Tanglin“ am 14. Dezember mit den Briefen Enzenspergers nach Sidney zurück.

Als am 2. Januar das Schiff mit den Mitgliedern der Südpolarexpedition in der Observatory-Bai vor Anker lag, gab es ebenfalls viel zu tun. Man mußte den beiden Einsiedlern helfen, ihre Observatorien aufzubauen, mußte Ladung und Hunde übernehmen und auf dem „Gauß“ unterbringen, und schnell vergingen einige Wochen. Jede freie Stunde wurde zur Fortsetzung und Vervollständigung der Reiseberichte benützt, an denen alle Mitglieder der Expedition sich beteiligten. Am Vormittag des letzten Januars steuerte endlich das Polarschiff der südlichen Eismauer und dem Endziel seiner Reise entgegen. Erst zwei Monate später, am 2. April, landete durch Zufall wieder ein heimatliches Schiff, der deutsche Dampfer „Essen“, an der Kergueleninsel, zwar in einer anderen Bucht, aber dennoch entdeckt von der Besatzung der Station, die sich nun dieser Gelegenheit bedienen konnten, ihre eigenen Mitteilungen und die ihnen anvertrauten Briefe der „Gauß“-Besatzung in die Heimat zu senden.

Da der Inhalt der letzteren sich meist auf die unterwegs gemachten Meeresstudien beschränkt, so seien hier nur wenige Mitteilungen daraus angeführt. Auf dem Wege von Kapstadt nach Kerguelen liegen am einsamen Rande des Indischen Ozeans, dessen warme Wellen hier schon von den Strömungen des Eismeeres auf wenige Grade über Null abgekühlt werden, die Crozetinseln, zahlreiche Klippen, die eine Gruppe von vier größeren vulkanischen Eilanden umgeben. Am ersten Weihnachtstage wurde die größte dieser Inseln, die Possessionsinsel, erreicht. Da die Gruppe seit ihrer Entdeckung vor 130 Jahren nicht ein einziges Mal behufs wissenschaftlicher Untersuchungen betreten ist, so wurde, um diese Lücke auszufüllen, gelandet und die Beschaffenheit des Landes näher untersucht. Die Insel baut sich aus lauter übereinander gelagerten, zu verschiedenen Zeiten aus dem Meeresschoße gequollenen Lavaströmen auf, deren stellenweise acht entdeckt wurden. An der Küste bricht die aus diesen Laven aufgetürmte Platte steil 200 Meter tief zum Meere ab, dessen Wellen zahlreiche Buchten und Schluchten in das Ufer gefressen haben. Die Inseln sind unbewohnt, nur Tausende von arktischen und subarktischen Vögeln, Pinguine, Kormorane, Sturmvögel, belebten die Ufer, und schwerfällige See-Elefanten wälzten sich am Strande. Im Hintergrund der Buchten, welche die Brandung gegraben hat, stürzen sich da und dort schäumende Bäche im Steilsturz über die roten Lavamauern ins Meer. Bei den Crozetinseln wurden vom „Gauß“ auch die ersten Eisberge gesichtet, zwei gewaltige Kolosse, die durch einen Zufall ungewöhnlich weit nach Norden verschlagen sein mußten, denn man begegnete bis zur Kerguelengruppe sonst keinem Eise mehr.

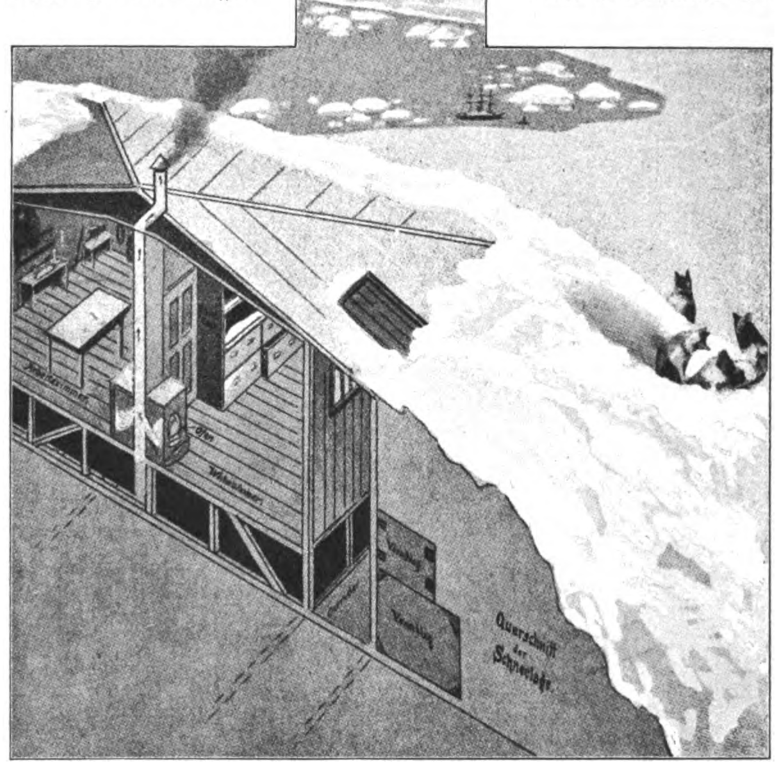
Auch von der englischen „Discovery“-Expedition sind die letzten Nachrichten, von Neuseeland datierend, inzwischen eingelaufen. Auch von ihrer Reise ist wenig nachzutragen. Erheblich früher als das deutsche Schiff vom Kap abgefahren, erreichte „Discovery“ auch ihr vorläufiges Ziel, Lyttelton auf Neuseeland, früher und konnte bereits am 21. Dezember 1901 von Lyttelton südwärts ihrem Operationsfelde auf Victorialand entgegendampfen. Auch die Engländer hatten sich unterwegs eine kleine Nebenaufgabe gestellt. Sie liefen die kleine Insel Macquarie-Island zwischen Neuseeland und dem Südpolar-Kontinent an, die nach 53tägiger Fahrt von Kapstadt aus erreicht wurde und Anlaß gab, eine hübsche ornithologische Sammlung aufzutreiben, die von Lyttelton in sechs großen Kisten nach Hause gesandt wurde. Die rund 35 Kilometer lange Polarinsel ist von ungeheuren Massen antarktischer Vögel belebt. Die Pinguine horsteten zu tausenden, man fand außer dem bekannten Königspinguin noch eine andere Art mit einem gelben schopfartigen Federbüschel. Raubmöwen und Sturmvögel wurden in Menge gesehen und erlegt, an Eissturmvögeln wurden allein sechs Arten nach England gesandt.

Was den von Beginn der Expedition an gerügten Zustand des englischen Polarschiffes „Discovery“ betrifft, so haben die bisherigen Reiseberichte darüber etwas Beruhigung im Gefolge



gehabt. Die Notwendigkeit einer Hilfsexpedition ist dagegen um so mehr anerkannt worden, als die „Discovery" auf der Fahrt nach Neuseeland einen Zusammenstoß mit Eis hatte und infolgedessen in Lyttelton wiederum, zum zweitenmal seit dem Verlassen der Heimat, gedockt werden mußte. Wenn demgegenüber der Vorsitzende der „Royal Geographic Society" die „Discovery" nach wie vor als Ideal eines Polarschiffes bezeichnet, so ist das eben — englisch. Das inzwischen von Kapitän Scott selbst nachdrücklich verlangte Entsatzschiff ist nun glücklich im letzten Juli von England abgegangen. Es ist die 1871 in Norwegen für den Walfischfang gebaute „Morgenen", die man, ziemlich teuer beiläufig, gekauft und flugs auf englisch als „Morning" umgetauft hat. Ob die „Morgenen" dadurch jünger und besser geworden, wird sie beim Kampf im Eise zeigen. Mit Proviant und starken Vorräten an Kohle ist „Morning" unter Leitung Kapitän Kolbecks nach der Küste von Victorialand gesandt worden, wo zur Zeit ihrer Ankunft im Dezember oder Januar (dem antarktischen Sommer) die englische Expedition ihr erstes Winterquartier abgebrochen und ihre Entdeckungsfahrten aufgenommen haben wird. Wird die „Discovery" hier gefunden, so hat sich das Hilfsschiff ihrem Leiter bis zum Frühling 1903 zur Verfügung zu stellen. Im anderen Falle sollen an der Victoriaküste verschiedene Kohlen- und Proviantdepots niedergelegt werden, um sowohl die eigene Rückkehr als die der Hauptexpedition zu sichern. „Morning" hat alsdann die Aufgabe, nach Osten längs der von Roß entdeckten Eismauer zu fahren, um die Expedition zu finden und auf eigene Faust die geographischen Forschungen aufzunehmen.

Neben der englischen und deutschen war eine schwedische Südpol-Expedition von Anfang an geplant. Ihre Leitung sollte dem Geologen Otto Nordenskjöld übertragen werden, der ein Neffe des berühmten „Umseglers Asiens", sich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten bereits einen Namen gemacht hat, und dessen Vetter Erland Nordenskjöld, der Sohn des Geographen, gleichzeitig im unerforschtesten Teile von Südamerika weilte. Obwohl dem Forscher eine erbetene Staatsbeihilfe zu den bereits zum größten Teile von privater Großherzigkeit aufgebrachten Expeditionskosten verweigert wurde, konnte die schon mehrfach im Nordpolarmeere benützte „Antarctic" doch noch rechtzeitig nach dem von Nordenskiöld erwählten Operationsfelde absegeln, um noch den südlichen Sommer von 1901 auf 1902 zu benützen. Das Ziel der Norweger war das südlich von Kap Horn liegende, weder in das Gebiet der englischen noch der deutschen Expedition fallende Grahamland. Es ist ein auch von den früheren antarktischen Reisen verhältnismäßig wenig berührtes und recht unbekanntes Gebiet, und einer der wenigen, die es schon besucht haben, nämlich Kapitän Larsen, der 1893 das Polarmeer östlich von Grahamland auf dem „Jason" befuhr, ist auch als Kapitän der Nordenskjöld-Expedition geworben. In Petermanns Mitteilungen (1902, Heft 6) ist über die Reise der „Antarctic" das bisher bekannt Gewordene mitgeteilt.



Winterhaus der englischen Südpolexpedition.

Von Staten Island an der argentinischen Küste, wo eine erdmagnetische Station zur Vergleichung mit den Ergebnissen der Beobachtungen von Kerguelen und Neuseeland eingerichtet wurde, segelte die „Antarctic" am 6. Januar 1902 nach Süden. Schon lange vor dem Kreuzen des Polarkreises trat die Expedition in eine der erhabensten Eiswüsten der Antarctis ein. Die Süd-Shetland-Inseln fand man unter Eis und Schnee begraben, von den 900 Meter ansteigenden Wänden hingen Gletscher herab und tauchten mit ihren Zungen ins Meer. Kein Grashalm färbte die dunklen Wände, nur auf der Nelsoninsel wurden zwischen den Schneefeldern einzelne Stellen gefunden, die mit Moosen, Flechten und Algen bewachsen waren. Das Pflanzen- und Insektenleben ist verschwindend, wenn man es mit der Fülle des hochnordischen vergleicht, alle Zeugungskraft der Natur scheint

sich hier auf die Lebewelt des Meeres zu konzentrieren, die dem Besucher in einer fast unbegreiflichen Fülle entgegentritt. Diese ins Riesenhafte gehenden Fischmassen, ihrerseits wieder die Vorbedingung der unermeßlichen Vogelschwärme und der Wale, sind wohl nirgends auf der Erde zum zweitenmal anzutreffen. Robben, Seehunde, vom Anblick des Menschen so wenig erschreckt, daß sie sich streicheln ließen, belebten zu tausenden die Felsen und das Eis. Nur die Pinguine, die gerade beim Brutgeschäft waren, zeigten sich reizbar und teilten Schnabelhiebe aus, wenn man sie zu stören drohte. In solcher Umgebung näherte sich die „Antarctic" der Eismauer und drang bald in einen der Kanäle ein, die sich zwischen den Insel- oder Festlandmassen von Grahamland, König Oskarland und Louis Philippeland ins Innere verzweigen. Das letztgenannte Land zur Linken, segelte das Schiff in dem gewonnenen Meeresarm südlich. Wenn die bisherige Ansicht, daß Louis Philippeland eine Insel sei, zu Recht bestand, so mußte der Kanal sich zuletzt östlich wenden, so daß man die Insel umsegeln und die geplanten Aufnahmen an der Ostküste machen konnte. Da aber der Fjord sich immer mehr nach Südwesten wandte, so wurde zuletzt umgekehrt und um die nördliche Kante des Landes nach der Ostküste gesegelt. Ob es nicht geraten gewesen wäre, die einmal gewonnene Meeresstraße so weit zu verfolgen, bis sich kein Durchgang nach Süden mehr öffnete, d. h. bis an die Stirn des großen zu vermutenden Binnenlandgletschers, müssen die Polarkundigen entscheiden. So ist die Frage, ob der große Kanal an der Westseite von Philippeland ein wirklicher Fjord oder eine trennende Meerenge ist, immer noch unentschieden. An die Ostküste des Landes gekommen, stellte man auch hier den Unterschied fest, der die beiden meridionalen Küsten so vieler Länder und Halbinseln scharf kennzeichnet. Während die gletscherbedeckte Westküste reich an Fjorden ist, steilrecht aus mächtiger Höhe abstürzt und unter Eis und Schnee begraben liegt, zeigte sich auf der Ostseite ein teils flaches, teils hügeliges Land von einförmiger Küstenbildung und nur teilweiser Schneebedeckung. Auf der Seymourinsel wurde ein kurzer Aufenthalt genommen und dann der Weg nach Süden auf dem Kurs des „Jason" gesucht. Es zeigte sich, daß der Sommer entweder ungewöhnlich kalt, oder das Klima in dem letzten Jahrzehnt überhaupt ungünstiger geworden war. Kapitän Larsen fand die Grenze des Packeises, welches auch König Oskarland mit einer festen Mauer verrammelt hielt, um einen vollen Breitengrad nördlicher, als bei seiner Fahrt im Jahre 1893. Man kreuzte in der Hoffnung, eine Durchfahrt zu finden, noch 20 Tage an der Eisbarriere, sah sich aber dann gezwungen, nach Louis Philippeland zurückzukehren, wo auf der Halbinsel Snowland die Wintervorräte und die Ausrüstung für Nordenskjöld und seine Begleiter ausgeladen wurden. Mit dem Gelehrten hatten sich der Physiker Bodmann, der Arzt Ekelof und zwei Matrosen zur Überwinterung entschlossen. Sie behielten Proviant für zwei Jahre, und Kapitän Larsen übernahm es außerdem, bei der Rückfahrt womöglich noch ein Depot auf König Oskarland anzulegen, um die Bewegungen vom Winterlager aus zu erleichtern. Schlitten und 24 Hunde wurden ebenfalls zurückgelassen.



Gletscher im Admiralitätsfjord.

Der Führer der „Antarctic" hat sein Versprechen nicht einlösen können. Bevor er nach Feuerland zurückgelangte, ging das Expeditionsschiff in einem heftigen Sturm bei der Robertsoninsel fast zu Grunde. Eine Landung auf Oskarland wurde durch das Packeis auch diesmal verhindert, und der einziehende Winter zwang, die wärmeren Gewässer von Argentinien aufzusuchen. Hier im südlichsten Teile des Atlantischen Ozeans, dem noch wenig erforschten Weddelmeer, hatten die auf der „Antarctic" noch verbliebenen Gelehrten eine Reihe von hydrographischen Aufgaben zu erledigen, deren Mittelpunkt die Inseln des Süd-Georgia-Archipels waren. Dieses Programm wurde bis zum Juni 1902 in vollem Umfange erledigt, dann wandte sich der Dampfer, der durch die Unterstützung der argentinischen Regierung in zeitweilige Kabelverbindung mit der Heimat treten konnte, nach den Gewässern von Feuerland, wo die Meeresuntersuchungen fortgesetzt werden sollten, bis im Dezember 1902 das Eintreten des südlichen Frühlings die Rückkehr zum Winterquartier Nordenskjölds erlauben würde. Was die bisher bekannt gewordenen Erfahrungen der

schwedischen Expedition besonders interessant macht, ist der Umstand, daß dieselben, d. h. unerwartet schlechte, Eisverhältnisse, wie Nordenskjöld sie bei Grahamland antraf, auch der deutschen und englischen Expedition manche Schwierigkeiten gemacht und ihre Forschungsergebnisse, ja unter Umständen auch die Lage der Überwinterungsplätze wesentlich beeinflußt haben dürften.

Von der „Antarctic" sind übrigens im Herbst 1902 noch neue Mitteilungen durch einen Brief ihres Meteorologen an die „Umschau" (Frankfurt 1902) nach Europa gelangt, und zwar aus Pt. Stanley auf den Falklandinseln, wo sich das Schiff bis zum Herbst aufhielt. Nach dem Aufenthalt in dem schönen Georgia-Archipel erschienen Natur und Klima auf Falkland furchtbar und traurig. Öde, leicht gewellte Heidesteppen ohne Baum und Strauch, die ungastlichste Landschaft der Welt, wenn die wütenden, Winter und Sommer mit gleicher Gewalt blasenden Stürme darüber hinsausen. Orkane mit furchtbarem Schneetreiben sind häufig, und weder Menschen noch Tiere finden vor ihnen im Freien den geringsten Schutz. Pferde- und Rinder-, besonders aber die Schafzucht bildet die Einnahmequelle der Bewohner, die sich meist in Stanley zusammendrängen und am liebsten die engen schmutzigen Schnapshöhlen bevölkern, wo auch die Seeleute sich während ihres Landaufenthaltes meist „erholen". Die Schafe weiden das ganze Jahr ohne Aufsicht im Freien und sind gegen das harte Klima ziemlich unempfindlich. Dagegen erliegen von den Rindern und Pferden, die barbarischerweise im Winter ebenfalls hinausgetrieben und sich völlig selbst überlassen werden, jährlich viele dem Schnee und der Kälte, und der unerhört harte Winter, den die „Antarctic" dort zubrachte, hatte unter den Viehbeständen der Insel entsetzlich aufgeräumt. Hunger und Kälte ließen sie auf freiem Felde massenhaft hinsterben. „Macht man einen Spaziergang nach dem Kamp, so trifft man unaufhörlich auf diese armen Tiere, die sterbend oder tot auf den Schneewehen liegen." Die Stürme an den Küsten der Falklandinseln stehen denen um das Kap Horn an Stärke nicht nach, und das Scheitern von Kuttern und Schunern ist keine Seltenheit. Im September brach Kapitän Larsen nach Feuerland auf, um im Hafen von Uschuia die letzten Vorbereitungen zu treffen und mit dem Eintritt des Frühlings die zweite Fahrt nach dem Polareise anzutreten.

Es bleibt nur noch übrig, von der schottischen Expedition einige wenige Worte zu sagen. Ist schon die Expedition der Schweden, außerhalb des Polarkreises überwinternd und von geringerem Umfang, nicht für so weitgehende und eindringende Forschungen bestimmt, wie diejenigen der Deutschen und Engländer, so wird die schottische Forschungsreise, ohne eine Überwinterung, lediglich der Meeresforschung zwischen Graham- und Enderbyland gewidmet sein. Man wird sich dabei — die „Hecla" dürfte erst im Dezember 1902 im Antarktischen Meere eintreffen — natürlich dem Lande beziehungsweise der Eismauer so weit wie möglich nähern und dadurch einerseits die Bemühungen der Schweden im Westen, anderseits die Forschungen der deutschen Expedition im Osten unterstützen.

Asien.

Zwischen Euphrat und Bosporus. Auf der anatolischen Eisenbahn. Viehzucht im Hochland. Im Zentrum der Meerschaumgewinnung. Kappadozien, das Land der Felsenhäuser. Auf der Trace der Bagdadbahn. Die cilicischen Tore. Ein Märchenland am Taunus. Der Gesang der Schlangen. * Vom Tian-Schan zum Himalaja. Zwei große Reisen durch Innerasien. Quer durch die Gobiwüste. Die Stadt der 30.000 Lamas. Die Mongolei für Rußland. Koslows Zug durch das tibetanische Hochland. Klima und Bodenformen in den tibetanischen Alpen. An den Quellen des Hoangho. Streitbare Mongolenstämme. Winterlager am Retschu. Die Geheimnisse von Lhassa. Rückzug nach der sibirischen Grenze. Sven Hedins zweiter Zug durch Tibet. Eine Riesenkarawane. Auf den Pässen von Hochtibet. Der Zug des Todes. Ein kühner Handstreich. In tibetanischer Eskorte. Noch einmal vorwärts. Quer durch Tibet zur indischen Grenze. In der Eiswelt des Karakorum. Eine indische Gipfelbesteigung. * Forschungsreisen und Wanderfahrten im Malaien-Archipel. Sumatra, das Land der Urwälder. Die ostasiatischen Dampferlinien. Petroleumquellen auf Sumatra. Stromauf in den Urwald. Auf den Landstraßen des Innern. Im Reiche der Siamangs. Ein Paradies für Botaniker. Imperata imperatrix, die Königin der Hochsteppen. Indische Gastfreundschaft. Seltene Funde. Am Indischen Ozean. Elektrische Goldmine im Urwalde. Die Königinbucht und das Padangsche Hochland. Sumatranische Gebirgsbahn. Ein Luftkurort unter dem Äquator. Reiskultur im Oberland. Die Bodenschätze von Sumatra. Wohlstand der Eingeborenen. Im Lande der Atjeher. Auf den Tabakpflanzungen von Deli. Fahrt nach Celebes. Handel in Makassar. Land und Leute in Minahassa. Die To Ala des Urwaldes in Celebes. * Leben und Reisen in Japan. Fünfundzwanzig Jahre japanischer Kulturentwicklung. Jokohama im Regen. Japan auf der Eisenbahn. Nikko, die Tempelstadt des Shintokultus. Das Reisen im Innern. Japanisches Wirtshausleben. Auf den Stromschnellen des Tenriugawa. Hokkaido, das Land der Ainos und Militärkolonisten. Kyoto, der Mittelpunkt der Japankunst. Die Region der Erdbeben. Fischfang mit Kormoranen. An den Abhängen des Fujijama. Eine Eisgrotte in den Tropen. Entenjagden im kaiserlichen Park. Neue Forschungen auf Formosa. * Neues aus dem Reich der Mitte. Das chinesische Problem und das Konzert der Mächte. Kulturfortschritte in Kiautschou. Die Schantungbahn und Englands Chinahandel. Die Wahrheit über China und die chinesische Moral. Die chinesischen Gilden und der westliche Handel. Der russische Kulturträger im Reich der Mitte. Ein Aufruhr auf Bestellung. Dalny, der Phönix des Gelben Meeres. Auf der Eisenbahn nach Peking. Straßenleben in Peking. Gibt es noch Kannibalen in China? Die Sternwarte von Peking und ihr Schöpfer.

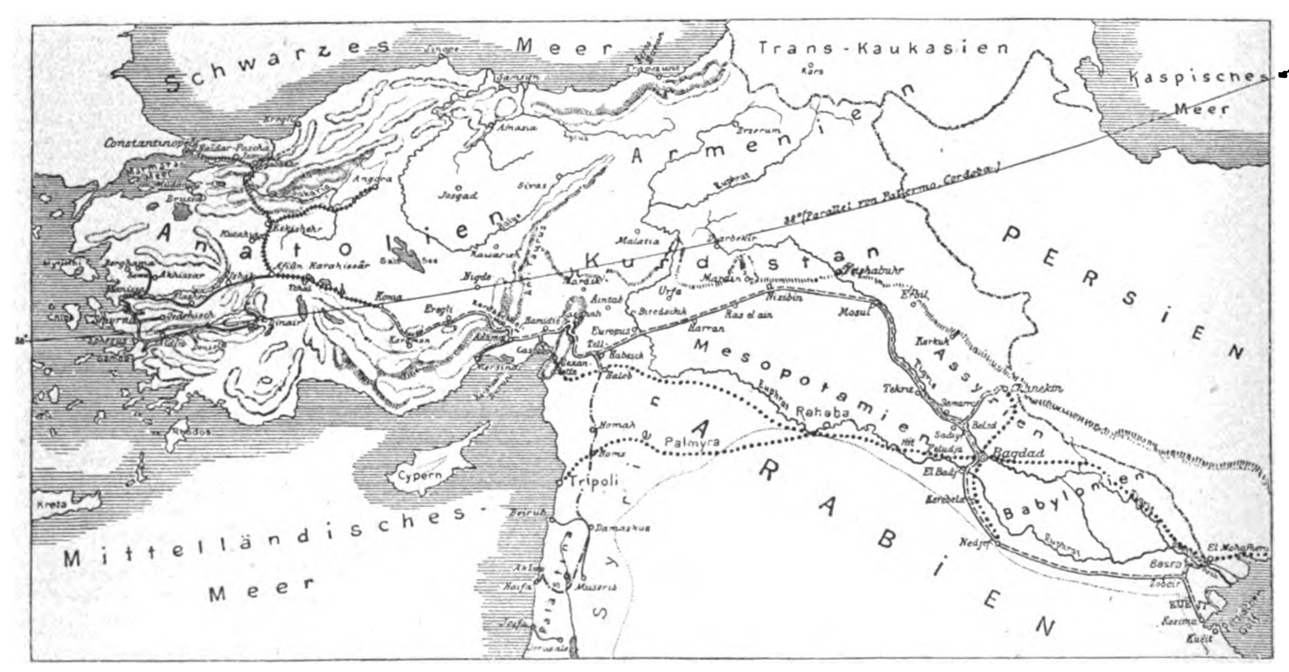
Zwischen Euphrat und Bosporus.

Durch die im vorigen Bande des Jahrbuches bereits charakterisierte Bagdadbahn wird nicht allein zum indischen Wunderlande ein neuer Weg geöffnet und das alte Stromland Mesopotamien wieder erschlossen sein, es wird auch auf die Kultur und Entwicklung Kleinasiens von unabsehbarer Wirkung sein, wenn ein in ordentlicher Verwaltung stehender Schienenstrang das ganze Land in diagonaler Richtung durchschneidet. In Angora und Konia erreicht ja die anatolische Bahn, deren südlicher Arm zur Fortsetzung bis Mesopotamien und zum Persischen Golf bestimmt ist, schon heute ziemlich die Mitte Kleinasiens, trotzdem wird erst der endgültige Ausbau beider Linien sie befähigen, diejenige Rolle in der Hebung Kleinasiens zu spielen, die von der Verwaltung des großen Unternehmens mit viel Energie und Geschick erstrebt wird. Als das weitaus anziehendste

Stück der anatolischen Bahn verdient wohl das erste Drittel derselben, von Skutari bis Eski-Schehr, dem Knotenpunkt der nach Angora und Konia abzweigenden Äste, eine kurze Schilderung, zumal die ihrer Verwirklichung bereits näher kommende Bagdadbahn das in Deutschland ohnehin vorhandene Interesse für Kleinasien und die verzweigten geschäftlichen Beziehungen der deutschen Industrie zu diesem Lande nur noch kräftigen wird.

Über das erste, Skutari mit Jsmid am Ende des gleichnamigen Golfes verbindende Stück der Bahn, das die deutsche Gesellschaft seinerzeit fertig von der türkischen Regierung übernahm, ist nicht viel zu sagen. Wer es nicht eilig hat und von den Schönheiten der bithynischen Halbinsel, an deren Südgestade die Bahn entlang geführt ist, wenigstens aus der Ferne etwas sehen will, macht die Reise bis Jsmid am besten im Dampfer; er kann alsdann ebenso die schönen Ufer des Golfes als die hohen bewaldeten Bergzüge zu beiden Seiten, über denen sich am Ende des Golfes der meist mit Schnee bedeckte Keltepe erhebt, besser als von der Eisenbahn aus bewundern. Dagegen ist die 10stündige Fahrt von Jsmid nach Eski-Schehr eine der Glanztouren, die sich überhaupt irgendwo auf der Eisenbahn machen lassen, denn auf dieser Strecke muß der Zug aus der niedrigen Küstenzone zu dem annähernd 1000 Meter hohen Plateau des Jnnern von Anatolien emporsteigen und dabei alle Künste in Anwendung bringen, die dem Eisenbahnbau im Gebirge nur irgend zur Verfügung stehen. Nur eine kurze Strecke, bis zur Station Adabazar, windet sich die Linie durch die anmutige Küstenlandschaft. Dann tritt die steile bewaldete Gebirgswand, welche die erste Stufe des Hochlandes vom Küstensaume trennt, dicht neben den Schienenstrang, und bald führt letzterer mit einer scharfen Wendung in eine Schlucht mit jähen Wänden hinein, welche die erwähnte Gebirgsmauer bis an ihren Fuß spaltet, und aus deren Mündung der zum Pontus hinabeilende Sakaria hervorbricht. Hier beginnt das berühmte Defilé von Balaban, durch welches schon im Altertum und zur Zeit der Kreuzzüge eine belebte Heerstraße ins Jnnere hinaufführte und welches nunmehr auch die Bahn benützt hat. Die Schlucht bewahrt übrigens infolge des grünen Gewandes, welches ihre Wände von unten bis oben überzieht, selbst an den engsten Stellen, wo der Weg der Eisenbahn dicht neben dem Strom in den Fels gesprengt ist, ihren freundlichen Charakter. Die Nußbäume, Edelkastanien und Feigen, die den Bestand an nordischen Baumarten, Eichen, Ahornen, Buchen u. s. w. reichlich untermischen, geben der Vegetation ihren mittelländischen Charakter. Dabei steigt die Trace schnell und unausgesetzt, so daß schon in dem großen, auf die erste Schlucht folgenden Talkessel die Flora einen, mehr infolge der Trockenheit als der Höhe allerdings, wüstenhaften Eindruck macht, und man durch das jeweilige Auftauchen einer Karawane von Kamelen, die schwerbeladen im Gänsemarsch einen primitiven Weg entlang trotten, kaum überrascht wird. Hat doch das Kamel als Transportmittel in Anatolien auch nach der Entstehung der Eisenbahn seine Bedeutung fast in vollem Umfange behalten. Kräftig, so daß es mit 4 Zentner beladen werden kann, genügsam und ausdauernd, dabei billig (300 bis 600 Mark), wird es sogar in direktem Wettbewerb mit der Eisenbahn noch stark benützt und in den meisten Gegenden Kleinasiens ist es neben dem Büffelgespann das einzige Lastenverkehrsmittel.

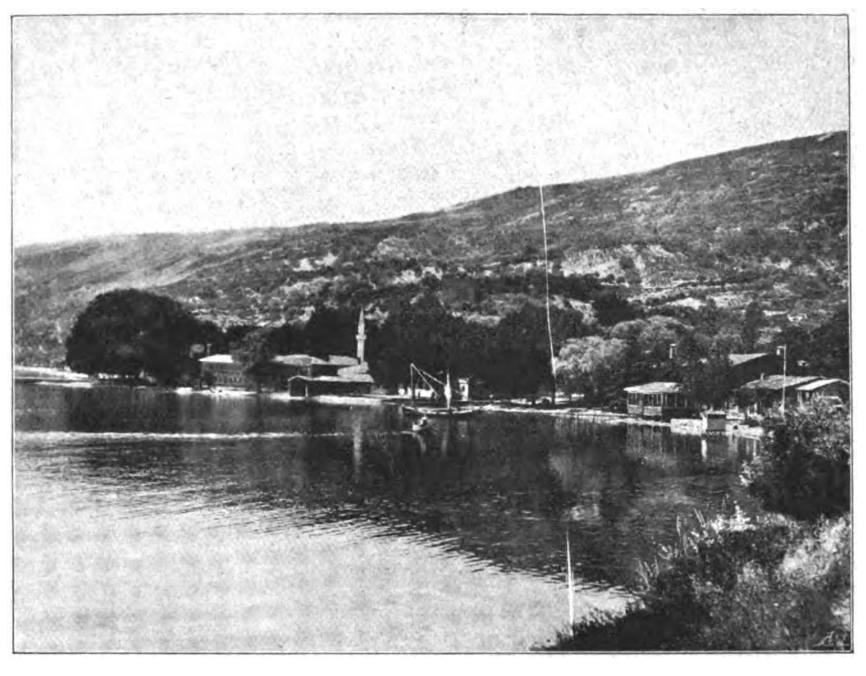
Die Eisenbahn tritt rasch in ein zweites, bei weitem engeres und düsteres Defilé, die Schlucht des Kara Su, in welcher die Kalkwände rechts und links so nackt und jäh emporsteigen und die ganze Umgebung von solcher wilden Großartigkeit ist, daß man die düstersten Alpenschluchten zu durchfahren meint. Gerade diese Schlucht endet aber



Karte von Anatolien.

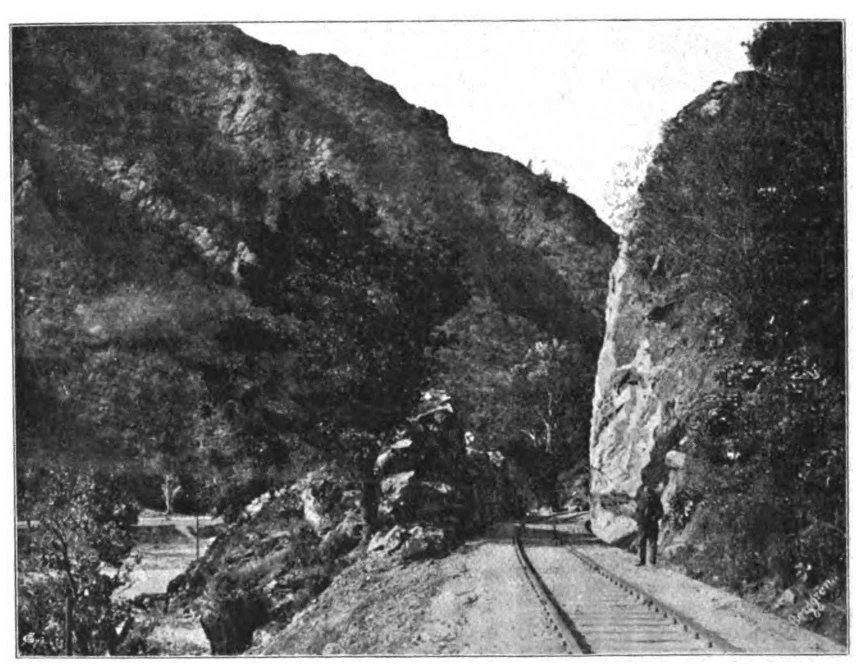


in einem freundlichen, völlig in Grün eingesponnenen Talkessel; man blickt auf ein Meer von Oliven, Feigen, Pfirsichen, Mandeln, vor allem aber Maulbeerbäumen, da der Kessel von Biledschik zu den bedeutendsten Zentren der türkischen Seidenzucht gehört. Bis hieher ist die Bahn um beinahe 250 Meter über den Golf von Ismid gestiegen, jetzt beginnen die erstaunlichen Windungen, die den Zug über die riesigen Wände des Tales von Biledschik auf das 600 Meter höhere Plateau heben, eine Linienentwicklung von imposanter Kühnheit, die zahlreiche Tunnels, Kehren, Viadukte und alle übrigen Mittel der Baukunst reichlich in Anspruch nimmt. Die Veränderung der Vegetation spiegelt die rasch gewonnenen Höhenzonen deutlich genug wider, bis oben auf dem Plateau ein üppiger Graswuchs dem Lande einen ganz neuen Anstrich gibt, und statt der bisher geschauten Bilder aus Landwirtschaft und Industrie der Schwerpunkt der Kultur dieser Hochlandgebiete, die Viehzucht, in den Vordergrund rückt.



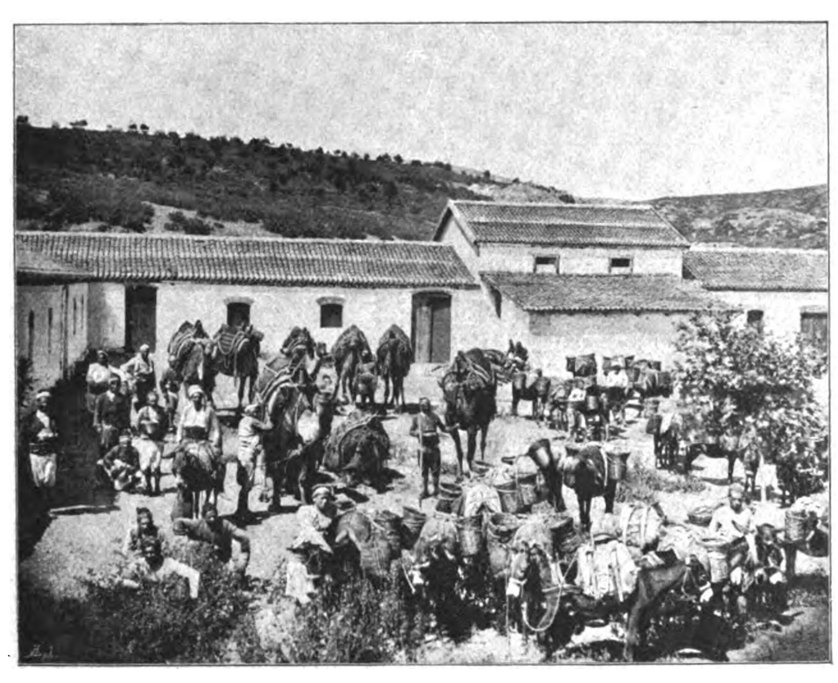
Um Golf von Ismid.

Tatsächlich sind die Weideflächen der Hochebenen von Kleinasien groß genug, um die ganze Türkei mit Fleisch, Milch und Wolle zu versehen. Leider ist aber der Anatolier des Hochlandes ein so schlechter Viehzüchter, als der des Tieflandes ein mäßiger Landwirt ist.[1]) Nachdem er zu Gunsten der unbeschränkten Weideplätze Waldareale von unermeßlichem Wert geopfert und seine Neigung zum nomadenhaften Umherstreifen durch die Viehzucht immer weiter ausgebildet hat, fehlt ihm nunmehr die Einsicht und Tatkraft, für das im Sommer wohlversorgte Vieh auch während des rauhen Winters Obdach und Nahrung zu schaffen. Selten gibt es Ställe, hie und da bieten große Höhlen des Kalkgesteins den Herden Unterschlupf bei schlechtem Wetter, meist wird das Vieh, auch im Winter auf die Weide angewiesen, abends in offene Hürden getrieben, wo die Tiere allen Unbilden des Wetters schutzlos ausgesetzt sind. Die erste Folge ist, daß die Verluste in harten Wintern erschreckend groß sind, die zweite, daß der ganze Schlag, mag es sich um Schafe, Rinder oder Ziegen handeln, degeneriert und weder Zucht- noch Schlachtvieh von einiger Qualität vorhanden ist. Besonders die Rinder sind klein und verkümmert, während die sowohl zur Arbeit als zur Milchgewinnung viel gezüchteten Büffel von besserem Schlage sind. Die Büffelkühe geben nicht allein mehr, sondern auch viel länger Milch, die merkwürdigerweise den doppelten Fett-



Schlucht von Balaban.

[1]) Wir folgen in den wirtschaftlichen Angaben dieses Kapitels dem trefflichen Werke Dr. Rud. Fitzners: „Anatolien, Wirtschaftsgeographie." Berlin 1902.



Kamel-Rasthaus in Eski-Schehr.

Von den Fortsetzungen der anatolischen Eisenbahn ist der nördliche Arm zunächst bis Angora gebaut worden, obwohl die Gesellschaft im Besitz der Konzession, die Linie bis Kaisarieh (Cäsarea) herzustellen, schon seit Jahren ist. Da sich die Verwaltung der anatolischen Eisenbahn keineswegs eine lediglich verkehrstechnische Aufgabe gestellt hat, sondern vor allem durch die Hebung der Bodenkultur, Viehzucht und Industrie in den berührten Gegenden erst die Vorbedingungen für einen starken Verkehr zu schaffen hat, so ist es ganz begreiflich, daß sie zu Gunsten letzterer Arbeit den Weiterbau der Linie in das je östlicher, desto weniger ertragreiche Land noch hinzögert. Die bisher durchschnittenen Landschaften Phrygien und Galatien bieten ja mit ihren unendlichen Weideländern, ihren fruchtbaren Flußtälern und volkreichen Städten noch auf lange Zeit kulturelle Arbeit genug.

ertrag der Rindermilch haben soll. — In solcher Umgebung, deren Einsamkeit und Fremdartigkeit abends durch das Geheul der Schakale dicht neben der Bahn noch erhöht wird, erreicht man Eski-Schehr, den Knotenpunkt der Bahn und das Welt-Handelszentrum des Meerschaums. Eski-Schehr hat als Verkehrsknotenpunkt schon seit alters her eine Rolle gespielt, denn genau in den Richtungen, die nunmehr — einerseits nach Osten über die unermeßlichen Hochebenen des Binnenlandes, anderseits nach Süden und Südwesten zur Küste von Cilicien — die Eisenbahn von hier aus verfolgt, haben schon im Altertum zwei wichtige Heerstraßen sich erstreckt. Der Grund dafür liegt in der Bodenbeschaffenheit und Talverzweigung klar vorgezeichnet. Auch als Mittelpunkt des Handels mit Meerschaum ist Eski-Schehr schon von alter Bedeutung, denn die Gruben des Pursuktales sind seit dem Altertum in Betrieb gewesen. Jetzt wird in der Umgebung der Stadt in einem weiten Umkreis Meerschaum gewonnen, und zwar noch immer in der alten höchst primitiven Weise. Gruben und Schächte von der rohesten Arbeit, in die man auf weichen, ins Erdreich gegrabenen Stufen von halsbrechender Art hinabklettert, reichen bis 40 Meter in die Tiefe, unten wird das geschätzte, im rohen Zustand weiche Material durch primitive Stollen gewonnen. Die Grubenarbeiter gehören durchweg den niedrigsten Schichten an, eine internationale, aus Abenteurern, Verbrechern und verkommenen Existenzen zusammengesetzte Gesellschaft, in der nicht viel Aufhebens davon gemacht wird, wenn bei der leichtfertigen Art des Grubenbaues und der Arbeit einer oder der andere durch Sturz oder Verschüttung sein Ende findet. Eski-Schehr ist der Sammelpunkt der gesamten Förderung. Hier werden die rohen, schmutzigen Klumpen gereinigt, getrocknet, poliert und endlich, sortiert nach der Größe und sorgsam in Watte gehüllt, versandt.

Dagegen wird die weitere Fortsetzung der Linie bis Kaisarieh, die zumeist im Tal des Kisil Irmak verlaufen dürfte, ein historisch und völkerkundlich um so interessanteres Land durchschneiden, bei dem wir zur Würdigung neuerer Forschungen kurz verweilen müssen.

Recht im Herzen von Kleinasien, teils im oberen Tale, teils umgürtet von dem großen Kreisbogen des Kisil Irmak oder Halys der Alten, liegt die Provinz Kappadozien. Wie der größte Teil des inneren Kleinasien, besteht auch der Boden dieses Gebietes aus vulkanisch aufgeworfenem weichen Tuffgestein, in das die Niederschläge und Flüsse sich tief hineinfressen, um ihren Lauf teilweise unterirdisch fortzusetzen, und über welches hier und da noch in großen Platten eine härtere Lavaschicht gebreitet ist. Als zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts der französische Reisende Lucas, als erster Europäer seit Jahrhunderten, hieher gelangte, versetzte er durch seine Erzählungen alle Zeitgenossen in Erstaunen und Zweifel. Die Leute wohnten, wie er schrieb, in der Gegend von Kaisarieh zu tausenden nicht in Häusern oder Hütten, sondern in großen runden Steinpyramiden, die sie in den Flußtälern errichteten oder aus dem Felsboden herausmeißelten und in welche sie dann ihre Wohnräume und Kammern, ja ganze Tempel und Kirchen einschnitten oder aushöhlten. Er habe mindestens 50.000 solche gewaltige Kegel von Tuffstein gesehen.

Das und vieles andere, was der wackere Franzose erzählte, klang ja in der Tat etwas anfechtbar und man kann es verstehen, daß die gelehrte Welt Europas an diese Troglodyten, die sich ihre Höhlen in selbstgetürmte Felspyramiden

aus einem Stück bohrten, nicht recht heran wollte. Aber das XIX. Jahrhundert, in welchem sich eine stärkere Welle von Geographen über Kleinasien ergoß, gab dem französischen Entdecker, wenigstens in der Hauptsache, recht. Höhlenbewohner sind die anatolischen Bauern, veranlaßt durch die brennende Sonne ihres Himmels, die Trockenheit des Bodens und Klimas und die weiche Beschaffenheit ihrer Gesteine, allenthalben und zu allen Zeiten gewesen, die merkwürdigsten Formen aber und den weitesten Umfang hat dies Troglodytentum allerdings, sei es durch Tradition, sei es aus anderen Ursachen, in Kappadozien angenommen. Unter vielen anderen Forschern hat sich besonders der Amerikaner Sterrett zu verschiedenen Malen und noch in neuester Zeit wieder mit dem Studium dieser Höhlenwohnungen beschäftigt, und ich folge hier einer Arbeit im „Globus" (Januar 1902), die sich in erster Linie auf die Veröffentlichungen Prof. Sterretts stützt.

Die meisten Leser werden die kegel- oder nadelartige Verwitterungsform weicher Gesteine und Bodenarten kennen, wie man sie beim Kalk in den Dolomiten, bei der Kreide auf Rügen, beim Sandstein in der Gegend von Oybin, ja beim Lehm und dem Eise der Gletscher wiederfindet. Am schönsten prägt sich diese Pyramidenform aus, wenn die Spitze des durch Gerinne und Abwaschung gebildeten Pfeilers durch eine härtere Schicht gebildet wird, die das Verwittern von oben her verzögert. So ist es in der Gegend, von der hier die Rede ist. Alle Reisenden, welche das Tal des Kisil Irmak bei Udsch-Assarü gesehen haben, sind einig in der Bewunderung des märchenhaften Eindruckes dieser Zehntausende von Tuffkegeln, die auf dem teils ebenen, teils hügeligen Boden sich erheben. Die meisten Kegel tragen auf der Spitze noch die Haube aus dunkler Lava, die einst als meterdicke Schicht das ganze Land bedeckte; von 10 bis 20 Meter Höhe der kleineren Kegel reicht die Größe bis zu 90 Meter bei den bedeutendsten, die wie Vulkankegel anmuten. Wo die schützende Lavadecke einmal verloren gegangen ist und der Regen unmittelbar auf das weiche Tuffgestein schlägt, setzt sich die Verwitterung noch jetzt rasch fort und wird erst mit der völligen Zerstörung der Tuffgebilde haltmachen. In diese weichen und doch gegen Frost, Hitze und Nässe gleich undurchlässigen Kegel ihre Wohnungen zu verlegen, kann den Leuten dieser Gegenden nicht ganz von ungefähr gekommen sein. Vielleicht waren Vorratskammern, Zufluchtsorte oder Tempelräume die ersten in das Gestein getriebenen Höhlungen. Vielleicht auch stammt der Gebrauch, sich der Tuffkegel und -wände zu bedienen, aus jener frühen Zeit, wo der Mensch natürliche oder künstlich erweiterte Höhlen überhaupt als einzige Wohnstätte betrachtete. Jedenfalls finden sich in Udsch-Assarü, Matschan und den übrigen Höhlenstädten von Kappadozien neben einfachen, anspruchslosen Felsenkammern der Neuzeit und der letzten Jahrhunderte solche, deren Ornamentierung, Säulen und dergleichen in die römische, hellenische und noch viel frühere Zeiten zurückweisen.

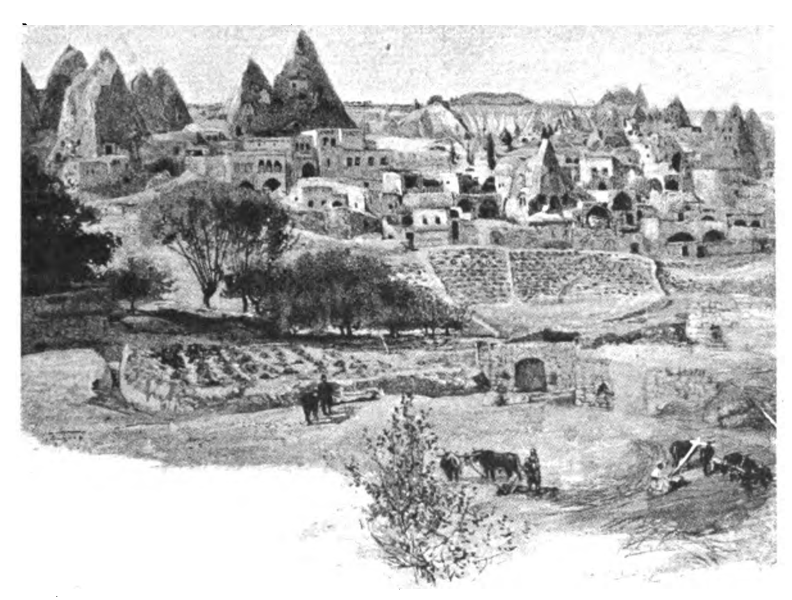
Die Wohnungen, welche der Fleiß des Menschen in diese Tuffkegel gehöhlt hat, sind keineswegs beschränkt und primitiv. Die einzelnen Kammern sind geräumig und stets in mehreren Geschossen, meist zwei bis vier übereinander, angelegt. Sterrett fand indessen ein solches Gebäude, welches sogar neun Stockwerke besaß. Selten befindet sich der Eingang zu ebener Erde, meistens ist er ziemlich hoch über dem Boden angebracht und durch zwei Reihen von stufenartigen, in das Gestein gehauenen Löchern zugänglich. Das erinnert stark an die Zeit, wo dergleichen Höhlenwohnungen hauptsächlich dem Zwecke der Verteidigung und des Schutzes dienten. Auch die einzelnen Geschosse sind durch kaminartige, mit Steiglöchern versehene Schächte verbunden. Alle Räume sind mit kleinen Fensteröff-



Tuffkegel bei Udsch-Assarü.

nungen versehen, die schon von außen die Zahl der übereinander liegenden Geschosse erkennen lassen.

Übrigens sind bei weitem nicht alle ausgehöhlten Tuffkegel bewohnt oder auch nur zum Zwecke des Bewohnens angelegt. Da sind zunächst die kirchlichen Zwecken gewidmeten Häuser, seien es neuere oder solche aus grauer Vorzeit, die seit Jahrhunderten kein Fuß mehr betreten hat. Sie lassen durch die künstlerischen Einzelheiten ihres Baues auch die Zeit ihrer Entstehung am besten erkennen. Man findet solche Tempel- oder Kirchenbauten, meist arg mitgenommen vom Zahn der Jahrhunderte, aus altgriechischer Zeit so gut wie aus frühchristlicher, z. B. byzantinische Kirchen, deren Innenwände mit recht hübschen Reliefs verziert sind. Dann ist die Menge der ehemals bewohnten Bauten, die besonders, wenn sie durch Verwitterung oder Einsturz ihr schützendes Lavadach verloren haben, durch Regen und Frost arg mitgenommen und teilweise bis auf die Innen-



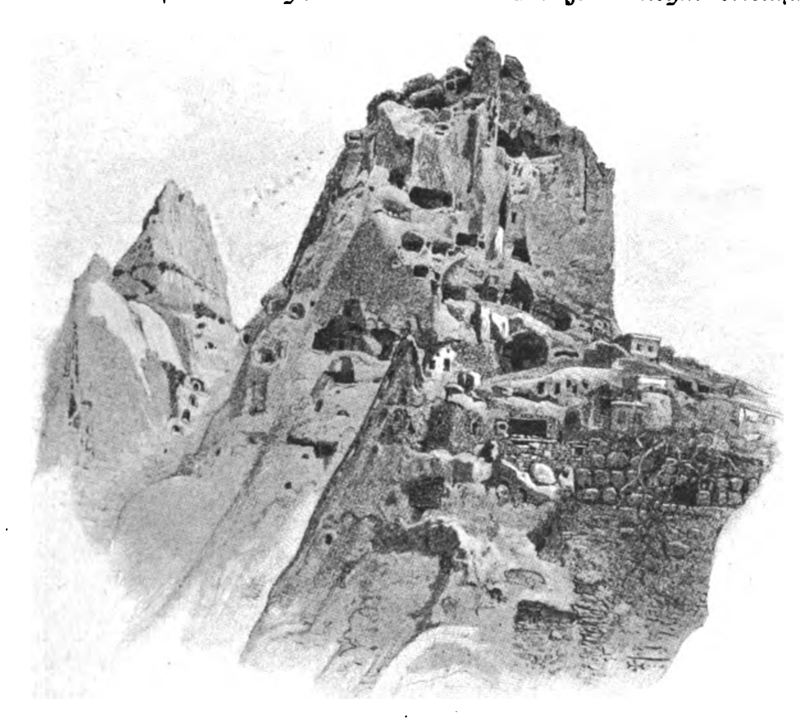
Höhlendorf Matschan.

(der ehemaligen und vom Regenwasser vielleicht noch benützten Schlucht) zugekehrten Räume erhalten Licht, alle dahinter liegenden sind in ewiges Dunkel getaucht, und kein Mensch kann wissen, wie tief sich die Behausung seines Nachbarn in den Fels erstreckt oder ob derselbe eines Tages einen nachbarlichen Besuch von hinten durch einen zufällig in falscher Richtung verfolgten Tunnel riskieren wird. In Ürgüb besteht die ganze Hauptstraße aus solchen Felsenwohnungen. Dieselben sind auch gar nicht schwer herzustellen. Ein Arbeiter kann in dem weichen Tuff einen Raum von 8 Meter Länge, 4 Meter Breite und 3 Meter Tiefe in einem Monat aushöhlen, das heißt täglich mehr als 3 Kubikmeter. — Wenn man von Udsch-Assarü, das ungefähr im Mittelpunkt des vorwiegend von Troglodyten bewohnten Gebietes liegt, sich nach Westen begibt, erreicht man bald eine meilenbreite Plateaulandschaft, deren Rücken noch vollständig von harter, ungebrochener Lava bedeckt ist. Wo aber die Hochfläche in steilem Absturz sich zu den Tälern und Schluchten der Umgebung senkt, finden sich die Abhänge sofort wieder durchwühlt von Hunderten von Höhlen, die so alt sind, daß auch die Eingeborenen nicht die geringste Ahnung haben, welche Labyrinthe sich hier unter den Lavafeldern verzweigen. Völlig unbewohnt ist auch das uralte ehemalige Höhlendorf Soghanlü-Dere, das man durch einen Tagemarsch südlich von der Stadt Ürgüb erreicht. Aus dicht aneinander gedrängten Klippen und Felszinnen bestehend, ist die ganze Landschaft buchstäblich durchlöchert von Zehntausenden von Höhlen und Grotten, zum großen Teil alte Kapellen, in denen sich viele Heiligenbilder befinden. Schwärme von unzähligen Tauben haben von diesen Wohnstätten der Vorzeit Besitz ergriffen. Hier sind auch Nachgrabungen veranstaltet, mit dem Ergebnis, daß die einstigen Bewohner sogar ihre Toten in ihren Höhlen begraben haben.

Über die Frage, wie alt wohl die Technik dieser Höhlenwohnungen sei, haben Sterrett und Oberhummer scharfsinnige Untersuchungen angestellt. Mit Recht kann man wahrscheinlich, dem Mitarbeiter des „Globus" folgend, annehmen, daß die ersten bewohnten Höhlen, vielleicht nicht einmal vom Menschen geschaffen, sondern durch die Natur erzeugt und nur künstlich erweitert, ziemlich so alt sein werden,

räume bloßgelegt sind. Sie werden zu Vorrats- und Trockenkammern, vielfach auch als Taubenschläge benützt. Tauben werden überall zu tausenden gehalten. Viele der ausgehöhlten Steine sind jedenfalls von vornherein nur zu diesen Zwecken bearbeitet.

Nicht allenthalben ist die Verwitterung der mächtigen Tuffschicht, die einen so großen Teil von Anatolien überlagert, bis zur Bildung isolierter Kegel vorgeschritten. Vielfach ist das Gestein von alten, jetzt längst ausgetrockneten Wasserläufen schluchtartig zerschnitten und in einzelne Bänke oder Blöcke zerlegt. Dann haben die Bewohner, wie in der Stadt Ürgüb, die Häuser ganz in das Innere des Gesteins verlegt. Nur die der Straße



Felsenschloß Udsch-Assarü.



wie das Auftreten des seßhaften Menschen in diesem Teile Kleinasiens überhaupt zurückreicht.

Übrigens mag noch geraume Zeit vergehen, bevor sich diese Gegenden mit dem Eintreffen der ersten Lokomotive dem Weltverkehre und damit neueren Sitten öffnen. Die Verlängerung der anatolischen Eisenbahn wird, da die Verhandlungen mit der türkischen Regierung über den Bau der Bagdad-Bahn abgeschlossen, wohl zuerst über Konia gegen den Euphrat erfolgen, um zunächst den durchgehenden Verkehr nach Persien und Indien, der von diesem Unternehmen erwartet wird, an die Schienen der anatolischen Bahn zu fesseln und damit dem Unternehmen eine feste ökonomische Unterlage zu geben. Da die Linie von Eski-Schehr bis Konia schon seit Jahren gebaut ist und nicht nur von Konstantinopel, sondern über die französische Bahn Uschak-Afiun-Karahissar auch von Smyrna leicht erreicht wird, so ist hier in der Tat der gegebene Anknüpfungspunkt für die große Überlandbahn. Den schwierigsten Teil der Bahn in technischer und die Glanzstrecke in malerischer Beziehung wird jedenfalls der Übergang über den Taurus zwischen Eregli und Adana sein. Der uralte Paß des Taurus, den bereits Xenophon mit seinen Zehntausend, den Alexander, Cyrus und Gottfried von Bouillon mit ihren Scharen gezogen sind, die Felsenpforte der cilicischen Tore, ist auch der Weg, den aller Wahrscheinlichkeit nach die Bahn über das Gebirge verfolgen wird. Mit dem Abstieg nach Adana sind dann die Hauptschwierigkeiten des Bahnbaues, soweit solche nicht noch durch die Herstellung der erforderlichen Euphrat- und Tigrisbrücken entstehen, überwunden, und ist die Linie aus dem rauhen Hochlandsgebiete in den Süden, in das sonnige Cilicien eingetreten.

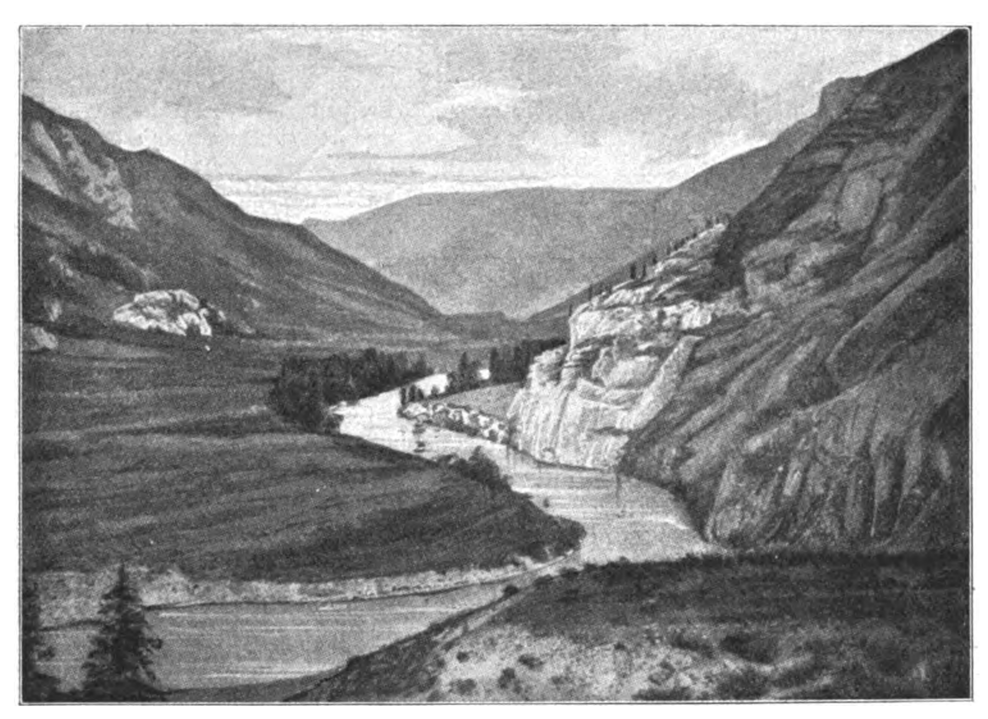
Cilicien, seewärts von den wärmsten und leisesten Wellen des Mittelmeeres umschmeichelt, während im Norden die Alpenmauer des Taurus jedem strengen Luftzug den Zugang wehrt, vereinigt alles, was wir bei den Begriffen des Orients und des Südens uns erdenken können. In der Ebene und am Fuße der Berge die immergrüne Flora der Myrten, Lorbeeren, Orangen und Granaten, der üppigste Wuchs der Oliven und Feigen, der am lycischen Taurus bis 450 Meter emporsteigt. Dann folgt der prächtige Wald der hochstämmigen Nußbäume, Platanen und Edelkastanien, der erst in hohen Lagen in seiner Zusammensetzung den Charakter des deutschen Waldes mit seinen Buchen und Eichen, Ulmen und Linden annimmt und erst bei 1300—1400 Meter den Nadelhölzern in ihren prächtigsten Vertretern den Platz räumt. Bis 1500 Meter hoch reicht die Zone der Tannen, Fichten und Kiefern, die Zeder aber steigt weit höher, unter günstigen Umständen bis 1800 Meter empor. Hier ist die Region, wo der Wolf und Schakal, die das rauhe Hochland beherrschen, der Wildkatze, ja hie und da sogar noch dem Leopard Platz machen, ein Paradies für Jäger, die hier noch den Bären, die Gazelle, das Mufflon und die Wildziege antreffen. Allerdings fehlt auch nicht die Schattenseite der subtropischen, sumpfigen und vom erfrischenden Nordwind abgeschlossenen Gebiete, das Fieber, dessen Verbreitung durch infizierte Insekten auch hier bestätigt scheint.

Cilicien ist noch ein lohnendes Feld für Naturforscher und Weltreisende, die die ausgetretenen Straßen scheuen, und mit einem Auszuge aus den Schilderungen eines solchen wollen wir darum diesen Streifzug durch die Anatolische Halbinsel beschließen. Es ist Dr. F. Schaffer, der in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien über die Beobachtung einer seltsamen, wenn auch hie und da bereits vorher wahrgenommenen Naturerscheinung berichtet. Im Mai 1900 führte der Genannte eine Reise zu Pferd von Selefka nach Mersia aus, von wo schon heute die Bahn nach Adana, dem späteren Berührungspunkt der großen Überlandlinie, führt. Nach anstrengendem Ritt in der schattenlosen Glut des heißen Sommertages wurde hart am Strande bei den Ruinen des alten Eleusa das Nachtlager aufgeschlagen. Es war ein erquickender Abend, am Horizont entlud sich die Elektrizität der dunstgeschwängerten Luft in grellem Wetterleuchten. „Die Nacht", erzählt der Reisende, „war windstill, das Meer lag völlig ruhig, selbst das Plätschern der kleinen Wellen am Strande war verstummt. Der Himmel war klar, als ich mich zur Ruhe begab. Da wurde ich gegen elf Uhr durch seltsame Töne aus meinem stets sehr leisen Schlafe geweckt. Lang gezogene, an Äolsharfen erinnernde Klänge drangen an mein Ohr. Ich schüttelte die Decken ab, die vom Tau völlig durchnäßt waren, und lauschte, völlig wach, der merkwürdigen Melodie. Die sehr hohen, langsam wechselnden Töne, die sich mitunter zu einem Akkord vereinigten, erinnerten mich an die Töne, die entstehen, wenn man mit benetzten Fingern den Rand teilweise gefüllter Weingläser streicht. Jetzt bemerkte ich, daß ein dichter weißer Nebel das Gestade bedeckte, durch den der Mond sein verschwommenes Licht sandte. (Das akustische Phänomen wurde durch das Aufsteigen des Nebels nicht unterbrochen.) Da ich mir die seltsame Naturerscheinung nicht erklären konnte, weckte ich einige meiner Leute. Der Saptieh lauschte, ergriff dann ein paar Steine, flüsterte leise ‚Jilan' (Schlange) und begann ein Bombardement in der Richtung, aus der die Töne zu kommen schienen. Ich wendete ein, daß meines Wissens die Schlangen nicht singen, aber da widersprachen mir die Leute, und als der Gesang forttönte, nickten sie sich zu und murmelten ‚Jilan'. Ich suchte die verschlafenen Gesellen vergeblich dafür zu interessieren; sie wickelten sich in ihre Decken und schnarchten weiter. Ich selbst war so ermüdet, daß ich nur noch eine Weile mit Anstrengung zuhören konnte, um sicher zu sein, daß diese Töne von keinem Lebewesen hervorgebracht wurden, dann schlief ich ein." Sollten die biederen Osmanli etwa der Seeschlange den Vorzug einer so wohltönenden Vokalmusik beilegen?

Vom Tian-Schan zum Himalaja.

Das ungeheure Wüsten-, Steppen- und Hochland zwischen den Gebirgsmauern des Tian-Schan an der russisch-sibirischen und des Himalaja an der englisch-indischen Grenze ist schon im vorigen Jahr-





Altai-Landschaft.

wanderungen anderer Forscher in den letzten Jahren ein ganz neues Licht auf die Natur und Gestalt eines großen Teiles von Innerasien geworfen hat, teilen die vorläufigen Reiseberichte Koslows am wenigsten mit. Dagegen steht uns die anregende Schilderung eines Rittes durch die Mongolei aus der Feder des Freiherrn Schenk v. Stauffenberg zur Verfügung, der auf diesem Wege nach Beendigung der China-Expedition die sibirische Eisenbahn erreichte. Ein

buche eingehend geschildert. Nunmehr sind im Jahre 1902 die beiden größten und ergebnisreichsten Forschungsreisen in diesen Gebieten, diejenige des Russen Koslow und die zweite Reise des schwedischen Asienforschers Sven Hedin, glücklich beendet. Beiden Reisenden standen so reiche Mittel und so stattliche Karawanen zur Verfügung, wie sie vorher kaum für diese Gebiete aufgewendet worden sind, beide traten fast gleichzeitig im Sommer 1899 ihre Reisen an und kehrten, der Russe über Kjachta und die sibirische, der Schwede über Kaschgar und die zentralasiatische Eisenbahn, zu Beginn des Jahres 1902 zurück, nachdem Koslow 13.000, Hedin 10.500 Kilometer Weges in fast unbekannten Gebieten zurückgelegt hatten.

Bevor wir auf die im vorigen Bande noch nicht mitgeteilten Ergebnisse der schwedischen Forschungsreise zurückkommen, folgen wir zunächst den Wegen Koslows, die sich mehr über die östlichen Teile der Mongolei und Tibets verbreiten, während Sven Hedin sein altes Arbeitsgebiet in der Lop-nor-Wüste und West-Tibet wieder aufgesucht und hauptsächlich nach Süden erweitert hat.

Mit der stattlichsten Karawane, die ein Forschungsreisender je nach der Mongolei geführt, drang Koslow, 18 Mann und 14 Pferde stark mit einem Troß von 54 Tragkamelen, im September 1899 in die östliche Gobiwüste ein. Vorher war das Gebiet der chinesischen Altaisteppen, aus denen die großen sibirischen Ströme Irtisch, Jenissei und Selenga hervorbrechen und die wohl in kurzer Zeit als erstes Stück der zukünftigen „russischen Mongolei" annektiert werden dürften, auf mehreren Wegen durchzogen. In Kobdo am Nordabhang des Großen Altai teilte sich die Karawane aufs neue, um auf drei verschiedenen Wegen durch die Gobiwüste nach der Großen Mauer zu ziehen. Über diesen Teil der Reise, die im Verein mit den Gobi-

verwickeltes, noch wenig erforschtes Gebirgssystem füllt den nordwestlichen Teil der Mongolei zwischen Kobdo und Urga aus, letzteres bekannt als Hauptstation der großen mittleren Karawanenstraße zwischen Rußland und China. Urga ist die heilige Stadt, das Lhassa des Nordens, wo der Dalai-Lama seinen Stellvertreter in Gestalt eines „Bogdo-Lama" hat, eines „lebenden Gottes". Von der Abgeschlossenheit Lhassas findet man in Urga keine Spur. Der überwiegende Einfluß des nördlichen Nachbarn, die Lage an einer seit Jahrhunderten begangenen Handelsstraße haben hier den Schleier des Geheimnisvollen weggewischt, und die 30.000 Lamas, die die Klöster von Urga bevölkern, erweisen sich als ganz gemütliche Kerle. Der Bogdo-Lama selber hat sich, um auch seinerseits mit der Kultur zu gehen, ein Automobil zugelegt. In Urga ist übrigens seine Gewalt nur noch sehr beschränkt, neben ihm residiert ein chinesischer Militärmandarin, und da Rußland seinerseits, wie in alle Grenzgebiete, auch hieher eine Militärstation gelegt hat, so ist der eigentliche Herr von Urga nicht der Chinese und ebensowenig der Lama, sondern der russische Kommandeur. Auch südlich von Urga bleibt das Terrain noch mehrere Tagereisen hüglig und bewaldet, erst hinter dem heiligen Berge Bogdo-ola wird die Vegetation spärlich, und bald ist man in der öden, sandigen Steppe ohne Quellen und Wohnsitze. Mongolische Kamelkarawanen werden von Zeit zu Zeit angetroffen. Felle und Wolle, Soda und Salz, vor allem Ziegeltee bilden die in ziemlichen Mengen verfrachteten Güter. In der eigentlichen Wüste ist der Pflanzenwuchs fast erstorben. Ein kugeliger, stacheliger Strauch, von den Mongolen Dsara (Igel) genannt, hat die Eigenschaft, auf dem Sande zu wurzeln und die Dünen, die sich über ihm anhäufen, nach oben immer wieder zu durchbrechen, während



er unten abstirbt. Er trägt auf diese Weise zur Erhöhung der langen Sanddünen, welche die Wüste durchziehen, seinerseits bei. Einige Disteln und Gräser kommen hie und da vor, bis weiter im Süden die Wüste wieder in Hochsteppen übergeht und mit ihnen auch die Tierwelt eine mannigfaltigere wird. Bald wird der Pflanzenwuchs reich genug, um die zahlreichen Viehherden zu ernähren, deren Fleisch die mongolischen Züchter nach Peking schaffen, um dafür die Erzeugnisse der chinesischen Manufaktur einzutauschen. Ein steiler Gebirgszug scheidet die Steppen von dem Innern des Reiches der Mitte, als dessen Pforte an der äußeren, übrigens ganz verfallenen Mauer die Stadt Kalgan liegt.

Die drei Wege, auf denen Koslows Expedition die Mongolei durchzog, lagen freilich weit abseits von dieser Heerstraße, denn der russischen Expedition lag vor allem daran, die noch unbekannten Teile der Mongolensteppe in Bezug auf ihre Besiedlungsfähigkeit und ihre Geeignetheit für Viehzucht kennen zu lernen. Es ist ja ein offenes Geheimnis, daß Rußland, und zwar in Übereinstimmung mit einem großen Teile der gebildeten und unterrichteten Mongolen, nach dem unbeschränkten Besitze der ganzen Mongolei strebt. Seit Jahren weiß man, daß dieses ungeheure Gebiet viel wertvoller ist, als je vermutet wurde. Freilich gibt es jetzt in der ganzen Mongolei mit Ausnahme der chinesischen Grenzbezirke keinen Ackerbau und kaum einige feste Wohnsitze, aber nicht wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens, sondern weil die Mongolen selbst die Bodenkultur nicht betreiben und die Chinesen es nicht wagen dürfen, in der inneren Mongolei sich niederzulassen. Ackerboden ist im ganzen Osten und überall an den Rändern des Beckens im Überfluß vorhanden, und Rußland wird sicher nicht eher ruhen, bevor es nicht diese Teile sowohl wie das Innere der Mongolei mit seinen nur zum Teil wüsten, im übrigen aber für die Viehzucht hervorragend geeigneten Ebenen vollkommen unter seiner Herrschaft weiß. Für China, welches mit seinem Bedarf an Pferden, ja an Reiterei, ganz auf die Mongolei angewiesen ist, würde das einen tödlichen Schlag in militärischer Beziehung bedeuten, für Rußland eine Verstärkung seiner eigenen Volks- und Heeresmassen durch dieselben enormen Reiterscharen, die im frühen und späten Mittelalter Europa schon mehrmals vom Ural bis zur Elbe haben zittern lassen. Wer dabei freilich das Hauptwort mitzureden hat, ist der eigentliche Herr der Mongolei, der Dalai-Lama. Gegen den geistlichen Oberhirten von Lhassa wird Rußland die Annektion der Mongolei schwerlich wagen, und dieselbe würde auch kaum von Erfolg sein. Selbst China hat ja die tatsächliche Oberherrschaft und Selbständigkeit von Lhassa nicht brechen können und kann froh sein, alle zwei Jahre seine, politisch als Tribut bezeichnete Geschenksendung vom Dalai-Lama zu erhalten, das einzige Zeichen der Souveränität Chinas in der Mongolei und Tibet, welches überdies durch Gegengeschenke reichlich aufgewogen werden muß. Gelingt es, dem Herrn von Lhassa die Ansicht beizubringen, daß seine Interessen und die Selbständigkeit Tibets durch Rußland besser als durch China gewährleistet sind, so wird bald für ersteres der Augenblick gekommen sein, in der Mongolei zuzugreifen.

Daß der Dalai-Lama dieser Überzeugung vorläufig noch nicht ist, wurde den Russen bei der Fortsetzung ihrer Reise nach Tibet bald klar gemacht, indem ihr Vorstoß auf Lhassa ebenso vereitelt wurde, wie seit sechzig Jahren jeder vorhergehende Versuch.

Koslow führte seine an der Großen Mauer glücklich vereinigte Karawane zunächst über die Pässe der hohen Nan-Schan-Kette und durch das Gebiet der räuberischen Tangutenstämme am Kukunor nach dem Zaidambecken. Hier liegen an den Ausläufern des Kuen-Lün-Gebirges und des tibetanischen Hochplateaus die letzten Mongolenwohnstätten, weiter südlich und westlich ist ein riesiges Gebiet durchaus mit unwegsamen Gebirgen bedeckt, dem Tummelplatz wilder Chulans und Yacks, in welchen die nördlichen Stämme nur zur Sommerszeit eindringen, um zu jagen, und welche nur einige schwer erkennbare Pilgerpfade nach Lhassa durchkreuzen. Die russische Expedition errichtete in der Zaidamniederung eine Station zu meteorologischen Zwecken, die mit drei Mann besetzt und 13 Monate lang, bis zur Rückkehr Koslows an dieselbe Stelle, unterhalten wurde. Die Lage dieser Leute war natürlich keine sehr angenehme, obwohl man die sprach- und ortskundigsten mongolischen Mitglieder der Karawane dafür bestimmte. Das Raubgesindel der Gegend mußte durch die in der Station zurückgelassenen Vorräte, die Waffen und andere vermutete Schätze notwendig lüstern gemacht werden, und für die östlichen tangutischen Räuberstämme, denen jeder Fremde und selbst der Chinese vogelfrei gilt, war das Lager bei Barun Tsassak geradezu eine Herausforderung. Im Juli 1900 und ein zweitesmal im Oktober wurde denn auch ein regelrechter Sturm auf die Station versucht, aber beidemal so nachdrücklich zurückgewiesen, daß den Tanguten endlich die Lust zu weiteren Versuchen verging. Die länger als ein Jahr fortgesetzten Beobachtungen im Zaidambecken bilden den bisher wichtigsten Beitrag zu unserer Kenntnis des Klimas von Tibet, Koslow selber sollte noch Gelegenheit finden, dieselben weiter im Innern von Tibet fortzusetzen.

Seine Reise führte zunächst südlich über einen Paß von 4500 Meter Höhe auf das Plateau des tibetanischen Hochlandes, das sich hier im Westen wesentlich anders präsentiert als in den von Sven Hedin durchwanderten Teilen. Koslow schildert diese ungeheure, mindestens $1\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometer bedeckende Hochebene, von der bisher nur ein kleiner Teil bekannt ist, etwa folgendermaßen: Während die nordwestliche Hälfte dieses erdrückenden Massivs, den Wüsten von Turkestan und der Mongolei zugewendet, eine wasserlose Geröllwüste ist, steht die Südosthälfte stark unter dem Einflusse des Meeres, hat weit größere Niederschläge und ein reichentwickeltes Stromsystem. Durch diese Verschiedenheit der Lage

sind die Gegensätze der Bodengestaltung zu erklären. Im Nordwesten langgezogene, ihre Umgebung wenig überragende Bergzüge mit einförmigen schneebedeckten Kämmen, zwischen ihnen abflußlose salzige Becken. Hagel- und Schneestürme und eine extreme Temperatur, die in der Nacht auch zur Sommerszeit weit unter den Gefrierpunkt sinkt, eine Trockenheit der Luft, die das verendete Lasttier, das auf diesen Höhen erschöpft unter seiner Bürde niedersank, verwesungslos zusammenschrumpfen und binnen Jahr und Tag zum Skelett verdorren läßt. Das sind die Boden- und Naturverhältnisse des nördlichen, von Hedin auf seiner ersten Reise durchzogenen Gebietes. Ganz anders ist durch die Wirksamkeit des Wassers die südöstliche Hälfte von Tibet gestaltet worden. Einst ebenfalls eine riesige Platte von erdrückender Einförmigkeit, ist es jetzt zersägt und aufgelöst in eine großartige Gebirgslandschaft mit imposanten Ketten ragender Gipfel und mit steilen, tief geschluchteten Tälern. Während oben auf den Höhen die Stürme heulen und der Firnschnee sich über die Kämme breitet, brausen tief unten die wasserreichen Quellarme der größten asiatischen Ströme, des Jangtsekiang, des Hoangho und Mekong durch ihre düsteren Gründe. Täler, Engen und waldige Schluchten wechseln ab mit Wasserscheiden von gewaltiger Höhe, zu denen schwierige, schmale Pfade in stetigem Auf und Ab emporleiten. Sommerliche Milde des Klimas unten und winterliche Rauheit auf den Höhen, üppige und spärliche Vegetation, bewohnte Dörfer und unbelebte Gipfel ziehen am Auge des Wanderers vorüber. Zu seinen Füßen breiten sich bald wunderbare Gebirgspanoramen aus, bald starren nur die öden Felswände unergründlicher Schluchten. Von unten herauf tönt leise das Brausen der Gebirgsflüsse, deren schäumende Wellen hie und da emporschimmern, oben wird die Totenstille nur von dem Heulen der Stürme unterbrochen. Weiter im Süden, jenseits der Mauer, welche die Wasserscheide zwischen dem Hoangho und Jangtsekiang bildet, geht die Hochfläche vollkommen in ein typisches Alpenland über. Ein wahres Labyrinth reizender Täler schluchtet sich zwischen den Bergen und Ketten, und je tiefer man hinabsteigt, desto anmutsvoller sind die Täler und Berge.

Koslows Weg führte zuerst an den noch sehr wenig bekannten Oberlauf des Hoangho. Obwohl man eine ganze Reihe von Flußläufen im östlichen Tibet schon bei den früheren Versuchen, Lhassa zu erreichen, gesehen und gekreuzt hat, war es doch nicht möglich zu sagen, welcher von ihnen mit Bestimmtheit dem Hoangho, dem Mekong und den übrigen Stromriesen des östlichen Asien zuzurechnen sei. Als Quellarm des Hoangho war von Prschewalski 1884 ein starker, zwei Seen durchströmender Fluß angesprochen, den inzwischen mehrere andere Forscher ebenfalls rekognoszierten und über den im Jahre 1898 auch die deutsche Expedition von Futterer und Holderer vordrang. Koslow befuhr und maß zum Teil die beiden Seen, die, obwohl über 4000 Meter hoch gelegen, doch einen Durchmesser von 40 bis 50 Kilometer haben, und wollte dann westlich bis zur Quelle des Hoangho gehen. Aber die Tangutenstämme, die seit dem Verlassen der Zaidamniederung jede Bewegung der Karawane beobachtet hatten, machten hier so ernsthafte Versuche, den Reisenden aufzuhalten, daß Koslow, um offenen Kämpfen auszuweichen, es vorzog, sich südlich zu wenden. Er kam in die Gegend, wo zwei Jahre vorher Futterers Expedition bei einem überlegenen Angriff der Raubstämme sämtliche Reit- und Tragtiere einbüßte und froh sein mußte, mit heiler Haut nach China zu gelangen.

War man bisher in unfruchtbaren Höhen gewandert, die nur zu bestimmten Zwecken vorübergehend von Jägern und Nomaden aufgesucht wurden, so ging es jetzt am Murussu tiefer hinab und in freundlichere Gegenden. Außer Yacks und Chulans (Wildesel) hatte man im Gebirge zwischen dem Zaidambecken und Hoangho auch mehrfach tibetanische Bären getroffen und drei davon erlegt, um ihre prächtigen Felle den Sammlungen beizufügen, die gegen Ende der Reise nicht weniger als 50 starke Kamellasten betrugen. Der tibetanische Bär ist groß und stark mit gelblichweißem, an den Eisbären erinnerndem Fell.

Der Murussu ist der Oberlauf des Jangtsekiang, er reicht viel tiefer in das Hochland von Tibet hinein als der Hoangho, und sein größtenteils noch unerforschter Lauf schneidet deshalb auch tiefer in dieses Bergmassiv ein. Die Stämme, die an seinem Lauf und besonders südlich davon wohnen, treiben bereits etwas Ackerbau und sind keine reinen Nomaden mehr.

Es war im September 1900, als Koslow den Murussu verließ, um durch einen entschlossenen Zug nach Südwesten Lhassa zu erreichen und die hermetische Abschließung zu beendigen, in die sich die Stadt des Heiligen seit mehr als einem halben Jahrhundert gehüllt hat. Trotz der drohenden Haltung der Tibetaner gelangte er an den dritten großen Strom dieses Gebietes, den Dsatschu, der noch weiter als der Murussu ins Innere des Landes reicht und die Quellflüsse des Mekong in sich vereinigt. Hier machte indessen eine Horde von 200 gut bewaffneten Tibetanern einen heftigen Angriff auf die kleine Truppe Koslows, der zwar energisch zurückgewiesen wurde, aber den Russen doch zu denken gab. Vierzehn Mann stark, durfte man sich solchen Gefechten gegen eine Übermacht, die sich leicht verzehnfachen konnte, nicht allzuoft aussetzen. Man schwenkte also von der Richtung auf Lhassa nach Süden ab und erreichte im November die Nähe von Tsiamdo, einem tibetanischen Heiligtum vierten Ranges, wo Koslow abermals gestellt wurde und, da inzwischen der Winter hereinbrach, gezwungen war, sich bis zum Februar 1901 niederzulassen. Am Retschu, im Quellengebiet des Mekong, wurde das Lager aufgeschlagen. Trotz einer Höhe von 3400 Meter blieb das Klima den Winter hindurch von erstaunlicher Milde. Wenn auch in der Nacht zuweilen niedrige Temperaturen, sogar bis 26° unter Null, vorkamen, so war dagegen die Tagestemperatur so hoch, daß nicht einer der Bäche, an welchen man vorüberkam, sich dauernd mit Eis bedeckte.



Nur viermal fand man im Dezember das Thermometer zur Mittagsstunde unter Null. Noch mehr trug die vorwiegende Windstille zu der Milde dieses Winters bei. Ein Teil der Karawane wurde übrigens während dieser Zeit nochmals westlich gegen die noch unbekannten Teile des Murussu vorgeschickt, um dort Aufnahmen und Sammlungen zu machen. Unter der wertvollen Jagdbeute, die man hier fand, war besonders ein Hirsch, der in seinem hellblauen, zarten Fell, wohl seiner Winterkleidung, mit seinem schwarzen Kopf und einer prächtigen weißen Mähne ein wundervolles Bild darbot. Koslow selbst nützte die Zeit im Winterlager aus, um seine Sammlungen zu ordnen und zu vermehren, Beziehungen zu den Eingeborenen anzuknüpfen und die Umgegend des Dsatschu und Retschu genau zu erkunden. Die Tibetaner zeigten sich, sobald sie nur ihren Zweck, den Reisenden von Lhassa fernzuhalten, erreicht sahen, ganz verständig und zugänglich, so daß mit Tsiamdo, welches Koslow allerdings nicht betreten hat, und seinen Bewohnern — worunter 2000 Lamas — ein ganz gutes Verhältnis bestand. Allerdings hat in diesen Gegenden u. a. Dutreuil im Jahre 1899 den Tod gefunden, aber die Tibetaner leugnen den ihnen zur Last gelegten Mord noch heute energisch. Der Franzose, sagen sie, habe trotz der Verbote und Warnungen der Lamas sich nicht abhalten lassen, einen tibetanischen Tempel zu betreten, das erregte Volk habe ihn daran verhindern wollen und schließlich hätte ein „zufälliger" Steinwurf den Reisenden getroffen und getötet.

Woher die gewaltige Sehnsucht, Lhassa zu betreten, eigentlich ihre Nahrung zieht, wenn nicht aus dem Reiz des Verbotenen oder — aus politischen, oben angedeuteten Gründen, ist nicht recht ersichtlich. Besondere geographische oder volkskundliche Entdeckungen sind in der Stadt des Dalai-Lama nicht zu erwarten, denn jeder Asienreisende, der Tibet, die Mongolei oder das hintere China besucht hat, hat Hunderte von Leuten gesehen, die in Lhassa gewesen und mit Vergnügen bereit sind, zu erzählen, was sie dort erlebt haben. Aber auch Europäer sind früher in großer Zahl in Lhassa gewesen. Im VII. und VIII. Jahrhundert wurde die Hochburg des Lamaismus keineswegs in der hermetischen Abschließung gegen das Abendland gehalten, wie später. Die Kapuzinermönche hatten dort z. B. bis 1760 eine Missionsniederlassung, und niemand tat ihnen etwas zuleid. Später kamen auch Forschungsreisende mehrfach in die heilige Stadt, zuletzt die Franzosen Huc und Gabet im Jahre 1844. Wenn später die Priester sich entschieden weigerten, noch weitere „Engländer", denn als solche werden die Fremden zunächst unterschiedlos betrachtet, nach Lhassa kommen zu lassen, so müssen daran entweder Taktlosigkeiten der letzten Besucher oder politische Bedenken schuld sein. Noch heute scheinen die Tibetaner den Engländern gegenüber mißtrauischer als gegen die Russen zu sein, und den Besuchern, die sich der heiligen Stadt von Süden her aus Indien nahten, ist es in der Regel nicht so glimpflich ergangen wie den russischen Expeditionen aus der Mongolei. Als die zuverlässigsten Quellen über das heutige Lhassa werden einige russische Kalmücken betrachtet, die in mongolischer Verkleidung und Begleitung gelegentlich die Stadt und ihre Tempel besucht haben. So gelangte 1897 der Kalmück Basa Bakchi nach Lhassa und sah den Dalai-Lama, der nicht in der Stadt selbst, sondern in der höher gelegenen Tempelstadt Bogdala residiert. Durch eine lange, von Priestern gebildete Gasse gelangte der Russe in einem Zuge von mehreren hundert Pilgern vor den Heiligen, unter allen herkömmlichen Zeremonien wurde der Segen erteilt, wie dies vermutlich in jedem Jahre mit vielen, vielen Pilgerzügen aus allen Teilen Tibets, der Mongolei und Chinas geschieht. Ein neuerer, des Photographierens kundiger Besucher hat sogar ein Bild des heutigen Lhassa mitgebracht, welches in „La Géographie" nebst den vorstehenden Mitteilungen zuerst veröffentlicht wurde. Die Einwohnerschaft der heiligen Stadt wird auf etwa 30.000 Köpfe geschätzt, worunter nach der Ansicht des indischen Besuchers Nain Singh, der ebenfalls, aber schon vor längerer Zeit, nach Lhassa gelangte, 18.000 Priester beziehungsweise Mönche sich befinden. Rußland wird es zweifellos sein, dem das morgenländische Rom demnächst, und dann wohl für immer seine Pforten öffnen wird. Schon jetzt haben russische oder von Rußland unterstützte Expeditionen in Zentralasien weitaus am meisten Aussicht auf Erfolg, und nachdem der, Dalai-Lama 1901 bereits eine politische Gesandtschaft zum Zaren geschickt hat, was bisher nur dem Sohn der Sonne in Peking zugebilligt worden war, gewinnt die Ansicht, daß sich Tibet über kurz und lang in die Arme des russischen Bären werfen wird (sei's auch nur, um dem britischen Löwenrachen zu entrinnen), sehr an Wahrscheinlichkeit. Daß damit die Mongolei ebenfalls russisch werden wird, ist schon oben ausgesprochen. Die sibirische Eisenbahn wird ihrem eigentlichen Zweck erst nahe sein, wenn sich rechts von ihrer Trace ebensoviel russisches Gebiet ausbreitet, als auf der entgegengesetzten Seite. Daß mit der Russifizierung der Mongolei gleichzeitig ein neues Absatzgebiet für europäische Erzeugnisse geöffnet werden wird, sollte auch deutschen Exporteuren zu denken geben, denn diesen bietet die transasiatische Bahn immerhin noch die größten Vorteile. Eine wohl verfrühte Meldung von einem Schutzvertrage Rußlands mit dem Dalai-Lama ging bereits im Herbst 1902 durch die Blätter, hat aber, wie zu erwarten, noch keine Bestätigung gefunden.

Doch wir kommen auf Koslow zurück. Mit dem Frühjahr 1901 brach die Expedition, von den Tibetanern niemals aus den Augen gelassen, nach Norden wieder auf. Ein erneuter heftiger Angriff, der zu einem regelrechten Gefecht führte, bei dem aber die Wüstenpiraten wiederum den kürzeren zogen, war wohl mehr auf die Raublust der Tangutenstämme als auf politische Motive zurückzuführen. Über die Einzelheiten des Rückzuges ist bis jetzt so gut wie gar nichts bekannt geworden. Ja es gingen sogar gegen Ende des Jahres 1901 beunruhigende Nachrichten um, laut denen die Expedition innerhalb der Gobiwüste nochmals überfallen und niedergemetzelt worden sei. Die glück-

liche Ankunft der Karawane mit ihren gesammelten Schätzen in Kiachta löste endlich im November die Spannung.

Ausführlichere Nachrichten, von denen ein Teil bereits im vorigen Jahrbuche mitgeteilt worden, hat dagegen Sven Hedin von seiner zweiten großen Asienreise verlauten lassen, wenn auch vorläufig nur in Form von Briefen und kurzen wissenschaftlichen Berichten. Hier ist es nur noch nötig, auf die Erlebnisse des Forschers im Hochland von Tibet zurückzukommen, wo er sich während dieser Reise zweimal aufhielt. Zuerst machte er im Sommer und Herbst 1900 aus seinem Hauptlager am Nordabhang des Tjimen-tag einen dreimonatlichen Abstecher in die Hochwüste, seine eigene traurige Reiseroute aus dem Jahre 1896 mehrfach kreuzend, um aber diesmal bedeutend weiter nach Süden zu gelangen. Diese Exkursion diente jedoch nur, Hedin über die im Frühjahr einzuschlagende Route nach Lhassa genauer zu informieren. Es folgte dann zunächst eine Reise in die Gobiwüste, um den Winter so gut wie möglich auszunützen, und am 8. April 1901 die Rückkehr in das Hauptlager zu Tjarkhlik. Noch sechs Wochen wurden daselbst mit dem Ordnen der Sammlungen, dem Werben der Führer und Begleiter, dem Ankauf von Tieren zugebracht, und am 17. Mai setzte sich Hedin gegen den Nordabhang des Arka-tag in Bewegung, „mit der größten Karawane, die je diese ungastfreundlichen Höhen betreten hat, wo noch im Juni ein Polarwinter herrscht". Es war in der Tat ein des größten wissenschaftlichen Eroberers von Innerasien würdiger Zug. Außer 30 Pferden, 7 Mauleseln und 39 Kamelen in Begleitung von 14 Mohammedanern, 4 Kosaken und 2 Lamas, hatte Hedin noch 7 Hunde und sogar einen lebend gefangenen Hirsch bei sich. Zehn besondere Führer leiteten außerdem noch eine Karawane von 70 Eseln, die den Maisvorrat der Kamele und Pferde zu tragen hatten, selbst aber mit ziemlicher Gewißheit dem Untergange geweiht waren. Als Fleischnahrung für die Menschen wurde endlich eine Hammelherde mitgetrieben, so daß die ganze Karawane aus ungefähr 30 Menschen und 170 bis 180 Tieren bestand.

Zunächst allerdings trennte sich Hedin von dieser Heersäule und zog auf einem bisher unbekannten Wege mit einem Lama, zwei Kosaken und ein paar Moslims zum Kum-Köll, einem großen See in den nördlichen Vorbergen des Küen-Lün. Dahin wurde auch die Karawane unter guter Führung und in langsamen Tagemärschen, um sich an die bedeutenden Höhen allmählich zu gewöhnen, geleitet, jedoch auf einem anderen, bequemen Wege. Hedin erreichte den See auf einem schwierigen Umweg durch die tief eingeschnittenen Schluchten des Tarkhlikflusses und konnte dabei ein beträchtliches Stück des Gebirges aufklären. Am 14. Juni, nach 18tägigem Marsch, traf die ganze Karawane am Kum-Köll ein, und nach einer Rast von wenigen Tagen setzte sich der ganze Troß gegen den riesigen Arka-tag, die Hauptkette des Küen-Lün, in Bewegung. Der Frühling mit seinen verspäteten Schneestürmen, mit Regen, Kälte und tiefem Morast machte den Übergang über diese Kette sehr schwierig, am 15. Juni brach ein so fürchterlicher Schneesturm herein, daß das Lager überhaupt nicht abgebrochen werden konnte, sondern bis zum 17. gerastet werden mußte. Schon ziemlich weit an den Abhängen des Arkatag emporgelangt, litt man gleichzeitig schwer unter der Kälte. Von den Kamelen, deren sommerliches Haarkleid dem tibetanischen Klima nicht entsprach, wurden fünf gleich durch diesen ersten Schneesturm getötet und mehrere andere so geschwächt, daß sie bald darauf am Wege liegen blieben. Am 17. und 18. Juni legte man wieder tüchtige Strecken zurück und übernachtete in 4800 Meter Höhe. Trotz großer Kälte wurde viel Weide gefunden, und da gleichzeitig an einem kleinen See ausreichend trockener Yackmist zur Feuerung vorhanden war, ließ Hedin die Tiere bis zum 20. Juni sich ruhen und fleißig weiden. Die dünne Luft, die auf dem Gipfel des Montblanc den Bergsteigern so viel zu schaffen macht, ertrug er hier, in gleicher Höhe, sehr gut. „Ich bin jetzt so an die dünne Luft gewöhnt," schrieb er in einem seiner Briefe nach Schweden, „daß sie mich gar nicht geniert, aber ich darf mich nicht anstrengen. Ich gehe hier im Gebirge niemals zu Fuß; der Pulsmesser wird fleißig angewendet."

Die Führer benützten die Rasttage, um einen guten Paß ausfindig zu machen, über den man vom 21. Juni an in das unbekannte Innere von Tibet eindrang. Wie hatte sich die Karawane aber schon gelichtet! Die Hälfte der Esel war bereits gefallen, die andere Hälfte wurde, da der übrig gebliebene Mais von den Kamelen transportiert werden konnte, nach dem unteren Hauptlager zurückgesandt. Der Weitermarsch ging buchstäblich über Leichen, wenn auch nur diejenigen der armen Reit- und Lasttiere. Bald schleppte sich ein Zug von Todeskandidaten, zwölf Kamele und zehn Rosse, langsam hinter der rasch vorrückenden Hauptkarawane her. Über die langen Gebirgsketten und durch die wasserlosen, sie trennenden Täler ging es unsäglich schwer vorwärts. Futter wurde fast gar nicht gefunden. Täglich fielen von der vorn marschierenden Karawane einzelne Tiere ab und vermehrten den Troß derer, die sich verhungernd hinterdrein schleppten. Unter diesen Umständen rückte Hedin fünf Wochen lang vor, bis er sich sagen mußte, daß seiner Karawane die Kraft zum weiteren nachhaltigen Vorstoß ausgegangen war.

Es war gegen Ende Juli. Man lagerte etwa im Mittelpunkt des tibetanischen Hochplateaus, und zwar an einer Stelle, wo unerwartet reichliche Weide gefunden worden war. Hier beschloß Hedin, die Karawane zurückzulassen und selbst die Weiterreise nach Lhassa zu wagen. Für wenige kräftige Reiter, unbehelligt von dem schweren Troß, mußte die heilige Stadt in 14 Tagen erreichbar sein. In den Gewändern eines Burjäten, begleitet nur von einem Lama und einem treuen Kosaken, ritt der Schwede am 27. mit den besten Pferden und Maultieren südlich. Die ganze Ausrüstung war von mongolischer Herkunft, um keinen Verdacht zu erregen. Die wenigen unerläßlichen Instrumente wurden möglichst verborgen. Die ersten beiden Tage ging alles gut, in der zweiten Nacht aber erfolgte bereits ein räuberischer Überfall auf die allzu Sorg-

losen, die dabei zwei ihrer Pferde einbüßten. Nun wurde die Nacht in drei Wochen von je drei Stunden geteilt, „schwere Stunden für den, der nicht daran gewöhnt ist, bei Sturm und Regen auf Pferde und Maultiere achtzugeben". Die Regenzeit brach herein und vermehrte die bisherigen Übel durch eine unaufhörliche, alles durchdringende Sintflut. Am Ende der ersten Woche kam man vom Hochplateau in niedrigere, bewohnte Gegenden. Der Lama, der tibetanisch verstand und schon in Lhassa gewesen war, half nun sich durchfragen. Aber das Stündlein der Expedition hatte bereits geschlagen. Ohne es zu wissen, waren die Reisenden, ja war bereits die Karawane seit ihrem Eintritt in das Land Gegenstand der geheimen Beobachtung der Regierung gewesen. Jetzt, wo sich Hedin der Heiligen Stadt bedrohlich näherte, hielt man die Zeit zum Einschreiten für gekommen. Am neunten Abend wurde Hedin von drei Häuptlingen gestellt und ihm bedeutet, sich vor dem erwarteten Eintreffen des Statthalters der Provinz nicht weiter zu wagen, wenn er sein Leben nicht aufs Spiel setzen wolle. Da die Tibetaner bei weitem in der Übermacht waren, blieb nichts übrig, als sich zu fügen. Die Behandlung der Fremden war übrigens eine sehr gute, Fleisch und andere Nahrungsmittel wurden ohne Bezahlung geliefert, dagegen stand das Zelt Hedins Tag und Nacht unter scharfer Bewachung. Als vollends am zweiten Tage über 50 Bewaffnete, die sich von allen Seiten eingefunden hatten, in der Richtung auf das von Hedin verlassene Karawanenlager abzogen, tauchte in dem Forscher stark der Verdacht auf, daß zunächst ein vernichtender Überfall auf sein Lager und dann sein eigener Untergang beschlossen sei.

Vorläufig blieb alles beim alten. Nach fünf Tagen kam der Statthalter, der Hedin sofort durch seinen Dolmetscher aufforderte, ihn zu besuchen. Diplomatisch ließ der Schwede antworten, daß er von dem Kambo-Bombo nichts wünsche, aber bereit sei, ihn zu empfangen, wenn derselbe Aufträge an ihn habe. Es dauerte nicht lange, so ritt der Statthalter mit großem Gefolge vor Hedins Zelt. „Alle waren festlich gekleidet, er selbst in einer Tracht von gelber Seide, mit roter Kopfbedeckung und grünen Sammetstiefeln, und auf einem großen Maultier reitend. Er sagte mir geradeaus, ich sei Engländer, und er habe aus Lhassa den Befehl erhalten, dafür zu sorgen, daß ich keinen Zoll weiter gegen diese Stadt vorrücke. Er habe schon vor langer Zeit von Jägern gehört, daß eine Karawane von Norden im Anzuge sei."

Gegen diesen Befehl gab es natürlich keine Widerrede; von 20 Mann und drei Offizieren eskortiert, brachen unsere Reisenden unverzüglich nach Norden wieder auf und mußten froh sein, als sie am 20. August die Karawane auf dem alten Lagerplatz unversehrt wiederfanden.

Weit entfernt, sich geschlagen zu bekennen, wollte Hedin nunmehr wenigstens den Durchzug durch ganz Tibet, und zwar in nächster Nähe von Lhassa, nach der indischen Grenze erzwingen und zog deshalb nach wenigen Ruhetagen, nachdem die Tibetaner sich entfernt hatten, aufs neue, diesmal in südwestlicher Richtung, mit der ganzen Karawane weiter. Bis zum See Nakktson-tscho gelangte man unaufgehalten, dann aber stellte sich wiederum eine Reisigenschar von über 300 Mann der Karawane entgegen und verbot den Weiterzug.

Seine Leute im Rücken, fühlte sich Hedin der schwerfälligen Bewaffnung der Tibetaner gegenüber ziemlich sicher und schlug das Ansinnen, einfach umzukehren, ohne weiteres ab. Die Drohung der Tibetaner, zum Angriff überzugehen, erwiderte er mit einem Hinweis auf die stattliche Anzahl seiner modernen Gewehre. „Ich sagte ihnen, daß jeder von uns 36 Tibetaner niederschießen würde, bevor sie nur ihre schwerfälligen Flinten geladen hätten. Daraufhin fanden die Anführer es doch besser, wenn wir uns einigen könnten, ohne zu schießen, und wurden so höflich und liebenswürdig, daß wir bald auf dem freundlichsten Fuße miteinander standen." In Wirklichkeit war der Reisende allerdings doch der nachgebende Teil und mußte es sein, denn die Tibetaner waren in der Lage, sich zu verzehnfachen, während er selbst mit den Resten seiner stolzen Karawane bald genug auf fremde Hilfe angewiesen sein mochte. Er zog also westlich der indischen Grenze zu, eine Riesenentfernung, die zurückzulegen mehr als drei Monate kosten sollte. Die Tibetaner bildeten in der ersten Zeit eine starke Eskorte, deren Zahl zeitweise auf 500 Mann mit 30 Zelten wuchs, aber je deutlicher es wurde, daß der „Engländer" die Absichten auf Lhassa in der Tat aufgegeben hatte, um so mehr nahm ihre Zahl ab, wurde dagegen ihr Benehmen harmloser und hilfsbereiter. Als Hedins Karawane ganz zusammengeschmolzen und unfähig geworden war, die gesammelten Funde zu transportieren, vermietete man ihm sogar 30 Yacks. Endlich sandte der Vizekönig von Indien, der um Hedins großen Zug durch Tibet teils durch die nach Europa gesandten Nachrichten, teils durch Pilger, wußte, dem Reisenden eine Karawane von Pferden, Yacks und Proviant entgegen, die allen Beschwerden ein Ende machte. Am 20. Dezember, nach siebenmonatlichem Zuge durch Tibet, betrat Hedin in Leh wieder den Boden der Zivilisation.

Hand in Hand mit der Erforschung von Ost-Turkestan und Tibet geht das Bestreben, den gewaltigen Gebirgsbogen kennen zu lernen, der diese Länder westlich umgürtet. Vom Tian-Schan im Norden mit dem 7300 Meter hohen Chan Tengri zieht sich diese furchtbare Mauer über das Pamirplateau und die Kette des Karakorum mit ihren 8000 Meter übersteigenden Gipfeln bis zum Himalaja im Süden, von dessen Gletscherwelt im vorigen Bande Näheres erzählt worden ist. Auch die übrigen Zinnen dieser mehr als 3000 Kilometer messenden Ringmauer ziehen den Wissens- und Forschungsdrang des Menschen in nicht geringerem Maße an. Dem Tian-Schan und besonders der Umgebung des Chan Tengri gilt eine Reise, die der bekannte Alpinist und Geograph Merzbacher im Frühling 1902 angetreten hat. Mit wie viel Schwierigkeiten dergleichen Hochtouren verknüpft sind, lehren u. a.

die Erfahrungen der Engländerin Mrs. Bullock-Workmann, deren Bergbesteigungen im Karakorum alle Bewunderung, vom sportlichen Standpunkt, verdienen. Frau Workmann hielt sich im Sommer 1899 in Baltistan auf und bestieg mit ihrem aus der Schweiz mitgenommenen Führer Zurbriggen u. a. den 21.000 Fuß hohen Gipfel des Koser-Gunge, der ihre und ihrer indischen Begleiter Ausdauer auf eine so harte Probe stellte, wie keine frühere, von dieser berühmten Alpinistin vorher unternommene Hochtour. Selbst Sir Conway, der größte englische Hochtourist, zählt die Eindrücke, die er in der Eiswelt des Karakorum erhielt, zu den gewaltigsten der Welt. Acht Monate verlebte er auf einer seiner Reisen mitten unter diesen Gletschern und Eisdomen, neben denen die Riesen unserer Alpenwelt zu Hügeln zusammenschrumpfen. Berge von 26.000 bis 27.000 Fuß Höhe umgaben ihn in seiner selbstgewählten Einsamkeit, unter 25.000 Fuß erhob sich keiner der Gipfel in der ganzen Runde. Der 21.000 Fuß messende Berg, den Mrs. Bullock erstieg, war also noch bei weitem der höchsten keiner, und trotzdem — welche Arbeit, welche Gefahren waren mit seiner Bezwingung verbunden!

In 5000 Meter Höhe, in unmittelbarer Nähe der herabhängenden Gletscher und an einer vor dem Steinfall der umliegenden Gipfel gesicherten Stelle wurde das erste mehrtägige Lager aufgeschlagen, das „Lawinenlager“. Von hier unternahm Zurbriggen seine Rekognoszierungsmärsche, und hieher trugen die geworbenen Dákleute die Vorräte von Nahrung und Brennholz, die man für einen längeren Aufenthalt gebrauchte. Es war, inmitten der donnernden Schneelawinen und der krachenden Steinsalven, die die Scheitel der Riesenberge heruntersandten, ein seltsames Stelldichein für die dunkelhäutigen Inder, die zwar bergkundig und klettergewohnt, in diese Regionen der Gletscher und der verdünnten Luft aber nur gegen hohe Belohnung hinaufzubringen sind. Rings um den Lagerplatz schloß sich ein Kranz von Gipfeln und Gletschern, ebensoviel erhabener über das berühmte Gornergratpanorama von Zermatt, als die Höhe des Mont Austen der des Monte Rosa überlegen ist. Nach unten öffnete sich keine freundliche Talsicht, um dies furchtbar schöne Gemälde zu mildern, nur über jähe Geröllwände und Lawinenbahnen verlor sich der Blick ins Endlose. Nur Matthias Zurbriggen, der König der Schweizer Hochwelt, wanderte durch diese erhabene Eiswildnis mit der gleichen Sicherheit wie durch die Gebirge seiner Heimat. Nach einigen von hier aus zu bewältigenden Besteigungen wurde ein um 2500 Fuß höheres Lager aufgesucht. Unter dem Zaudern und Jammern der Kulis, deren man 13 Stück zum Tragen des Zeltes, der Vorräte und des Brennholzes bedurfte, erreichten die Reisenden den Platz, bei 26° C. unter Null wurde das Zelt aufgeschlagen, und in der Frühe des nächsten Morgens endlich konnte, bei ziemlich ungünstigem Wetter, der Angriff auf den gefürchteten Koser-Gunge gewagt werden. Als nach mehr als zweistündiger harter Arbeit zwischen den Felsen in 19.000 Fuß Höhe gefrühstückt wurde, sah der Himmel bereits sehr unfreundlich aus. Der gesuchte Gipfel war unsichtbar und blieb es auch, während die Gesellschaft, außer Frau Bullock aus ihrem Führer und zwei Kulis bestehend, ein langes steiles Schneefeld unter wachsender Windstärke passierte. Als der breite Hang in eine furchtbare Schneide auslief, die man in tückischem Neuschnee, gegen den jetzt erwachenden Sturm, nehmen mußte, trat der Gipfel einen Augenblick hervor, aber in weiter Ferne und nur, um alsbald in den Wolken zu verschwinden, die sich unheilverkündend um ihn scharten. Die enorme Kälte, der Mark und Bein durchdringende Sturm, die atemraubende Verdünnung der Atmosphäre waren harte Widersacher, aber „niemand sprach vom Umkehren, eine zu harte Arbeit lag hinter uns, um sie vergeblich gemacht zu haben“. Die Kulis freilich dachten wohl anders über den Wert dieser Arbeit, aber wer hätte ihres Wimmerns geachtet? Um die Mittagsstunde hatte man die Höhe von 20.000 Fuß erreicht. Es war eine furchtbare Kletterei; längst verband das Seil die vier Teilnehmer, denen Zurbriggen jeden Fußtritt in dem weichen knietiefen Schnee feststampfen mußte. Es war kaum möglich, sich in dem heulenden Sturm zu verständigen, völlig unmöglich, stehen zu bleiben, um das Geringste zu genießen. Die erstarrten Finger vermochten nicht einmal den lose in der Tasche steckenden Zwieback zu fassen. Über eine Schneide von Messerschärfe ging es ein Stück abwärts. Hier sah man zuerst wieder den Gipfel, einen steilen, schlanken Kegel, den ein bläuliches Eisgesims krönte. Über eine Schneebrücke betraten sie den letzten jähen Hang. Im mühseligen Zickzack ging es hinauf. Einer der Träger brach zusammen. Man nahm ihm die geringe Last ab, die er getragen — er weigerte sich, ob mit oder ohne Traglast, noch einen Schritt zu machen. Zurbriggen löste ihn, eine fürchterliche Situation an dem grausig steilen, von frischem Schnee bedeckten Hang, vom Seil und bedeutete ihm, sich hinabzutrollen und sie ein Stück abwärts zu erwarten. Dazu fand der arme Schelm alsbald die Kräfte. Fast erstarrt durch den kurzen Aufenthalt, stiegen die übrigen weiter. Um drei Uhr standen sie auf der Gipfelschneide, der Wind umheulte sie von allen Seiten, die Aussicht war die auf — Wolken. „Für uns,“ schreibt die große Touristin betrübt, „die wir über alle Begriffe ermüdet und durchfroren waren, war dies kein Platz, um zur Besinnung zu kommen. Alle die hübschen Dinge, die wir sonst auf unseren Gipfeln vorzunehmen pflegten, das Frühstücken, Photographieren u. dgl. mußten heute unterbleiben. Nicht einmal seine Pfeife konnte Zurbriggen rauchen.“ Es war ein mühseliger Abstieg, schwer, gefahrvoll und zeitraubend. Nach drei Stunden erst stießen sie auf den in einer kleinen Mulde in die zurückgelassenen Wettermäntel verkrochenen Kuli, der halb erstarrt war. Hier nahm man seit dem Frühstück die ersten Bissen zu sich. Nach dreizehnstündiger harter Arbeit wurde das obere Lager wieder erreicht. Von der Bergkrankheit



wurde weder die Engländerin noch der Führer ergriffen, was die Vermutung zuläßt, daß von sehr geübten, kräftigen Steigern, bei sehr guter Vorbereitung und unter günstigen Witterungsumständen auch die höchsten Erhebungen der Erdrinde noch einmal bezwungen werden dürften.

Etwas herabgestimmt ist diese Hoffnung freilich durch den Ausgang der großen englisch-österreichischen Expedition, von deren Aufbruch zur Erforschung und eventuellen Besteigung des Mont Austen im vorigen Jahre berichtet worden. Die ganze Gesellschaft, unter denen sich Dr. Pfannl und Dr. Wessely aus Österreich befanden, ist unverrichteter Sache zurückgekehrt. Die Schnee- und Witterungsverhältnisse waren die denkbar ungünstigsten, und 6300 Meter war die größte überhaupt erreichte Höhe. Obwohl die Teilnehmer, um sich abzuhärten und an die verdünnte Luft völlig zu gewöhnen, volle sechs Wochen in der oberen Gletscherregion bei 6100 Meter Höhe weilten, hinderte der Schnee selbst jeden Versuch, eine wirkliche Gipfelpartie zu machen. Als das Resultat der vereitelten Expedition ist anzunehmen, daß der Organismus, der in 6000 bis 6500 Meter ohne Schaden zu atmen gelernt hat, es auch wohl noch höher aushalten würde, daß dagegen die Hochgipfel des Himalaja durch ihre entsetzliche Vereisung, ihre unglaubliche Schroffheit und die Stürme, welche meist mit unbeschreiblicher Wut um ihre Häupter sausen, wohl noch lange vor einer Besteigung gesichert sind.

Forschungsreisen und Wanderfahrten im Malaien-Archipel.

Von den tausend Teilen und Teilchen der malaiischen Inselwelt sind die Rieseninseln Sumatra, Java, Borneo und Celebes noch diejenigen, die von ihrer einstigen Zugehörigkeit zum asiatischen Kontinent am meisten bewahrt haben, ja schon bei Celebes geht, wie südlich davon in den Inseln der Timor-See, der Riß zwischen indischem und australischem Wesen mitten durchs Land.

Von Sumatra und Java ist wohl lange nicht so interessant erzählt worden, wie es Giesenhagen[1]) bei der Wiedergabe seiner Forschungsreise durch diese beiden Länder tut. Geben auch die botanischen Studien, zu deren Betreiben — nicht am wenigsten zum Nutzen künftiger kolonialer Pflanzertätigkeit Deutschlands in seinen eigenen Besitzungen — der Münchner Gelehrte nach Indien entsandt war, den Grundton des Buches ab, so beeinträchtigen sie doch nirgends die frische Beobachtung und Wiedergabe indischen Lebens und indischer Natur in ihren großen Zügen. Abenteuer in großem Stil wird man freilich in diesem Buche wie in den meisten Reisebeschreibungen ernsthafter Forscher vergeblich suchen, die Sorte von Abenteurern, die eine Reiseschilderung nicht ohne Mordtaten und Haarsträuben glaubte liefern zu dürfen, ist im Aussterben begriffen, seit sie auch in den abgelegensten Winkeln des Erdballs einer Kontrolle und baldigen Berichtigung durch nüchterne Nachfolger nicht mehr zu entgehen pflegen. Dafür aber legt der tüchtige Forscher — und gerade die deutschen Forschungsreisenden haben sich darin als Meister erwiesen — um so mehr Wert darauf, durch ruhiges, anspruchsloses Auftreten sich Vertrauen und Freundschaft unter den Bewohnern wenig bereister und bekannter Länder zu erwerben und von ihren Sitten auf dem Wege freundlicher Annäherung mehr zu erfahren, als dem herrisch und anspruchsvoll auftretenden Reisenden verraten zu werden pflegt.

Sumatra ist im weitaus größten Teile ein noch unbetretenes Land, in dessen Urwäldern und Gebirgen der Eingeborene noch unumschränkt herrscht, der Tiger, Elefant und Orang-Utan noch unbehelligt von der Büchse des Weißen leben und wo eine ungestörte 100jährige Herrschaft der Holländer nichts weiter als einige Küstenstrecken und das reiche Plateau der Padangschen Hochlande zu kultivieren vermochte. Sumatra hat ungefähr die Flächenerstreckung von ganz Deutschland, aber nicht der zehnte Teil davon steht unter direktem festen Regiment der holländischen Gouverneure. Trotzdem ist die Insel leicht und bequem zu erreichen und zum Teil sogar mühelos zu bereisen. In 30 Tagen fahren die prachtvollen Dampfer der deutschen Ostasienlinie von Hamburg und Bremen abwechselnd, stets Antwerpen berührend, nach Colombo, in weiteren drei Tagen nach Penang auf Malakka, und dort ist, einer Vereinbarung mit der holländischen Gesellschaft zufolge, stets Anschluß nach den Häfen von Sumatra und Java zu finden. Nächst den unerreichten deutschen Schiffen werden für den Malaien-Archipel die holländischen Dampfer allgemein als die besten empfohlen, da sie sowohl was Unterkunft und Behandlung als Beköstigung betrifft, wirklich gut geführt werden und sich nur durch haarsträubende Fahrpreise unvorteilhaft von den deutschen Postdampfern unterscheiden. Dagegen gibt es über die veralteten und erbärmlichen Dampfer der englischen Peninsular- und Orient-Linie nur ein Urteil: man hüte sich vor ihnen! Die miserable Behandlung und Bedienung, die oftmals ungenießbare Verpflegung haben mit der Zeit alle Passagiere im Ostasienverkehr, mit Ausnahme der englischen Beamten, die anderen Schiffe nicht benützen dürfen, auf die deutschen, holländischen und selbst französischen Dampfer getrieben. A. Pflüger[1]) nennt in seiner Reiseschilderung aus dem Indischen Ozean und der Südsee die Verpflegung der englischen India-Dampfer einfach ungenießbar. „Ich habe es“, schreibt er, „erlebt, daß die ganze Gesellschaft einmütig sämtliche warmen Schüsseln zurückwies und sich tagelang von kaltem Hammelfleisch und Kartoffeln mit Salz nährte.“

Giesenhagen, der die Reise nach Sumatra in seinen längeren Aufenthalt auf der Insel Java einflocht, betrat den Boden des Urwaldlandes im Südosten bei Palembang, einer verhältnismäßig wichtigen Handelsstadt im Delta des Musi, des bedeutendsten Stromes in Sumatra. Die starke Längenentwicklung der Insel bei geringer Breite

[1]) Dr. K. Giesenhagen, Auf Java und Sumatra. Leipzig 1902.

[1]) A. Pflüger, Die Smaragdinseln der Südsee. Bonn 1901.

läßt größere Flüsse nicht aufkommen, die vorhandenen Gewässer entspringen auf dem längs der Westküste verlaufenden, rückgratartigen Kettengebirge und erreichen nur, soweit sie nach Osten fließen, wo eine breite Ebene dem Gebirge vorgelagert ist, einige hundert Kilometer Länge. Auf dem Unterlaufe des Musi hat sich sogar eine regelmäßige Dampfschiffahrt entwickelt, und da eine alte Handelsstraße außerdem das südliche Land zwischen Palembang und Benkulen durchquert, so beschloß Giesenhagen, ihr zu folgen, um zunächst das Innere des Landes und die Vegetation des Urwaldes kennen zu lernen.

Durch die schmale Bankastraße fuhr der Dampfer nach 24stündiger Fahrt von Batavia in das breite Delta des Musi ein, dessen gelber Spiegel außer Baumstämmen, Palm- und Pisangblättern eine Menge seltsamer, aus dem Urwalde der Ufer stammender Früchte ins Meer führt. Dichtes Mangrove-Gebüsch säumt die einzelnen Wasserarme des Delta, und das harte, glänzende Laub dieser typischen Tropenstrandpflanze, das sich bei Hochwasser direkt über dem Wasserspiegel ausbreitet, wiegte sich zur Ebbezeit hoch über dem stelzenartigen Wurzelgeflecht der Bäume. Am Nachmittag wurde vor Peladju geankert, wo seit dem Erbohren starker Petroleumquellen durch den holländischen Ingenieur Ijzerman ein kleines Industriezentrum mit Maschinen, Öltanks, elektrischer Beleuchtung u. s. w. aufgeschlossen ist. Das Öl selbst wird 180 Kilometer landeinwärts erbohrt und durch eine lange Rohrleitung nach dem Hafen gepumpt. Ein Motorboot brachte den Reisenden und seine Begleiter, die sich zur Teilung der Beschwerden und Genüsse dieser Überlandreise entschlossen hatten, nach Palembang, wo erst nach zwei Tagen Gelegenheit zur Weiterreise war. Prof. Giesenhagen erlangte für seine Absichten die freundlichste Unterstützung des Residenten von Palembang. Die holländische Regierung hat diesen Teil von Sumatra bereits mit einem Netz, wenn auch primitiver Straßen ausgestattet, an denen in gewissen Abständen Unterkunftsstationen für die Beamten erbaut sind und von Eingeborenen unterhalten werden. Ein Malaie ist es auch, dessen Händen sowohl die Schiffahrt auf dem Musi mit einem alten Schraubendampfer als die Stellung von Wagen, Pferden und Vorspann auf den Straßen anvertraut ist. Der Reisende konnte sich mit Hilfe des Residenten der Dienste dieses Spediteurs versichern und war so weit geborgen, bis sich herausstellte, daß die zuerst für eine glückliche Maßregel gehaltene Zusammenschließung zu vieren im Gegenteil ein großer Fehler war, Beförderung und Unterkunft erschwerte und endlich von Giesenhagen zu Gunsten seiner Bequemlichkeit und seiner wissenschaftlichen Zwecke aufgegeben werden mußte.

Am 8. November gegen Abend glitten die meist auf Pfählen im Wasser stehenden Häuser von Palembang hinter dem stromaufwärts arbeitenden Dampfer zurück, am 30. November, nach 22 Tagen der Fahrt und des Marsches, hatte der Gelehrte, einen hohen Karren gesammelter Funde hinter sich, die Stadt Benkulen am Indischen Ozean und damit die Westküste der Insel erreicht. Es war zunächst eine angenehme Fahrt auf dem kleinen Raddampfer, dessen malaiischer Steuermann sich Tag und Nacht mit Geschick seinen Weg über die Untiefen des Stromes suchte. Durch zwei mitreisende holländische Offiziere, die zu Inspektions- und Vermessungsarbeiten ins Innere gingen, erhielt Giesenhagen wertvolle Winke über den einzuschlagenden Weg. Bald Hochwald, bald Bambusdickichte begleiteten den Lauf des Stromes, als nach der ersten Nacht die Sonne wieder aufging und die Ufer beleuchtete, die inzwischen näher zusammengetreten waren. Ab und zu unterbrach eine Anpflanzung von Pisang oder Wollbäumen, selten ein Reisfeld die Einförmigkeit der Ufervegetation, während die Fahrt selbst nur unterbrochen wurde, wenn das am Ufer aufgeschichtete Holz zur Kesselfeuerung übernommen wurde oder das Schiff im flachen Fahrwasser sich festfuhr. Dann sprangen die Kuli in den Fluß, um zu schieben, oder der Anker wurde in einiger Entfernung befestigt, so daß die alsdann angespannte Ankerwinde den Dampfer flottmachen konnte. Am zweiten, dritten und vierten Reisetage dampfte man den Lematang, einen bedeutenden Nebenfluß des Musi, aufwärts, dessen Ufer teils von dichtem Urwald mit ganzen Herden großer schwarzer Affen, teils von großen Dörfern, die auf Pfählen erbaut sind, eingefaßt wurden.

Beim Dorfe Muara Enim hatte am 11. November früh die Wasserreise ein Ende, die zweite, nunmehr dem Gebirge sich nähernde Hälfte des Weges sollte auf Wagen zurückgelegt werden. In der Umgegend des Dorfes fand Giesenhagen viele Reisfelder, jedoch nicht die bewässerten Reisfelder der Niederung, welche, allerdings gegen ein schweres Maß von Arbeit, den besten und reichlichsten Ertrag bringen, sondern trockene Felder mit dem von den Eingeborenen meist gebauten Bergreis oder Ladang, der auch ohne künstliche Bewässerung, allerdings in entsprechender Qualität und Menge, gedeiht. Der Ackerbau lag hier in den Händen der Malaien, den Handel hatten sich dagegen die Chinesen angeeignet, die in allen Teilen Ostasiens Eingang gefunden haben. Hier in Muara Enim lernten die Reisenden zuerst die Passangrahan oder Unterkunftshäuser kennen, die in der Regel passabel, mit leidlichen Betten und Moskitonetz ausgestattet sind und eine zureichende Bedienung zum Bereiten einer einfachen Mahlzeit haben, in wenig besuchten Winkeln aber auch zuweilen sehr übel aussehen.

Die bald zu Fuß — und die botanischen Untersuchungen unseres Gelehrten wiesen ihn fast durchweg auf das Wandern an — bald mit dem Pferdegespann oder auch einmal im Ochsenwagen fortgesetzte Weiterreise zeigte die Bewohner der im Wald zerstreuten Malaiendörfer in einem unerwartet günstigen Licht. Durch das Malaiisch seines Wörterbuches und seiner kurzen Erfahrung verständigte sich der Forscher so gut es ging, und täglich mit besserem Erfolg, mit den Wanderern der Landstraße und den Bewohnern der Dörfer, und wenn der mitgenommene Diener Mario, eine treue javanische Haut, durch die Sorge um den schweren Gepäckkarren verhindert wurde, seinem Herrn im Passangrahan das gewohnte Diner, Huhn mit Reis, zu besorgen, so fand sich schon

eine mitleidige Seele, die dem Fremden mittlerweile eine Tasse Tee, einige Bananen oder eine Duriansuppe mit fetten Termiten darin (ein malaiischer Leckerbissen, den aber der undankbare Deutsche sorgfältig über den Tellerrand beförderte) bereitete. Von einer Bezahlung für solche Liebesdienste wollten die Leute niemals wissen.

Meist auf den Marsch angewiesen, brach der Reisende gewöhnlich noch in der Dunkelheit auf, um trotz der langsamen, durch botanische Untersuchungen oft unterbrochenen Wanderung das nächste Rastdorf schon vor Mittag zu erreichen und dem Reisen in der unerträglichen Nachmittagsglut zu entgehen. Begeistert schildert er diese Morgenwanderungen durch den tropischen Wald, die ihm keine einzige unangenehme Begegnung, sondern nur schöne Eindrücke und harmlose Abenteuer einbrachten. Einmal war es ein riesiger schwarzer Skorpion am Wege, dann eine amüsante Unterhaltung mit einem indischen Handwerksburschen, einem wandernden Kuli, der sich um die Welt nicht erklären konnte, was den Fremden, der weder Gold noch Petroleum zu suchen vorgab, im Urwalde von Sumatra beschäftigen mochte. Bald gab es einen seltenen Vogel zu schießen, bald tummelten sich in den Wipfeln der Palmen ganze Herden munterer Affen, die unbelästigt ihr Wesen unmittelbar vor, ja in den Dörfern treiben. Hauptsächlich begleitete das seltsame Geschrei der Siamangs, einer großen schwarzen Affenart, die Reisenden Tag für Tag. Die herdenweise lebenden Tiere erheben stets eine Art Wechselgesang von hohen Diskant- und tiefen Baßtönen, wobei letztere endlich verstummen, während der Diskant in ein lautes vielstimmiges Gelächter übergeht und das Ganze mit einem förmlich übermütigen Juchzer beschlossen wird, der den Lauscher unwillkürlich reizt, in die Fröhlichkeit einzustimmen. Eines Tages sah Giesenhagen in den Baumkronen dicht an der Straße zwei große, langschwänzige gelbe Affen, ein andermal hörte er ein förmliches Gespräch oder Geschrei wie von lauter einsilbigen Worten, eine Art Affensprache, deren Urheber er jedoch nie zu Gesicht bekam.

So gingen die Tage hin, und höher und höher wuchsen die Gebirge im Vordergrunde, mit dem riesigen, über 3000 Meter hohen Vulkan Dempo als Mittelpunkt, empor. Die Reise wurde häufig aufgehalten durch die vielen tief eingerissenen Schluchten, an deren Abhängen die Pferde meist versagten und lange Aufenthalte entstanden. Über die Flüsse führten primitive Fähren, während die zierlichen, von den Holländern früher erbauten Eisenbrücken, wohl den Angriffen des nassen Klimas unterliegend, in Trümmern dabei hingen. Dagegen gab die prachtvolle Vegetation in den Schluchten stets erwünschte Gelegenheit zum Botanisieren. Überall, wo Europäer, sei es als Verwaltungsbeamte oder Plantagenbesitzer, wohnten, wurde den Reisenden die herzlichste, aufopfernde Gastfreundschaft entgegengebracht. Auf dem Hochland machte der Urwald auf weite Entfernung einer eigentümlichen Vegetation von hartem Steppengras Platz, dem mehr als mannshohen Alang-Alang (Imperata imperatrix), das von den Malaien als Vernichter des Waldes und jeder Gartenkultur gefürchtet wird und tatsächlich, wo es einmal eingewurzelt, unausrottbar scheint. Nur durch Abbrennen werden zeitweise größere Flächen davon vernichtet, dann dient der jung aufsprießende Nachwuchs dem Vieh kurze Zeit als Weide, aber bald ist alles wieder beim Alten. Schmale Pfade führen durch die Alangfelder von Dorf zu Dorf. Der Reisende lernte die Tücken dieser filzartig verwachsenen Grasdecke kennen, als er eines Tages einen seltenen Vogel schoß und die ins Gras gestürzte Beute zu erlangen suchte. Er war bald bis an die Brust fest eingehüllt in eine unglaublich zähe Masse verfilzter alter Halme und Blätter, aus der nicht nur kein Vogel erlangt werden, sondern er selber nur unter mühsamer Arbeit mit dem Buschmesser den Rückweg finden konnte.

In Bandar, wo eine Garnison von 60 Mann unter einigen Offizieren liegt, wurden zwei Rasttage eingelegt und zu lehrreichen Ausflügen in die Umgebung benützt, wobei die Zivil- und Militärbeamten des Ortes sich um die Führung und Bewirtung verdient machten. Meist innerhalb weiter Grassteppen liegend, sind die Dörfer des Hochlandes umgeben von einem Kranze von Bananen, Manga- und Durianbäumen, von Pinang- und Kokospalmen, in denen die Affen ungestört ihr Wesen treiben. Reisfelder bilden die nächste Umgebung, dann bedeckt alles das riesige Alang-Alang-Gras, durch welches nur schmale Pfade zu den Nachbardörfern führen und über dessen Linien meist nur der gewaltige Vulkan Dempo am Horizont sichtbar ist. Von dem Wildreichtum Sumatras bekamen die Reisenden auf ihren gebahnten Wegen nicht viel zu sehen, dagegen legten Schädel vom Tiger und vom braunen Sumatrabären, die Giesenhagen in Bandar erlangte, Zeugnis vom Vorkommen der größeren Raubtierwelt ab. Eine eigentümliche Strafe für Verbrecher lernte Giesenhagen in Lebuan kennen. Dort stand am äußersten Rande der Dorfmark, an die Wildnis stoßend, das winzige Hüttchen eines Mannes, den man in Verdacht hatte, den vorigen Ortsvorsteher ermordet zu haben. Er war auf Lebenszeit ausgestoßen und aus allem Verkehr und Umgang mit den Dorfgenossen verbannt.

Am 18. und 19. November wurde auf Einladung des Kapitäns Noltenius, den die Reisenden auf dem Dampfer kennen gelernt hatten und der sich jetzt behufs topographischer Aufnahmen auf dem Gipfel des Bukit-besar, eines der höchsten Berge mitten im Urwald, befand, die Besteigung dieses Berges unternommen, auf dessen Höhe der Kapitän ein Unterkunftshäuschen hatte erbauen lassen. Es war eine sehr schwierige, wenn auch durch die botanische Ausbeute des selten betretenen Urwaldes lohnende Seitentour, nach deren Abschluß sich unser Forscher von seinen Reisegefährten trennte, um mit dem Diener Mario seinen Weg zur Westküste allein fortzusetzen.

Unter vielen Schwierigkeiten, da die Pferde in den zahlzeichen Flußtälern und schließlich fast bei jeder Steigung liegen blieben, wurde Lebon Agung erreicht, dessen Unterkunftshaus derart verfallen war, daß der braune Ortsvorsteher es nicht über



Missigit im Padangschen Oberland.

das Herz bringen mochte, den Fremden darin übernachten zu lassen. Er lud ihn als seinen Gast in sein Haus und verschaffte dem Forscher dadurch Gelegenheit, nicht nur malaiische Gastfreundschaft, sondern auch den patriarchalisch behäbigen, ja in seiner Art großartigen Zuschnitt der Wirtschaft eines solchen sumatranischen Dorfschulzen kennen zu lernen. Lange plauderte Giesenhagen abends mit seinem Wirt, der sich nicht nur als ein kernbiederer, sondern auch als ein wohlunterrichteter Mann erwies, dessen Liebenswürdigkeit durch sein echt malaiisch gemessenes, von jedem Affekt entferntes Wesen nur in ihrem Wert gesteigert wurde. Petroleumlampen, eine deutsche Spieluhr, Schriftstücke, Urkunden und politische Gespräche waren jedenfalls mehr, als unser Gewährsmann in der Mitte des sumatranischen Urwaldes erwartet hatte. Lassen wir ihn nur noch mit eigenen Worten das Innere dieses gastlichen Hauses schildern.

„Ich trat durch die Tür in eine weite Halle, welche die ganze Breite des Hauses einnahm. Die Decke wurde durch zwei Holzsäulen getragen. In der linken Seite des Hauses hielten sich mehrere jüngere und ältere Männer auf, das Ingesinde des Hauses. Sie kauerten rauchend und schwatzend in Gruppen um kleine flackernde Lämpchen am Boden, der eine oder andere lag schon schlafend auf seiner Schilfmatte. Die rechte Hälfte der Halle war für mich bestimmt. Vorn hing eine große Petroleumlampe von der Decke und verbreitete auf dem Tische helles Licht. Um den Tisch waren große Rohrlehnstühle gestellt. Im Hintergrund an der Wand stand ein großes indo-europäisches Bett mit Moskitonetz. Kopfkissen und Schlummerrolle lagen auf der weißbezogenen Matratze." Das Alles mochte dem Europäer, der im inneren Sumatra wohl auf Abenteuer anderer Art gefaßt gewesen war, märchenhaft genug erscheinen.

Am nächsten Morgen ging's unter herzlichem Dank, da jede Bezahlung abgelehnt wurde, weiter, und zwar jetzt in den waldigsten, botanisch ergiebigsten Teil des Landes hinein. Jeder Stein am Wege, jeder Baum war mit Flechten, Moosen, Farnen und Orchideen bedeckt, und der Rucksack schwoll unter der Beute, um so mehr als hier die Gebiete des Südost- und Nordwestmonsuns durch die hohe Gebirgskette scharf geschieden werden, und es zu den Aufgaben Giesenhagens gehörte, die Einwirkung dieser Winde auf die Verbreitung gewisser Pflanzenarten zu studieren. Auch die Tierwelt war recht ergiebig, und zum erstenmal kletterte über dem Wege ein alter, starker Orang-Utan in den Bäumen umher. Die Versuchung, ihn zu erlegen, war groß. Aber da der Forscher über die Mittel, ein so großes Tier zu präparieren, nicht verfügte und unnützes Morden ihm widerstand, enthielt er sich der Jagd. „Affen zu schießen, war ja auch nicht meine Aufgabe." Bald darauf fand der Wanderer einen gewaltigen, über und über mit Moosen und Farnen bedeckten Felsblock, darauf unter anderem ein Bärlapp von auffallenden Formen. Vergeblich suchte er dagegen nach dem aufrecht stehenden, schuppigen Fruchtstand der Pflanze, bis er schließlich doch ein schuppiges, fingerdickes Kölbchen von der vermuteten Form und Größe erblickte. Im Begriff, danach zu greifen, hielt er hastig inne, es war ein schmaler, zierlicher Schlangenkopf, der wie das ganze Tier eine frappante Ähnlichkeit mit den Pflanzen hatte, zwischen denen es sich bewegte. Die Schlange fiel, als ein treffliches Beispiel von Mimikry[1]), der Wissenschaft zum Opfer.

Am 29. November wurde, nach einer letzten Überschreitung des Musi in seinem Oberlauf, der Paß erreicht, der das gebirgige Rückgrat von Sumatra übersteigt und nicht weit von der Westküste entfernt liegt. Ja, von einer Höhe in der Nähe des Passes erschließt sich ein wunderbar schöner Blick über die Abhänge des Gebirges mit ihrer saftig grünen Urwaldvegetation auf den schmalen Küstengürtel und das dahinter blauende Weltmeer. Am nächsten Morgen wurde Benkulen erreicht, die Durchquerung Sumatras hatte sich glatt und leicht erledigt, und einen Tag später setzte sich die „Carpentier", ein holländischer Postdampfer, mit unserem Reisenden und seinen gesammelten Schätzen nach Norden in Bewegung. Derselbe Dampfer brachte als neuen erfreulichen Beweis für die Aufschließung der Bodenschätze im Innern von Sumatra die Maschinen für eine neu eröffnete Goldmine bei Redjang-Lebong mit, und zwar eine hydraulisch-elektrische Einrichtung für eine Kraftzentrale mitten im Urwalde. Die von einem deutschen Handelshause in Batavia zur Ausbeutung übernommene Goldmine liegt 170 Kilometer von der Küste entfernt im Gebirge, mühsam mußten für den Transport der eingetroffenen Kisten mit Maschinenteilen erst Wege durch den Urwald gehauen werden. Die Firma Siemens & Halske, der die Anfertigung und Aufführung der großen elektrischen Maschinenanlage zur Gewinnung und zum Pochen der Erze übertragen war, hat übrigens trotz der riesigen Schwierigkeiten ihre Aufgabe binnen wenigen Monaten glücklich beendet.

Die „Carpentier" fuhr inzwischen nach Norden und erreichte in weniger als 24 Stunden den Hafen von Padang, der schönsten und wichtigsten Stadt des westlichen Sumatra. Ist doch Padang der Regierungssitz und Schlüssel der landeinwärts liegenden „Bovenlanden", der Padangschen Hoch-

[1]) Mimikry bezeichnet die Anpassung in Gestalt oder Zeichnung an die Umgebung.



lande, die an Steuerertrag, an Fruchtbarkeit, Industrie und Bevölkerungsdichte vorläufig noch das ganze übrige Land aufwiegen. Die Einfahrt in den Hafen von Padang, Emmahaven, schildern wir mit den Worten Pflügers in seiner oben angeführten Reisebeschreibung.

„Langsam nähert sich das Schiff dem Lande, immer deutlicher offenbart sich die ganze Pracht tropischer Landschaft. Eine weite grüne Alluvialebene breitet sich aus, hinter der in Terrassen das dichtbewaldete Gebirge emporragt. Mächtige, im blauen Duft verschwimmende Vulkankegel überragen die gezackte Linie des Kammes. Und im Vordergrunde das tiefblaue Meer, aus dem sich kleine weißgesäumte Koralleninseln mit nickenden Kokospalmen wie zierliche Blumenaufsätze erheben. Nun befinden wir uns am Eingang der prächtigen Königinbucht. Üppig bewaldete Hügel, deren wundervolle Vegetation hie und da vom Rotgelb schroffer Felsabstürze unterbrochen wird, spiegeln sich in dem satten, vollen Grün des Wassers. Unschwer erkennt man in der halbkreisförmigen Bucht die Reste eines alten Kraters."

Von Emmahaven brachte die Schmalspurbahn den Reisenden schnell nach Padang, wo er die liebenswürdige Aufnahme fand, die ihn als „echt indische Gastfreundschaft" überall in Java und Sumatra begleitete. Die Eisenbahn in das Oberland führt zunächst zwei Stunden durch die Ebene und dann als Zahnradbahn durch die großartige Gebirgsschlucht des Aneiflusses nach Padang Padjang. Unvergeßlich ist die Fahrt durch diese von schäumenden Wasserstürzen belebte Wildnis. Der Bahndamm liegt mitten im grandiosen Urwald. Zwischen den riesigen Pfeilern der Laubbäume drängen sich Baumfarne, Scitamineen und tropische Gesträuche. Lianen schlingen sich von Baum zu Baum, und auf allen Ästen strotzt es von Orchideen und Überpflanzen jeder Art. Kühne Brücken schwingen sich über den rauschenden, bei Hochwasser furchtbaren Bergstrom, und im Laub der Bäume tummeln sich seltsame Vögel und schwatzende Affen. Stellenweise windet sich die Bahn auf schwindelndem Mauerwerk an den Abhängen empor.

Oben trat Giesenhagen wieder ins Reich der Berge und Vulkane, die bis zu 3000 Meter Höhe emporsteigen und als tropische Regenspender Padang Padjang zu einem ziemlich wässerigen Kolorit verhelfen. Die weitere Reise durch die Padangschen Hochlande, die sich größtenteils mit der Eisenbahn oder auf den wohlunterhaltenen Straßen im Wagen zurücklegen läßt und jetzt von jedem Sumatra besuchenden Europäer gemacht wird, brauchen wir nicht im einzelnen zu schildern. Besonders in den waldigen Bergschluchten und an den beiden großen Seen, die dem Hochlande eingebettet sind, wurde eine unerwartet reiche Pflanzenfülle gefunden. In dem Hauptorte der Bovenlanden, Fort de Kok, welches wie Padang Padjang von hohen Bergzügen umschlossen wird, stellte sich mit astronomischer Regelmäßigkeit gegen Abend ein furchtbarer Tropenregen ein, den die Bewohner in dieser Jahreszeit schon gewohnt sind. Der Himmel bezieht sich rasch mit dichten Gewitterwolken und bald bricht unter Donner und Blitz eine Wassermenge herunter, wie nur die Nähe des Äquators sie hervorbringt. Aber trotz seines feuchten Klimas und seiner Lage fast unter dem Äquator ist der hochgelegene Ort so gesund und heilkräftig, daß nicht nur die erkrankten Soldaten und Offiziere der Militärstationen, sondern auch Erholungsbedürftige aus allen Teilen der Kolonie die Hotels von Fort de Kok aufsuchen, um neue Widerstandskraft gegen die Tropensonne, die Hitze und das Fieber zu erlangen.

Die ganzen Hochlande bieten ein Bild menschlichen Fleißes und Erfolges, wie man es selten sieht. Selbst in Japan sucht man, wie Pflüger schreibt, Reisfelder von dieser Größe, Güte und sorgfältigen Bestellung vergeblich. Tausende von kleinen Terrassen und Bewässerungsgräben reihen sich an und übereinander. Der Reisbau wird von den Eingeborenen mit großer Sorgfalt betrieben und bedarf vieler Arbeit und Mühe, um ein gutes und reichliches Produkt zu erzielen. Aussaat und Ernte sind weniger von der Jahreszeit als vom Wasser abhängig, und um letzteres voll auszunützen, werden die Felder nacheinander mit Pflanzen besetzt und gelangen zu ganz verschiedenen Zeiten zur Ernte. Alle Felder sind mit kleinen künstlichen Wällen umgeben, denn nur im Wasser stehend gedeiht der Reis. Sobald das Wasser, welches bisher ein reifendes Feld überflutet hat, verfügbar wird, richtet der Malaie zunächst sein Saatbeet mit Hacke, Schaufel und durch Kneten mit den Füßen zu einem breiigen Schlamm her und legt die Saatkörner hinein, die sich binnen einigen Wochen zu freudig grünenden Pflänzchen entwickeln. Inzwischen wird



Transport von Maschinen für eine Goldmine in Sumatra.

das ganze, gleichmäßig überschwemmte Feld ebenfalls in einen schlammigen Brei verwandelt, und in diesen werden die Pflänzchen eingesetzt, was meist von Weibern und Kindern besorgt wird, die dabei natürlich tagelang im Wasser patschen müssen. Die kleinen Pflänzchen werden reihenweise zu drei bis vier mit den Wurzeln in den lockeren Schlamm gedrückt, und damit ist die Arbeit beendet. Sehr schnell wachsen die Pflanzen an, erheben den kräftigen Halm aus dem Wasser, und schon nach wenigen Wochen reifen die Ähren, mit 40, 50, ja 100 schweren Körnern gefüllt, der Ernte entgegen.

Aber der Reisbau, die Pflege der Kokospalme und anderer Tropenpflanzen sind nicht die einzigen Hilfsmittel der Wohlhabenheit in den Padangschen Hochlanden, die sich in der Zufriedenheit und reichen Kleidung der Bewohner ebenso wie in dem behäbigen Aussehen jedes Malaiendorfes zur Geltung bringt. Seit den Siebzigerjahren werden bei Sawah-Luntu ergiebige Kohlengruben abgebaut, denen zulieb eigentlich die jetzt so wichtige Eisenbahn angelegt worden ist. Seit zehn Jahren ist der Betrieb der Gruben sehr rege, und die Tagesförderung beträgt jetzt bereits 900 Tonnen (18.000 Zentner). Unter der Aufsicht europäischer, besonders schlesischer



Büffelkarren in der Residenzschaft Padang.

Steiger arbeiten in den Gruben an 2000 Malaien, Chinesen und zum Teil auch Strafgefangene der Kolonie. Selbst unter diesen Kohlenarbeitern fand Pflüger, der das Bergwerk unter der Führung eines der Ingenieure besichtigte, die Gebräuche des „Adat“, das ist des zeremoniellen, förmlichen Anstandskodex der Malaien, streng gewahrt. Niemals darf der Tuan, der weiße Herr, dem malaiischen Arbeiter direkt einen Befehl geben; er teilt seine Anordnungen dem Aufseher, dieser dem Unteraufseher mit und so gelangt die Sache schließlich — so Gott will — an die rechte Adresse.

Zu den wiederkehrenden Reiseeindrücken gehörten die abgeernteten Reisfelder, die sich nach dem Ablaufen des Wassers schnell mit saftigem Grün bedecken und dann dem Vieh, besonders den mächtigen, als Zugtiere viel gehaltenen Wasserbüffeln, zur Weide dienen. Auf dem breiten, glatten Rücken der Büffel spazierten oft ihre Freunde, kleine weiße Reiher, die dort eine eifrige Jagd auf Ungeziefer abhalten und von den Hörnerträgern gern gelitten werden. In Pajakombo, der äußersten Stadt der Hochlande, die schon jenseits der Wasserscheide auf der östlichen Abdachung des Gebirges liegt, wurde Giesenhagen überrascht durch die Fülle der Erzeugnisse, die auf dem Markte feilgeboten wurden. Stoffe bis zu den prachtvollsten, seidenen, golddurchwirkten Gewändern, Schmuckerzeugnisse, Gebrauchswaren aus Bambus, Holz und Metall, kostbare Waffen, Messinggeschirre von erheblichem Kunstwert, daneben Lebensmittel und Früchte jeder erdenklichen Art, — und Pajakombo ist ein mit Ausnahme von ein paar europäischen Geschäftsleuten durchaus von Eingeborenen bewohnter Ort. Aber die meisten Leute sind wohlhabend, und die jungen Frauen und Mädchen, die durch ihre Schönheit weit berühmt sind, gingen am Sonntag in Gewändern einher, deren Wert Hunderte von Gulden betragen mochte; Hände, Arme, Hals und Ohren sah der Reisende mit Gold und Steinen geschmückt, die einen sehr viel höheren Wert verrieten. Von Pajakombo wurde endlich noch die einige Stunden entfernte größte Sehenswürdigkeit des Hochlandes besucht, die Kloof von Harau. Das Hochtal wird hier durch hohe, nackte Felswände abgeschlossen, zwischen denen sich die „Kloof“ oder Spalte öffnet. Fast eine Stunde führt der Weg neben einem Bache zwischen Steilwänden von 200 bis 300 Meter Höhe entlang. Die wassertriefenden lotrechten Felswände sind bedeckt mit Farnen, Moosen und höheren Pflanzen, unter denen Giesenhagen manchen seltenen Fund machte. An einer Stelle fällt über die Wände ein starker Wasserfall hinab in ein ausgewaschenes Becken, unterwegs zerstäubend in tausend Fäden. Die ganze Situation ist mehrfach mit dem Tal von Lauter-Brunnen verglichen worden, ein zweiter Staubbachfall ziemlich genau unter dem Äquator.

Nach Padang zurückgekehrt, trat Prof. Giesenhagen auf der „Reaël“ die Reise nach der Nordspitze von Sumatra, dem Bezirk Atjeh, an. Eine stürmische Fahrt, auf der die Wellen des Indischen Ozeans zeigten, daß auch sie recht ungemütlich sein können, brachte ihn in drei Tagen auf die Rhede von Kota Radja, dem Hauptplatz des nördlichen Landes, von wo eine neuerbaute Bahn einige 30 Kilometer weit ins Innere führt. Die Bahn dient allerdings fast ausschließlich militärischen Zwecken, denn das Gebiet der Atjeher ist erst in neuester Zeit und nur an der Küste nach endlosen Kämpfen mit den Eingeborenen einigermaßen beruhigt. Obwohl nebst Padang, Benkulen und Palembang zu den ältesten Besitzungen Hollands auf Sumatra gehörend, ist das Land Atjeh unter einem energischen Sultan, der noch in den Siebzigerjahren seinen befestigten Palast in Kota Radja bewohnte, bis heute ein Pfahl im holländischen Fleisch geblieben. Wie weit sich die Niederlande für die offene und versteckte Unterstützung des Sultans von Atjeh bei England zu bedanken haben, mögen sie selber untersuchen. Genug, daß seit 1872 ein endloser, aufreibender Krieg um diese Landschaft geführt worden ist, der auch jetzt noch nicht so viel Ruhe und Frieden im Lande geschaffen hat, daß sich ein Europäer ohne starke militärische Bedeckung ein paar Meilen vom Hafen oder der Eisenbahn entfernen dürfte. So können auch die kürzlich entdeckten Petroleumquellen, welche nur 10 Kilometer von Kota Radja entfernt sind, nur unter militärischem Schutze ausgebeutet werden, und Giesenhagen, der an der Endstation der neuen Bahn nach Pflanzen suchen wollte, durfte nur unter der Bedeckung eines starken Militär-

kordons einen Streifzug im freien Felde unternehmen, während das Eindringen in den Wald ihm ganz abgeschlagen wurde. Wird doch sogar aus freiem Felde oft auf den vorbeifahrenden Zug gefeuert. Leider zog sich der Forscher bei dieser überhasteten Streiferei in der tropischen Mittagssonne einen heftigen Dysenterieanfall zu, der seine Tätigkeit mehrere Wochen lähmte.

Der letzte Abschnitt von Giesenhagens Reise auf Sumatra galt dem Tabaklande, der Provinz Deli, die sich an der Ostküste der Insel, dem Hafen Penang auf Malakka gegenüber, vom Meere bis hoch ins Gebirge erstreckt. Erlaubt auch der Raum nicht mehr, ihm auf allen seinen Wegen durch das höchst interessante Land der Battaker zu folgen, so sollen doch seine Beobachtungen über den Tabakbau, der im Sultanat Deli in riesiger Ausdehnung betrieben wird, kurze Wiedergabe finden.

Die zum Tabakbau dienenden Ländereien, teils in der Ebene, teils im Urwalde bis hoch hinauf ins Gebirge gelegen, werden nicht ohne weiteres in Besitz genommen, sondern auf 99 Jahre vom Sultan von Deli gepachtet, der sich seit 1860 selbst unter den Schutz Hollands gestellt hat. Die Battaker, ein ziemlich primitiver, ausnahmsweise nicht dem Islam unterworfener Stamm, sind ungestört im Besitz ihrer Walddörfer und des wenigen, von ihnen angebauten Landes geblieben, die Regierung ist nur bemüht, sie wenigstens von der Menschenfresserei, die immer noch Liebhaber unter ihnen besitzt, und ähnlichen Untugenden langsam abzugewöhnen. Durch überflüssige Bevormundung der Eingeborenen zeichnet sich ja die holländische Kolonialwirtschaft zu ihrem eigenen Vorteil überhaupt nicht aus. Doch wir kommen zum Tabakbau zurück.

Eine sumatranische Tabakpflanzung können wir uns etwa in der Größe von 4 bis 5 ansehnlichen Rittergütern vorstellen, von denen jährlich nur der zehnte Teil unter Kultur steht, der Rest ist Urwald oder Brache — d. h. tropische Brache, die sich in neun Jahren ebenfalls zu einem hübschen Urwaldgestrüpp entwickeln kann. Davon wird jährlich so viel urbar gemacht, wie im nächsten Jahre bepflanzt werden soll. Giesenhagen besuchte einen solchen gefällten oder, wie der Landesausdruck lautet, getopaßten Urwald. Er fand ein wirres Durcheinander riesiger Stämme und Äste, die, da an Transport und Benützung des Holzes nicht zu denken ist, frisch verbrannt werden, was jedenfalls zur Düngung des Bodens noch beiträgt. Die Arbeiter bringen zunächst die Schnittfläche des geschlagenen Baumes zum Glimmen, und die warme, durch die Glut angezogene Luft pflanzt dieses Glühen und Verkohlen durch den ganzen Baum fort, ohne daß irgendwo eine helle Flamme zu sehen wäre. Trotz der Arbeit des Rodens suchen die Pflanzer auf den abgeernteten Feldern das Wuchern von Gestrüpp und Bäumen bis zur nächsten Benützung zu befördern, denn wo dieses fehlt, schießt bald das gefährliche Alang-Alang-Gras auf, dessen Beseitigung noch viel mehr Mühe macht. Während im Januar und Februar der gerodete Boden gründlich durchgearbeitet wird, zieht man auf besonderen Saatbeeten, die gegen die Sonne durch lange Leinenschirme geschützt werden, die jungen Pflanzen heran, die zunächst sehr anspruchsvoll sind und viel gewartet, begossen, gegen Schädlinge bewacht werden müssen u. s. w., später aber, nachdem sie im April aufs freie Land gesetzt worden, sich mit dem gewohnten tropischen Schuß entwickeln und schon im Juli zu mannshohen Pflanzen herangewachsen sind. Inzwischen sind die großen Trockenscheunen aufgebaut, mit denen man bei der riesigen Ausdehnung der Pflanzungen immer hinter den Feldern her wandern muß, und es beginnt die Ernte. Dieselbe geschieht nicht mehr wie früher pflanzenweise, sondern die ungleich entwickelten Blätter werden je nach der Reife einzeln abgeschnitten und in den luftigen Scheuern zum Trocknen aufgehängt. Erst nach dem Austrocknen wird der Tabak in die Fermentierscheune gebracht, wo die Blätter auf Schilfmatten zu Haufen aufgesetzt und einem Gärungsprozeß unterworfen werden. Zuletzt erfolgt, meist durch die Hand von Chinesen, das Sortieren der Blätter und die Vereinigung zu den im Handel üblichen Paketen.

In Deli seine sumatranische Reise abschließend, kehrte unser Gewährsmann zunächst nach Batavia und, nach einem abermaligen Aufenthalt in Java, über Ceylon nach Europa zurück. Auf Java, das von so vielen Reisenden besucht wird und über welches eine reiche Literatur vorhanden ist, soll hier nicht eingegangen werden, dagegen wollen wir an der Hand der Schilderungen von Pflüger und neuerer Forschungsergebnisse noch einen Blick auf Celebes werfen, jene merkwürdige Gebirgsinsel mit ihren spinnenartig verzweigten schmalen Ausläufern und der Zwitterstellung zwischen australischer und asiatischer Angehörigkeit, die der Wissenschaft schon so viel zu schaffen gemacht hat. Ohne uns in diese gelehrten Streitigkeiten einzulassen, erwähnen wir bloß, daß Celebes vermutlich viel älter als Java Sumatra und Borneo ist (manche Forscher sind indessen gerade entgegengesetzter Ansicht) und nicht nur viel weniger, sondern auch ganz andere Tierarten wie diese Inseln hat.

Um Java oder Celebes zu besuchen, bedarf der deutsche Reisende heute keiner holländischen Schiffe mehr. Auf dem Lloyddampfer der deutschen Linie Singapore—Australien kann er Batavia, Makassar und die Häfen von Neu-Guinea bedeutend komfortabler, schneller und — billiger unter eigener Flagge erreichen. Pflüger fuhr nach Makassar auf dem Lloyddampfer „Stettin", gerade in der drückenden Stille und Schwüle des Monsunwechsels. Die Glätte des lasurfarbenen Wasserspiegels unterbrach nichts, als höchstens das Spiel der sich tummelnden Delphine und ganze Schwärme fliegender Fische. Unter trübseligem Regen ging das Schiff bei Makassar vor Anker und ebenso trübselig vergingen einige Tage des Wartens auf den holländischen Dampfer, mit welchem der Reisende die langgestreckten Küsten der Insel zu umsegeln gedachte. Die Stadt selber ist, als Haupthandelsniederlassung von Celebes, voll von Geschäften und Niederlassungen, vom großen europäischen Importhause mit seinen Speichern voll Eisen- und Tuchwaren, Gebrauchsgegenständen und Tand, bis zum schmutzigen chinesischen Kramladen. Makassar ist Freihafen, und Pflüger, der hier ein ganzes Magazin von Messern,

Tüchern, Perlen und dergleichen für den Austausch gegen die Handarbeiten der Südseebewohner bei der Fortsetzung seiner Reise zusammenkaufte, kam mit Hilfe eines sachkundigen Beraters, den ihm der deutsche Konsul zur Seite gab, billig davon. Dem harmlosen Fremden freilich werden von den malaiischen und chinesischen Kaufleuten derartige Preise abgefordert, daß sie auch nach dem Abhandeln der üblichen 75% mit dem Rest noch zu teuer bezahlt sind. Das Hinterland von Makassar ist bei der Indolenz und Trägheit der Bewohner wenig bebaut und zugänglich, wie denn von ganz Celebes das Innere so gut wie unbekannt ist, die Stämme der Urwalddistrikte unbehelligt unter ihren eingeborenen Fürsten leben, und nur die Südspitze der Hauptinsel, der Minahassa genannte Westflügel der schmalen nordwestlichen Halbinsel, und ein paar Küstenplätze unter direktem holländischen Regiment stehen. Pflüger besuchte von Makassar aus einen der eingeborenen Rajahs des unterworfenen Teiles der Insel, Schattenkönige und meist schläfrige Burschen, die sich im Besitz eines Phonographen oder einer Spieldose zivilisiert glauben, aber an eine Ausdehnung der Zivilisation auf ihre Untertanen durch rationellen Feldbau nicht im Traum denken.

Auf der Weiterfahrt um die Westküste der Insel ließ das Meer durch seine herrliche tiefblaue Farbe erkennen, daß hier die flache Javasee der tiefen Rinne der Makassar-Straße (zwischen Borneo und Celebes) Platz gemacht. Während Borneo, Java, Sumatra untereinander und von Malakka und Hinterindien nur durch flaches Wasser geschieden sind, also offenbar mit dem Festland von Asien auf demselben unterseeischen Sockel sitzen, sind sie von Celebes und den Inseln der Flores- und Timorsee durch tiefes Wasser getrennt, was ebenfalls dahin deutet, daß die letzteren Inseln zu anderer Zeit entstanden sind.

Während des ganzen Tages und noch mehrere folgende Tage glitt der kleine holländische Dampfer an der Küste von Celebes entlang, die im Westen recht einförmig und wenig entwickelt erscheint, da die eigentümlich zerrissene Gestalt der Insel durch die drei großen, von Osten und Süden eindringenden Buchten hervorgebracht wird. Terrassenförmig stiegen übereinander die langen gezackten Bergkämme des Innern empor, bedeckt mit einem Urwaldmantel vom Fuße bis an die Spitzen. Die Orte, wo der Dampfer anlegte, waren entweder Faktoreien, wo einzelne Europäer mit Hilfe malaiischer und chinesischer Vermittler Handel mit den Eingeborenen treiben und Kopra, Dammarharz oder Rotang gegen ihre Einfuhrwaren eintauschen, oder es waren die Anlegeplätze der weiter im Innern liegenden Goldminen, die in ziemlich großer Zahl, aber mit geringer Ausbeute betrieben werden. Da die Ein- und Ausfahrt bei diesen Anlaufpunkten durch Korallenriffe erschwert wird, mußte der nachmittags eintreffende Dampfer meist bis zum nächsten Morgen liegen bleiben. Wo immer Pflüger ans Land fuhr, war wenig Interessantes zu sehen. Drahtseilbahnen, Scharen chinesischer Kulis, die infolge der unausrottbaren Faulheit der Malaien als Ersatz importiert werden müssen, schmutzige Dörfer der Eingeborenen, ein absolut fremdes Nebeneinanderleben der Inselbewohner und der vom Schein des Goldes gelockten Fremden.

Nur in Amurang, dem letzten Hafen der Nordostspitze von Celebes, entrollte sich ein auffällig verändertes Bild. Es war, als setzte man den Fuß in ein völlig neues Land. Amurang ist der Hafen des Staates Minahassa, des „Kleinods der holländischen Kolonien", berühmt durch seinen Menadokaffee, seine schönen Landschaften und die Eigenart seiner Bewohner. Die auf diesem nördlichen Zipfel von Celebes wohnenden „Alfuren" haben nämlich mit den übrigen Inselbewohnern nicht die geringste Ähnlichkeit. Hellfarbig, in ihrer Gesichtsbildung den Japanern noch am meisten ähnlich, haben sie mit dem malaiischen Typ fast nichts gemein. Die Bildungsfähigkeit, die sie gegen die holländischen Kolonisationsbestrebungen an den Tag gelegt haben, ist geradezu erstaunlich. Daß sie sämtlich, in der Küste wie im Binnenlande, in europäischer Tracht herumlaufen, Sonntags im schwarzen Rock die Kirche besuchen und alle alten, steifen Filzhüte Hollands unter der Sonne Indiens auftragen, will nicht viel sagen, aber sie haben tatsächlich aus ihrem Stück Tropenerde ein zivilisiertes Land gemacht, in dem es sich reisen läßt wie irgendwo in Europa. Die Kreuz- und Querfahrten Pflügers in diesem Lande, wo grüne Reisfelder, freundliche Kaffeeplantagen, lachende Seen, waldige Berghöhen und stolze Vulkankegel sich zu einem unbeschreiblich schönen Bilde vereinigen, brauchen wir hier nicht ins einzelne zu verfolgen. Die Reise mußte in diesem hochkultivierten Ländchen der Abenteuer, ja fast der Überraschungen entbehren, wenn man dahin nicht den eingeborenen Ortsvorsteher von Tomohoe rechnen will, der den Reisenden in seiner gemütlichen Veranda mit den bequemen europäischen Korbmöbeln freundlich im dunklen Rock bewillkommnete und dabei „akkurat wie ein biederer deutscher Landbürgermeister aussah. Nur setzte er mir eine sehr viel bessere Zigarre und einen besseren Kognak vor, als ich ihn daheim unter ähnlichen Verhältnissen erwartet haben würde. Er sprach perfekt holländisch, etwas englisch, und sein Benehmen war so ungezwungen freundlich, daß ein Fremder niemals in dem guten alten Kerl den Enkel eines Menschenfressers vermutet haben würde".

Einige Bergtouren, der Besuch eines Goldbergwerks machten den Reisenden mit den Verhältnissen dieses Teiles der Insel näher bekannt. Das Bergwerk, die Mine von Totok, ist eine geologische Merkwürdigkeit ersten Ranges. Das Gold findet sich in Quarzadern, der ganze Berg aber ist ein Kalkmassiv, welches eben von diesem Quarz durchwachsen ist. Dazu gesellt sich ein dunkler Diorit, stellenweise finden sich alle drei einander so widersprechenden Gesteine dicht beieinander. Wie der Quarz in den Kalk gekommen, ist ein nahezu unlösliches Rätsel.

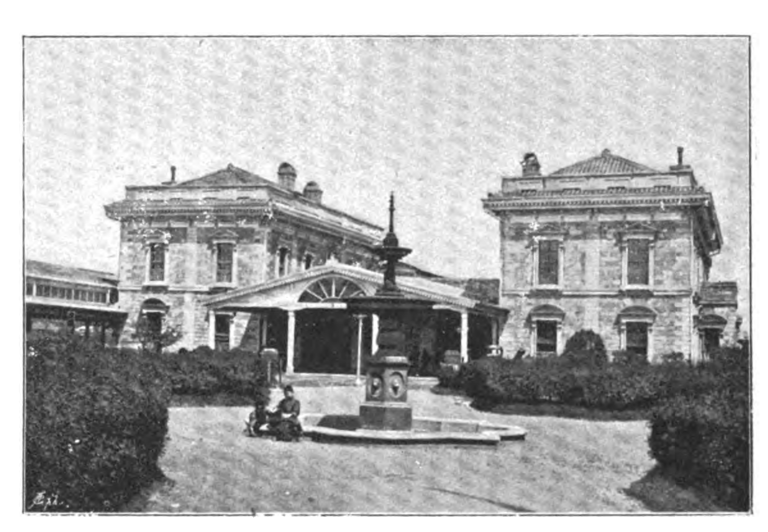
Einmal gab es auch in der Nacht ein wenig Erdbeben, das leichte Haus ordentlich durchschüttelnd. Man macht davon im Sunda-Archipel nicht viel Aufhebens.

Nun muß man nicht glauben, daß die Verhältnisse so einfach und geklärt auf ganz Celebes



sind. Das Innere der Insel ist noch nahezu unbetreten und mag für den Forscher noch manche Überraschung bergen.

Höchst wunderbare Nachrichten sind z. B. über das Vorhandensein einer alten, völlig wilden Urbevölkerung im Innern von Celebes kürzlich durch Briefe des berühmten Forscherpaares Sarasin, zweier Vettern aus Basel, bekannt geworden. Dieselben sind gegenwärtig auf ihrer zweiten Forschungsreise in das Innere von Celebes begriffen, haben dort den bisher von Weißen noch niemals erreichten Berg Bowonglangi bestiegen und berichteten über das Auffinden der wilden Waldmänner folgendes. Man erzählte schon in Makassar als Merkwürdigkeit, daß in den Gebirgswäldern von Boni, im Gebiete des Radja von Lamontjong, noch wilde Menschen lebten, die so scheu seien, daß man sie überhaupt nicht zu Gesicht bekäme, die ihren Verrichtungen nur des Nachts nachgingen u. s. w. Vom Radja in Lamontjong war zunächst nichts herauszubringen, die Sache schien ihm gar nicht angenehm zu sein. Er gab die Existenz der „To Ala", der Wilden des Waldes, allerdings zu, erklärte sie aber lediglich für Strolche und fortgelaufene Verbrecher. Er brachte sogar ein paar Individuen zum Vorschein, auf die diese Beschreibung in der Tat zu passen schien. Trotzdem suchten die Forscher der Geschichte tiefer auf den Grund zu gehen. Ihren Überredungskünsten, besonders solchen von metallischem Gehalt, konnte der Fürst nicht widerstehen. Er lockte ein paar von den wirklichen To Alas in sein Haus und ließ sie sich den Forschern präsentieren. Es waren ein Mann, zwei Weiber und ein Kind, die offenbar einer älteren und tiefer stehenden Bevölkerung angehörten, als die jetzt das Land bewohnenden Rassen. Entsetzlich scheu und ängstlich, leben diese Waldmenschen in Höhlen, ohne auch nur die primitivsten Wohnungen zu bauen. Trotzdem treiben sie ein wenig Maiskultur, halten sich von den sonstigen Eingeborenen fern, ohne sie gerade um jeden Preis zu fliehen oder zu bekämpfen. Allerdings soll es auch noch so scheue Individuen geben, daß sie sich gegen jeden Fremden schon von weitem durch Steinwürfe wehren. Als ein ganz durchschlagender Beweis für ihre Dummheit und Rückständigkeit wird angeführt, daß sie nicht einmal — lügen können. Die Vettern Sarasin schlossen mit dem Versprechen, der Sache noch tiefer auf den Grund zu gehen. Den neuesten Meldungen nach haben die Forscher den kühnen Plan, den Kern von Celebes zwischen der Bucht von Palos im Nordwesten und der Bai von Boni im Süden zu durchqueren, in der Tat zur Ausführung gebracht. Näheres werden wir wohl im nächsten Jahre berichten können.


Bahnhof in Jokohama.

Leben und Reisen in Japan.

Das Inselreich des Ostens ist für den Europäer seit Jahrhunderten eins der lockendsten Reiseziele geblieben. Wunder, sagt Graf v. Königsmarck, der in seinem anziehenden Werk[1]) über Japan die „Engländer Ostasiens" mit erfreulicher Objektivität und Nüchternheit betrachtet, Wunder besitzt es keine mehr, aber des Neuen, Überraschenden, Schönen, Mannigfaltigen vielleicht mehr als ein zweites Land der Erde. Nirgends stehen die Gebräuche und Anschauungen des Abend- und Morgenlandes unvermittelter nebeneinander, berühren sich schreiende Gegensätze so hart und doch so schmerzlos wie hier. Dort die japanische Armee in ihren europäischen Monturen, ihrer erzwungenen strammen Haltung und ihrer begeisterten Hingabe für ein dem Asiaten ganz fremdes Geschäft, und daneben die Hunderttausende kindischer, fröhlicher, dreiviertel nackter und jedwedes Daseinsbedürfnis mit der erquickenden Ungeniertheit des Wilden verrichtender Leute aus dem Volke. Da die hochmodernen Fabriken, Eisenhütten und Werften westlicher Provenienz, aber von Japanern geleitet und betrieben, dort das aller Arbeitsteilung spottende älteste Handgewerbe und eine Landwirtschaft, die bei Hacke und Tragkorb stehen geblieben ist — weil sie nämlich mit Hacke und Tragkorb es weiter gebracht hat, als alle „Kulturvölker" mit Dampfpflügen und Erntemaschinen.

Weniger eine Reisebeschreibung als eine Reihe von anziehenden Beobachtungen und Erinnerungen aus seinem mehr als einjährigen Aufenthalt in Japan bietend, ist das Buch Graf Königsmarcks voll von reizenden Einzelzügen und hübschen Schilderungen japanischer Art. Es ist ein blanker Spiegel des modernen Japan, des Japan nach der Restauration, wie das berühmte Standardwerk[2]) der Isabella Bird das Japan der Siebzigerjahre an seinen „unbetretenen Wegen" schilderte. Freilich, die Beobachtungen des deutschen, überall auf den Dolmetscher angewiesenen, selten aus dem Kreise der oberen Zehntausend heraus-

[1]) Graf Hans v. Königsmarck, Japan und die Japaner. Berlin. Allg. Verein für deutsche Literatur 1900.

[2]) Isab. L. Bird, Unbetretene Reisepfade in Japan. Jena 1886.

tretenden Reisenden und diejenigen der englischen Forscherin, die das Japanische wenn auch unfertig sprach und viele Monate in und mit dem Volke lebte, seine Sprache, seine Freuden und Leiden teilte, sind nicht überall zusammenstimmend, aber nur zum Teil liegt das an der Art des Sehens, zum anderen Teil sicherlich an der unerhörten Umwandlung, welche das Japan der Neuzeit binnen 25 Jahren durchgemacht hat. Außer beiden Autoren haben auch noch Ottfried Nippold [1]) und Eg. Kunhardt [2]) einige Züge des nachfolgenden Bildes von Japan und seinen Bewohnern geliehen.

Auch Königsmarck mußte die von allen im Sommer nach Japan kommenden Reisenden gemachte Erfahrung wiederholen, daß es keinen ungemütlicheren Eindruck gibt, als diese regentriefende, wolken- und nebelverhüllte Küste. Die Straßen Jokohamas, mit ihren Hotels, ihren halb japanischen, halb europäischen Häusern, ihrem Schmutz und ihrem Gemenge von Fremden aller Nationen, die aus den Küstenstädten, aus China, Indien, den Philippinen, aus Europa und Amerika zusammenströmen und hastig durch die Regenzone der japanischen Küste den Sommerresidenzen und Bädern der Gebirge zustreben, bilden kein anmutiges Tor zu dem erträumten Feenreiche der Geishas und Chrysanthemen. Die Jinrikishas, kleine leichte Handwägelchen mit einem Papierverdeck und menschlicher Bespannung, die unaufhörlich zu hunderten durch die Straßen sausen und für Einheimische und Fremde, Mann und Weib, hoch und niedrig, fast das einzige Verkehrsmittel (außer den eigenen Beinen) sind, bilden für den Ankömmling den wiederkehrenden Haupteindruck des Straßenlebens. Ihre Bespannung, die beweglichen muskulösen Jinrikisha- oder Kuruma-Kulis, die vor den hochrädrigen Fahrzeugen stundenlang ein unglaubliches Tempo innehalten können, scheinen nebst den Lasten-Kulis, die allenthalben herumtraben, die einzigen zu sein, die von den Unbilden der herabströmenden Wassermassen nichts verspüren. Ihre Kleider leiden unter dem Regen nicht, denn außer einem dünnen Trikothemdchen, unendlich kurzen Kniehosen, ja zuweilen nur einem Lendenschurz, haben diese Kulis im Sommer nichts, was ihnen verregnen könnte. Geschmeidig und rasch turnen die Kurumaläufer mit ihren Wagen durch das Gewühl, und ihre glückstrahlenden Gesichter täuschen über die Tatsache, daß es eben doch nur arme menschliche Lasttiere sind, deren Lunge die furchtbare Anstrengung ihres Berufes selten über das vierzigste Lebensjahr hinaus erträgt, glücklich hinweg. Lächelnd und freundlich sind auch alle die Puppengesichter der Männlein und Weiblein, die unter ihren Papierschirmen und auf ihren hohen Holzschuhen gewandt durch den Schlamm der Straßen waten.

Der Fremde aber drängt eilig hinaus aus dem langweiligen Jokohama, wo die Stadt der Eingeborenen ebenso wenig Anziehendes aufzuweisen hat, wie das Geschäftsviertel unten am Hafen oder die in einer höher liegenden Gegend zwischen hübschen Gärten sich erstreckende Villenkolonie der Fremden und Geschäftsleute, wo es weder Sehenswürdigkeiten noch Naturschönheiten, weder Altertümer noch käufliche Erzeugnisse der berühmten Japankunst gibt. Jokohama ist nichts weiter als ein Handels- und Industriezentrum, trotz seiner günstigen Lage von Kobe in der einen, von Osaka in der anderen Beziehung weit übertroffen; vom echten Japan aber gibt es weiter nichts als ein durch tausend westliche Einflüsse getrübtes Zerrbild.



Partie aus Jokohama.

Auch in Tokio, welches Königsmarck auf seiner Reise in das Gebirge berührte, sah es jetzt, zur Zeit der endlosen sommerlichen Regengüsse, düster und beklemmend aus. Die entsetzliche Feuchtigkeit der Luft, vor der man die für den Wintergebrauch mitgebrachten Gewänder nur durch luftdichtes Verlöten in Blechkisten retten kann, nebst der furchtbaren Hitze wirkte niederdrückend, und weder der Schmutz der Straßen noch der ewig rieselnde Regen, noch das Leben in den nach westlichem Gebrauch zugeschnittenen Hotels riefen den Eindruck hervor, im „Lande der aufgehenden Sonne" zu sein. Höchstens die Anstrengungen der gelben Hotel-Boys, ihre erworbene Zivilisation durch ein größtmögliches Maß von Frechheit und Habgier zu beweisen, im Verein mit den unvertilglichen Resten ihrer früheren Lebensgewohnheiten kann den Reisenden einigermaßen asiatisch anmuten. Ungerührt durch noch so flehentliches Bitten stürmen diese Ganymede ohne anzuklopfen ins Zimmer ihrer männlichen oder weiblichen Herrschaft (weibliche Bedienung gibt es in den Hotels noch nicht), und eine junge Amerikanerin, die ihrem Boy ernstlich vorstellte, wie sehr er sie doch durch dieses unziemliche Hereinplatzen in ihre Gemächer in Verlegenheit

[1]) Wanderungen durch Japan. Leipzig 1893.
[2]) Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmannes. Berlin 1898.

setzen könne, wurde von dem Jüngling triumphierend abgefertigt: „O, ehe ich eintrete, sehe ich natürlich immer erst durchs Schlüsselloch."



Bambusallee aus dem Innern Japans.

Endlich im Eisenbahnwagen, der unseren Reisenden nach Nikko bringen sollte, in die heiligen Berge des Shinto-Kultus und der sommerlichen Erholungsstätten des fremden wie einheimischen Großstadtbewohners! Ob man in der dritten oder in der ersten Klasse der Eisenbahn fährt, stets werden sich dem aufmerksamen Auge interessante Sittenbilder enthüllen. Diesmal bot sich der erheiternde Anblick von vier Japanern, die trotz äußerlicher Europäisierung, jedoch barfuß, von Stunde zu Stunde die ihnen lästigen Fesseln eines fremden Zwanges mehr abschüttelten und endlich, von den Bänken geglitten, schwatzend auf dem Boden vor ihren mitgebrachten Reisportionen saßen, während ihre kleine Begleiterin, bis auf das gelegentliche Pfeifchen, das stets nach drei bis vier Zügen ausgeklopft und frisch gefüllt wird, sich strengster Sittsamkeit und Anmut befleißigte. Ein lustiges Erlebnis umgekehrter Art erzählt Nippold in seinen „Wanderungen durch Japan". Auf der Fahrt von Toyono nach Tokio war ein europäisch gekleideter Japaner zuerst der einzige Mitpassagier des Abteils. Aber in Nagano steigen drei japanische Damen ein, die, sobald der Zug sich in Bewegung setzt, bewundernd sich gegenseitig ihre in der Stadt gekauften Waren zeigen. Eine Schere ist dabei, eine prächtige europäische Schere. Woran soll man sie nur probieren? Ihre glückliche Eignerin beginnt zuerst, sich die Fingernägel zu beschneiden, eine Arbeit, die zum Erstaunen schnell von statten geht. Was nun? Flugs werden die ohnehin meist entblößten Füße auf den Sitz gezogen und an ihnen dasselbe Geschäft vorgenommen. Die beiden anderen Schönen konnten die Zeit nicht erwarten, ein Gleiches zu tun. Ein Genrebild aus der ersten Klasse. Nur der westlich angehauchte Japaner rückte in der peinlichsten Verlegenheit auf seinem Sitz hin und her, was wird der Herr Europäer denken von der Höhe der japanischen Kultur? Aber dem gefallen die kleinen Dämchen viel besser in ihrer himmlischen Unschuld als das gelbe ärgerliche Männchen im europäischen Gewand. Andere Reisende berichten übereinstimmend, daß das Betragen der Japaner gerade in der letzten Eisenbahnklasse so höflich, gesittet und liebenswürdig ist, daß sich die meisten Ausländer, und nicht nur diejenigen der dritten Klasse, ein Muster für ihr Betragen auf Reisen daran nehmen könnten. Etwas Neues ist das nicht. Im ganzen Innern von Japan, besonders aber in den unteren Volksschichten, die mit den Gebräuchen des Auslandes noch wenig Berührung gefunden haben, gehört diese ruhige, freundliche Höflichkeit gegen andere, die ja im Grunde nur der Selbstachtung entspringt, geradezu dem innersten Wesen des Japaners an.

Die einförmige Gegend zwischen Tokio und Utsonomia, wo der Anstieg ins Gebirge beginnt, ist mit Getreide auf den Höhen, Reis in den Niederungen angebaut, und besonders die meist von einer Schlammflut bedeckten Reisfelder gewähren kein sehr freundliches Bild. Japan ist trotz der modernen Industrie ein Ackerbaustaat ersten Ranges geblieben, und seine Stärke würde in ihren Grundlagen zerstört werden, wenn dies Verhältnis zu Gunsten der Industrie wesentlich verschoben werden würde. Wenn auch bisher nur der kleinste Teil



Teemädchen in Nagoya.

der Bodenfläche landwirtschaftlich bestellt und der Rest nicht einmal zur Viehweide ausgenützt wird, so sind die durch das Klima und die intensive Bodenbearbeitung mit der Hacke begünstigten Erträgnisse doch reichlich genügend für den Bedarf des Landes.

Der japanische Ackerbau ähnelt ebenso wie der chinesische vielmehr dem intensiven Gärtnereibetrieb in der Nähe unserer Großstädte, als unserem Feldbau. Auf kleinen beetartigen, sorgfältig gedüngten oder berieselten Parzellen werden Getreide, Hülsenfrüchte, Hirse, Flachs, Hanf und Baumwolle, Kaffee und vor allem die nationalen Hauptgenußmittel, Tee und Reis, gebaut. Kein Pflug berührt den Boden, kein Wagen kommt aufs Feld, aber unermüdlich wird die Ackerkrume mit den kleinen Handgeräten immer wieder gelockert, als sollte jedes Würzelchen einzeln ernährt werden, mit himmlischer Geduld panscht alt und jung wochenlang bis an die Knie in dem Morast der wasserüberströmten Reisfelder, auf den Schultern wird der Dünger herbei-, auf den Schultern die Ernte heimgetragen.

Von Utsonomia führen die Bahn und die viel schönere, uralte Pilgerstraße durch herrliche Gebirgspartien und prächtige Kiefern- und Kryptomerienwälder nach Nikko, dem berühmten Zentralpunkt der Heiligtümer des alten Shintokults, der ursprünglichen Religion Japans, die jetzt mit einem oberflächlichen Buddhismus überkleistert ist. Den religiös sehr anspruchslosen Japaner hat der Dienst Buddhas nicht verinnerlicht, wenn an etwas, hängt er immer noch mit den meisten Herzensfäden am Ahnenkult, und die Tempelhaine und Heiligtümer von Nikko, wo die Helden der sagenreichen Glanzzeit von Japan selber zu Göttern geworden sind, sagen ihm immerhin noch mehr zu als die neuen Tempel des indischen Erlösers. Heute sind ja auch die Tempel von Nikko zum Teil in den Händen buddhistischer Priester, von denen Frau Bird zu ihrem Schmerz die pietätlose Äußerung hören mußte: Früher pflegten wir an all dies Zeug zu glauben, aber heute sind wir nicht mehr so dumm. — Sie macht dazu eine ähnliche Bemerkung, wie Graf Königsmarck zu den Allüren des Parlamentariers Okiyama, des unentwegten Fortschrittsmannes, der sich auf der Eisenbahn die Rückständigkeit der Ainos (die Urbewohner von Jezo) zum Gespötte dienen ließ und grinsend erzählte, wie diese dummen Urbewohner sich über das große feuerschnaubende Tier mit glühenden Augen gewundert hätten, als der „Herr Japaner" die Eisenbahn auf Hokkaido (Jezo) einführte. Das Prahlen mit kaum erworbenen, oft sehr zweifelhaften Kulturerrungenschaften ist einer der wenigst anmutenden Züge des Neujapaners, von dem man glücklicherweise in Nikko wenig bemerkt.

Mit glühenden Farben schildert unser Gewährsmann die Pracht der Tempelhaine von Nikko mit ihren hundert Heiligtümern, zwischen denen zahllose Quellen rieseln, Wasserfälle rauschen und bemooste Steine träumend im Schatten des Waldes ruhen. Isab. Bird sah Nikko, als es noch nichts von Bahnsperre und „Sommerfrische" wußte, und malt es in den schwermütigen Farben des Verfalls, der feierlichen und langsam sinkenden Größe, der religiös historischen Atmosphäre, mit der die Stadt der Shojuntempel getränkt ist. „Es ist eine Gräberstadt, wo beständiger Regen herrscht, eine seltsame Stille waltet und eine Glorie vergangener Zeiten." Die heiligen Stätten hat sie täglich besucht, viel im Walde auf den alten bemoosten Quadersteinen, viel in den Tempeln bei den Priestern gesessen und mit ihnen über die alten Zeiten und die Größe des feudalen Japan gesprochen, und obwohl sie sich unfähig erklärt, so viel Pracht und sinkende Schönheit zu beschreiben, ist ihre Schilderung der Tempel sicherlich die beste und gründlichste, die wir besitzen. Auf dem Gipfel eines bewaldeten Hügels inmitten der Tempelhaine liegt, über eine Treppe von 240 gewaltigen Quaderstufen erreichbar, das Denkmal des Jeyasu, des größten Herrschers, den Japan besessen. Ein ungeheurer Steinwall, aus Quadern ohne Mörtel gefügt, umgibt das schmucklose, aber monumentale Grab aus Bronze und Stein. Eine Bronzeurne steht auf dem Grabe, andere Kunstwerke aus Bronze, u. a. eine Vase mit Lotos und ein Storch mit einem Leuchter im Schnabel, stehen davor. Die riesigen Kryptomerien hüllen das Grab in tiefen Schatten, nirgends blühende Blumen, kein singender Vogel, nur Stille und Trauer umgeben das Grab des größten aller Japaner.

Zweitausend Fuß höher als Nikko liegt der berühmte, von Einheimischen und Fremden gleich stark besuchte Luftkurort Chuzenji inmitten jungfräulicher Urwälder an einem weiten klaren See, den die kleinen Bambus- und Papierhäuschen der Ansässigen und der Sommergäste umgeben; außerdem sind einige Teehäuser und zwei Hotels von europäischem Zuschnitt vorhanden. Die Mitglieder der europäischen Kolonie Tokios besitzen fast alle eigene Landhäuser japanischer Bauart. Der August bringt Tausende von frommen Wallfahrern, die von Chuzenji den heiligen, 8000 Fuß hohen Berg Nantai-San erklettern. Berückend schön und einsam ist, nach Königsmarcks Schilderungen, der Wald von Chuzenji. Nie hat ihn die Axt berührt, nur die vom Alter gefällten Baumriesen schlagen hin und wieder Bresche in das wuchernde Unterholz. Endlose Guirlanden bildend, schlingen sich Lianen und armdicke Kletterpflanzen von Baum zu Baum, die alten absterbenden Riesen sind gehüllt in einen Schleier weißer Blüten, die nicht ihnen, sondern ihren Parasiten angehören. Wundervoll blühende Bäume, wie die wilde Kamelie mit ihrem rosigweißen Blütenflor, lassen des Wanderers Fuß stocken. Der Efeu des Morgenlandes, der Evonymus, überkleidet Tod und Verwesung mit frischem zarten Grün, und selbst von dem starrenden Astholz der bleichen, abgestorbenen Tannen hängen wuchernde Moossträhnen phantastisch nieder.

Frau Bird besuchte von hier aus den Wasserfall von Kegon-notaki, wo sich der aus dem See von Chuzenji gespeiste Daiya in eine furchtbare Schlucht wirft, „im Vordergrund rosig strahlende Azaleen, im Hintergrund Berge mit Tannenwäldern". Ein schwindelnder Stufenpfad, „Kindern und Trunkenen verboten", führt an der Felswand hinab bis zu einem Aussichtspunkt, wo man den Katarakt in den Schlund hinabstürzen sieht. Sitzplätze und Erfrischungen zeugen überall von dem ausgebil-



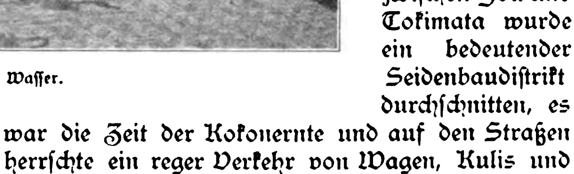
deten Natursinn und Schönheitsgefühl der Japaner.

Auf der Weiterreise nach Tokimata lernte Graf **Königsmarck** die Reisegewohnheiten des inneren, von der Bahn noch unberührten Japan kennen. Die von Läufern gezogene Jinrikisha oder Rikscha ist für den, der weite Strecken nicht zu Fuß gehen kann oder mag, das einzige Verkehrsmittel. Man mietet Wagen und Läufer nach Belieben für die ganze Reise oder von Ort zu Ort und wird beinahe mit jeder gewünschten Geschwindigkeit befördert, bei stark ansteigenden Strecken ist es üblich, wie die Menschlichkeit fordert, auszusteigen. **Königsmarck** reiste auf diese Weise täglich 40—50 Kilometer, **Kunhardt** dagegen teilt in seiner Reisebeschreibung mit, daß ihn einmal ein einziger Kuli an einem ungewöhnlich heißen Tage 100 Kilometer gezogen habe. Die fabelhafte Schnelligkeit der Läufer rühmt auch **Königsmarck**.

Auf eine Unterkunft nach europäischem Brauch ist beim Reisen im Innern auch noch heute selten zu rechnen, nur an den vielbesuchten Punkten sind europäisch geführte Hotels. Sonst ist das Teehaus die Unterkunftsstätte für den Reisenden; für den Europäer eine unruhige, wenn auch nicht reizlose Stätte, da sie meist von Japanern überfüllt sind, die die Nacht zum Tage machen. Vom Eintritt bis zum Verlassen des Teehauses umschwärmen den Gast die Nesans oder Dienerinnen des Hotels wie kleine, kichernde, ruhelose Vögel. Sie bedienen den Fremdling, waschen und baden ihn, speisen und unterhalten ihn und sind höchstens erstaunt, wenn er sie abends beim Schlafengehen fortschickt, was ein Japaner auf der Reise, und wenn's der zärtlichste Gatte wäre, niemals tun würde.


Teehaus am Wasser.

Von der Rolle, welche die warmen und heißen Bäder im japanischen Leben und in den Gasthäusern spielen, kann man sich kaum einen Begriff machen. „Die Bäder bilden geradezu einen Teil des geselligen Lebens, man ladet sich gegenseitig dazu ein, vereinigt sich abends im Bade der befreundeten Familien, hockt, spricht, scherzt und lacht stundenlang in wie außerhalb des Wassers, neben- und miteinander ohne jegliche Hülle." Nach dem Bade wird das Essen im Zimmer jedes Gastes eingenommen, die Nesan bildet auch dabei Bedienung und Unterhaltung zugleich. Auf den Matten des Fußbodens wird gedeckt, aus unsäglich vielen Lacknäpfchen wird Reis mit vielerlei pikanten Zutaten genossen. Dann erst beginnen für den Japaner auf Reisen die Freuden, für den Europäer, der müde ist, die Leiden. Wände und Türen gibt es nicht. Die leichten Schiebewände aus Papier hindern keinen Ton, durch das ganze Haus zu dringen, man liegt — auf dem Fußboden selbstverständlich, denn die Zimmerausstattung besteht aus einem bemalten Papierschirm und den oft kostbaren Matten — eigentlich auf der Straße. Wirkliche Ruhe gibt es nicht während der ganzen Nacht. Überall lautes Sprechen, Lachen, Klappern, Händeklatschen, um die Kellnerinnen zu rufen. Scharrend und schwatzend eilen diese in ganzen Schwärmen treppauf, treppab durch das Haus. Ankommende und abreisende Gäste, singende Zecher, streitende Kulis, bellende Hunde, schreiende Kinder die ganze Nacht. „Es summt wie in einem Bienenstock, arbeitet wie in einer Fabrik, tobt wie in einem Tollhaus, tost, rast, kreischt, krächzt, klatscht, kracht, knackt, quieckt und lacht bis zum frühen Morgen, wo die laute Lebendigkeit mit frischen Kräften aufs neue anhebt."



Bald durch fleißig bebaute Felder, bald durch waldige Gebirge mit einer wundervollen Vegetation, die aus tropischen und nordischen Vertretern seltsam gemischt ist, führte die Reise weiter; zwischen Ida und Tokimata wurde ein bedeutender Seidenbaudistrikt durchschnitten, es war die Zeit der Kokonernte und auf den Straßen herrschte ein reger Verkehr von Wagen, Kulis und Saumtieren.

Tokimata ist ein kleiner Ort in der grünen Schlucht des rauschenden Tenriugawa, der sich in vorwiegend südlicher Richtung ungestümen Laufes und mit hundert Schnellen und Windungen aus dem Gebirge in dem Ozean ergießt. Strudelnd und gefahrvoll, wie sein Wasser ist, wird es dennoch zur Talfahrt nach Hamamatsu gern benützt, und wöchentlich verkehrt hier ein großes öffentliches Marktboot, welches in einem Tage Hamamatsu erreicht, alsdann aber von den Fährleuten in 13tägigem Marsche an Seilen wieder stromauf geschleppt werden muß. Aus verschiedenen Federn liegen uns Schilderungen dieser tollen Fahrt vor, deren Reize auch **Königsmarck** warm anerkennt. Vier bis sechs kraftvolle Schiffer müssen über Nerven von Stahl verfügen, um das ziemlich lange, aber ungeheuer leichte und ganz flachtauchende Boot durch die verwirrende Folge von Schnellen, Wirbeln und Biegungen zu führen. Die Mitreisenden hockten in dem geräumigen Innern des 6 Meter langen und nur von 75 Zentimeter hohen Wänden umgebenen Kahnes

nieder, für den europäischen Reisenden und seinen Begleiter waren sogar improvisierte Sitze zurechtgemacht, und einmal in den Strudel des engen, jähen Strombettes gerissen, flog das Fahrzeug wie ein Holzsplitter auf den schäumenden Wirbeln dahin. Oft war die Passage vorn wie vermauert durch hohe, jäh ansteigende Wände, aber immer gelang es den Fährleuten rechtzeitig, den Kahn in eine neue seitliche Spalte hineinzulenken. Auf den furchtbaren Strudeln zitterte und tanzte das Fahrzeug wie ein Kartenblatt, und wenn sich der Strom teilte und die Felsen fast die Oberfläche des Wassers erreichten, so wurde es nur von der Gewalt der Strömung über die Steinblöcke hinweggerissen, auf denen es oft festzusitzen droht. Dann biegt sich der dünne Holzboden durch, man sieht in Gedanken das ganze Fahrzeug zerschellen, aber die zähen, dünnen Planken biegen sich ohne zu brechen, und weiter ging der rasende Tanz über die Schnellen und Wirbel. Zuweilen können tatsächlich nur lange, vorgestreckte Bambusstangen das Zerschellen des Bootes an den Wänden der Schlucht verhindern, indem sie ihm rasch eine andere Richtung geben. So geht es Stunde um Stunde durch eine Gegend, die an Schönheit ihresgleichen sucht und die unsere Reisenden nicht andächtiger bewundern konnten, wie es die zum Teil gewiß schon oft diese Straße gezogenen japanischen Passagiere taten. Hin und wieder wechselte das rasende Gefäll mit ruhigeren Stellen, wo Ansiedlungen entstanden sind und wo angehalten wird. Erst gegen Abend war die Ebene gewonnen, wo endlich der Lauf des Stromes sich beruhigt. Hamamatsu wurde noch früh genug erreicht, um sofort den Nachtzug zu besteigen, der die Reisenden in einigen Stunden nach Tokio zurückbrachte, wo inzwischen der regnerische Sommer dem lachenden japanischen Herbst Platz gemacht hatte.

Im September wurde eine Seereise auf einem der vorzüglich geführten japanischen Dampfer nach Jezo, ins Land der Ainos, unternommen, von dem wenigstens jeder Reisende ein Stückchen gesehen haben will. So tief wie Frau Bird, dürfte sich inzwischen freilich kein Reisender wieder in Wesen und Sitten dieser merkwürdigen Bevölkerung versenkt haben, die bis zum XVI. Jahrhundert ganz Japan bewohnte und erst dann von den Mongolen unterdrückt und größtenteils vernichtet oder aufgesogen wurde. Heute bewohnen sie nur noch die nördliche Insel Jezo oder Hokkaido und Teile von Sachalin. Spuren von ihnen sind übrigens auch noch an anderen Punkten der ostasiatischen Küste nachweisbar. Prof. Baelz machte kürzlich über diese sowie die übrigen Rassen Japans in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft reichhaltige Mitteilungen. Ein stiller, dem russischen Bauer nicht nur im Wesen, sondern auch im Typ merkwürdig ähnlicher, mehr kaukasischer als mongolischer Typus, waren die Ainos leicht zu unterwerfen, ohne den Japanern bei ihrer Trägheit und Indolenz großen Nutzen zu bringen. „Wir haben sie besiegt, unterjocht, diese tiefstehende, unwürdige Rasse,“ äußerte Herr Okiyama, das freisinnige Mitglied des Parlaments, der Unentwegte ohne Hosen, zu Graf Königsmarck mit dem ganzen Stolz des Emporkömmlings. Daß die Ainofrauen an Schamgefühl weit über den Japanerinnen stehen und die Ainos selber, soweit sie nicht durch die Kultur ihrer Besieger verderbt worden, mindestens mehr Zartgefühl als ein verwestlichter Japaner haben, konnte er natürlich nicht wissen. Die hellere Hautfarbe, die starke Behaarung und der Gesichtstyp unterscheiden beide Rassen so außerordentlich, daß die Mitteilung v. Königsmarcks, Mischlinge der beiden Rassen pflegten zu verkümmern, glaubhaft erscheint. Baelz, der sie genauer untersucht hat, sagt, es werde schon in 20 Jahren keinen reinen Ainotyp mehr geben.

Hokkaido ist der schärfste Gegensatz zur Hauptinsel und dem Süden von Japan. An das hier herrschende rauhe Klima nicht gewöhnt und ebensowenig fähig, der kargenden Natur hier die reichen Ernten des Südens abzugewinnen, wußten die Japaner aus der Insel anfänglich nichts weiter zu machen als eine Strafkolonie. Gegenwärtig ist aber zur Besiedlung von Jezo, dessen Klima und Boden der Viehzucht recht günstig ist, ein militärisches Kolonistensystem eingeführt, das sich gut zu bewähren scheint. Jeder Japaner, der für den dreijährigen Dienst im stehenden Heer keine Neigung hat, kann sich verpflichten, als militärischer Kolonist auf 20 Jahre nach Hokkaido zu gehen. Er bekommt ausreichend Land, Haus und Stall, Kuh oder Pferd von der Verwaltung geliefert und muß sich acht Jahre der Regierung als Milizsoldat zur Verfügung halten. Da ihn das im ersten Jahre nur für 450, im achten nur noch für 80 Dienststunden bindet, so behält er freie Zeit genug für seine Kolonistentätigkeit, und die Stellen auf Jezo sind begehrt und in gutem Zustande. In den letzten zwölf Jahren dient der Kolonist nur noch als Reservist. Den Tausenden zugezogenen Kolonisten sind aus freien Stücken bald Handwerker und Kaufleute gefolgt, so daß die Besiedlung von Jezo sich jetzt rasch ins Innere ausdehnt. Da die Regierung außerdem durch Anlage von Musterfarmen das Mögliche für die Hebung von Landwirtschaft und Viehzucht tut, so geht Hokkaido sichtlich einer erfreulichen Zukunft entgegen. Graf Königsmarck hatte Gelegenheit, den Kommandeur der Insel auf einer Inspektionsreise zu begleiten, und fand die Leistungen der Kolonisten in militärischer wie wirtschaftlicher Beziehung aller Achtung wert. Wo die japanische Besiedlung aufhörte, war freilich das Aussehen der Insel ein anderes. Riesige Wälder mit rein nordischer Vegetation, mit mächtigen Eichen, Ulmen, Linden, Ahornen lassen vergessen, daß man sich in einem Teile Japans befindet. Nur die Nußbäume zeugen von dem milderen Klima wenigstens des Winters. Wo einzelne Teile in Kultur genommen sind, ist es meist durch bloßes Niederbrennen geschehen, da das Abholzen und die Verwertung der Stämme für unrationell gehalten wurde. Aus den notdürftig gerodeten Äckern ragen dann die bleichen Gerippe der noch stehenden Baumriesen traurig empor.

Nach der Rückkehr von Jezo führte die Teilnahme an den großen Manövern unseren Gewährsmann zunächst in den Süden von Japan, auf die

Insel Kiushiu und die Industrie- und Hafenstädte der südlichen Reichshälfte, dann wurde der Winter in Tokio verbracht, wo im Gegensatz zu den Unannehmlichkeiten der Regenzeit vom Oktober bis Januar das herrliche Klima unserer Spätsommertage herrscht. Unter vielen Reisen und Ausflügen wurde der Winter und der folgende Sommer verlebt, hier kann natürlich nur noch weniges davon hervorgehoben werden. Der Mittelpunkt des japanischen Kunstgewerbes ist noch heute die alte Kaiserstadt Kyoto. Aber wehe dem Ausländer, der hieher in dem Glauben reist, gute Japanwaren für billiges Geld zu erwerben. Die vorhandenen Schätze an Porzellan, Bronze, Cloisonné, Kupfer und ähnlichen Kunsterzeugnissen, an Seide, Email u. s. w. sind märchenhaft, bis auf die Straßen liegen die kostbarsten Dinge, Laden an Laden, Bazare, Kaufhäuser und elende Holzbuden, in denen man kaum sonderliche Schätze vermuten würde, und die sich dann als Fundgruben des japanischen Kunsthandwerks entpuppen. Ich muß die eigenen Worte Graf Königsmarcks gebrauchen, um seine Erfahrungen auf diesem, für die meisten Reisenden so wichtigen Gebiete naturgetreu zu schildern.

„Aus unscheinbaren Holzkästchen holt der Verkäufer ein Stück nach dem anderen hervor, entledigt die ‚Kurios' ihrer gelben Seidenhülle, stellt sie mit wohlgefälligem Lächeln vor uns hin. Meist sind es kleine Gegenstände, aber einer schöner, kunstvoller als der andere. Man möchte alles kaufen, man fragt nach dem Preise — 1000 bis 2000 Mark ist die Antwort. ‚Aber hier diese kleine Vase ist gewiß billiger?' ‚Leider noch teurer,' schmunzelt der Besitzer. ‚Packen Sie nichts mehr aus, ich kann doch nichts kaufen,' aber der ärmlich aussehende Mann im fadenscheinigen Kimono läßt sich nicht stören. Immer neue Kostbarkeiten entnimmt er ihren hölzernen Behältern — und jede einzelne gilt ein Vermögen.

„Wer hätte in diesem Bretterhäuschen solche Schätze vermutet! Wir reißen uns endlich los und danken dem Verkäufer. Der lächelt und freut sich, dem Europäer imponiert zu haben.

„In das Viertel der Seidenindustrie, rufe ich dem Jinrikishamanne zu, der alsbald Lunge und Beine in Bewegung setzt. Vor einem niederen Hause macht er Halt und bezeichnet dieses als das berühmte Seidengeschäft von Takashima. Auch hier sollten wir staunen.

„Der Inhaber des Ladens gibt seine Befehle, lächelnd, sich verbeugend, zischend. Von allen Seiten werden glänzende und matte, einfarbene und gemusterte seidene Stoffe, schwere Brokate, leichte Kreppgewebe herbeigetragen, zum Teil mit prachtvoller Stickerei bedeckt. Man ist förmlich geblendet von der Farbenpracht und bunten Abwechslung der Waren. Aber welche Preise! Japanische Billigkeit ist in der Tat heute ein überwundener Standpunkt. Wozu noch weitere Tantalusqualen? Zurück in das Hotel, lautet meine Parole. Mich hungert."

In Kyoto spürt man häufig die Erdbeben, an denen Japan, als ein von mehreren großen Einbruchsspalten durchgezogenes Land, so überaus reich ist, ohne daß bei dem leichten Bau der Häuser selbst ein heftiger Stoß gerade schwere Zerstörungen hervorrufen müßte. Freilich ist auch an großen, verheerenden Katastrophen kein Mangel, Nippold schildert die auf der Fahrt von Osaka nach Tokio in den kurz zuvor von einem schrecklichen Erdbeben betroffenen Gebieten Gifu und Aichu erhaltenen Eindrücke in seinen „Wanderungen durch Japan". Stundenlang ging die Reise durch ein Trümmergebiet. Zwei Monate hatten nicht ausgereicht, die Spuren des Erdbebens nur etwas zu verwischen, wie ja auch die Bahn noch nicht wiederhergestellt war und die Reise durch das Erdbebengebiet in der Kuruma zurückgelegt werden mußte. Die Bewohner ganzer Dörfer hausen in Notbaracken, von den zerstörten Wohnhäusern bedecken nur Gebälk und Ziegel den Boden. Binnen drei Monaten wurden in Gifu über 3000 Erdstöße gezählt. Die Straße hatte breite Risse und war oft durch Einstürze unterbrochen, die Flüsse mußten im Nachen überschritten werden. Sie wälzten ungeheure Wassermassen und bedrohten das schwer heimgesuchte Land auch noch mit Überschwemmungsgefahren. Nur die Bewohner hatten sich auch unter diesen Schicksalen ihre volle orientalische Ruhe und Heiterkeit bewahrt.

Von Kyoto aus war es für Königsmarck leicht, auch dem wälder- und sagenumgebenen Biwasee einen Besuch zu machen, aus dessen schimmerndem Becken die Götter die Erde entnommen haben, mit der sie das schneebekränzte Haupt des Fujijama, das ragende Wahrzeichen Japans, türmten. Am Biwasee, unweit Odzu, war's, wo ein Fanatiker, den wahren Gegner Japans im Völkerkranz instinktiv erkennend, das Attentat auf den heutigen russischen Kaiser versuchte. Nicht weit davon, in dem eben erwähnten Bezirk Gifu, lernte der Reisende den berühmten japanischen Fischfang mit Kormoranen kennen. In der Station Gifu am Nagaraflusse auf den Zug nach Tokio wartend, wurde er von einem freundlichen Japaner aufgefordert, die Nacht über zu verweilen und dem Fischfang beizuwohnen, der gerade jetzt stattfinde. Von dem Manne im Boot mitgenommen, konnte sich Königsmarck die malerischen Szenen dieses nächtlichen Fanges in Ruhe besehen. Eine ganze Anzahl von Barken, jede etwa mit einem Dutzend der großen, plumpen Vögel an Bord, setzten sich mit Einbruch der Nacht stromaufwärts in Bewegung. An lange Seile gekettet sitzen die Kormorane vorn im Bug des Schiffes, ihr Hals ist von einem Ring umgeben, der ihnen wohl erlaubt, kleine Fische zu verschlucken, die großen jedoch im Schnabel zurückhält. Im Jagdbereich angelangt, wurden zahlreiche Fackeln entzündet, und bald lockte der helle Feuerschein die Fische von nah und fern an die kleine Flotte heran. Nun begannen die Kormorane zu tauchen. Der Besitzer hält dabei die Leinen aller ihm gehörigen Tiere in der linken Hand, und es war erstaunlich zu sehen, mit welcher Sicherheit er bald diesen, bald jenen Vogel, dessen Kropf just gefüllt war, ans Boot dirigierte, aus dem Wasser hob und ihm den Raub abnahm. Die Vögel, die bei diesem Geschäft sehr viel Verstand und Würde an den Tag legten, bilden für ihre Besitzer einen großen Schatz und werden mit größter Rücksicht behandelt. Sie kennen genau ihre Reihenfolge bei

der Arbeit und Mahlzeit und halten auf Etikette so gut wie ihre Herren selbst. Am Tage nach dem Fischzug wurde in Gifu mit Fischen geflaggt! Mengen von papierenen Karpfen, vom Winde stattlich aufgebläht, flatterten an Stangen und Leinen. Ja während der Weiterreise erblickte unser Gewährsmann in allen Orten längs der Bahn und sogar in Tokio denselben kuriosen Flaggenschmuck. Der Kurumaläufer verriet ihm endlich den Grund: es war das Knabenfest, an dem jede Familie, die im Laufe des letzten Jahres einen männlichen Zuwachs dem Storch verdankte, einen Karpfen auf ihrem Dache hissen darf. „Weshalb gerade einen Karpfen?" fragte der neugierige Reisende. „Weil dieser eine ungeheure Kraft besitzt und selbst im reißenden Gewässer gegen den Strom schwimmen kann. Gleiche Energie möge dem Knaben im Strom des Lebens beschieden sein!"

Der Fujijama, der heilige, über 10.000 Fuß emporsteigende Riesenvulkan von Japan, liegt in einer Hochebene, aus der er in einem Kranz herrlicher Seen kegelförmig emporsteigt, ein wunderbares Bild von Schönheit und Reinheit der Linien, das auf den japanischen Kunst- und Bildwerken unzähligemal wiederkehrt. Auch an diesen Abhängen und Bergseen führten eines Tages die Pfade unseres Reisenden dahin. In einem Teehause unmittelbar am Gebirgshang übernachtend, ward er am nächsten Morgen durch eine wahre Wunderlandschaft geführt, deren Schönheit mit jedem Schritt sich steigerte. Wie aus einem Riesenkessel, gebildet von gratigen Bergzügen mittlerer Höhe, emportauchend, stieg der Riesenkegel des Fujijama in schlanken, jähen Linien bis in die Zone des ewigen Schnees. Über gähnenden Abgründen führte der Fußweg jetzt hart am Rande des tiefen Kessels entlang, der links jäh in die Tiefe stürzte, während die glatten Wände zur Rechten der Hand kaum eine Stütze boten. Schwindelnd flog das Auge über die Tiefe mit ihren heraufblinkenden Seen bis zur anderen Seite, wo ebenso steile Wände emporsteigen und sich zum Sockel für den heiligen Berg zusammenstellen. Nur die Kulis eilen mit dem sicheren und unbekümmerten Schritt des schwindelfreien Lasttieres dahin. Kulissenartig aufgebaute Schroffen, erstarrte Lavafelder, schimmernde Wasserflächen und grüne Wälder in der Runde. Nach einer Mittagsrast am See wurde der Weg, teilweise im Kahn, fortgesetzt. Am Abend schimmerte jenseits des Wassers das zur Nachtruhe bestimmte Hotel eines in Japan naturalisierten Engländers, der hier inmitten der herrlichsten Gebirgswunder des Landes einen vielbesuchten Sammelplatz der reisenden Welt geschaffen hat. Diesmal aber ließ sich auf alles Rufen keine Antwort hören, kein Kahn wollte erscheinen, um die ermüdeten Gäste über den See zu bringen, man mußte sich endlich zu einem kläglichen zweistündigen Umgehungsmarsche entschließen. Im Dunkel der Nacht wurde das Hotel erreicht oder vielmehr der Platz, wo es gestanden hatte. Ein Taifun hatte vor kurzer Zeit das ganze Gebäude bis auf geringe Reste dem Erdboden gleichgemacht. Trotzdem wurde für Leibespflege und eine notdürftige Unterkunft gesorgt. Über ein Labyrinth von Lavablöcken und durch urwaldartige Vegetation führte der freundliche Wirt seine Gäste am nächsten Morgen zu den von ihm selbst entdeckten und gangbar gemachten Eishöhlen. Durch schmale Gänge kam man in einen gewaltigen Kristallsaal, in dem es märchenhaft glitzert und blitzt von Säulen, Spalten, Gewölben, Nischen und Pfeilern, wo es einen Eissee gibt und zuletzt bei lodenderndem Fackelschein eine wahre Gletscherlandschaft sich entrollte. Ein Dom aus ewigem Eis wenige Fuß unter Japans Tropenvegetation. Japan ist doch noch nicht ohne Wunder.

Selbst eine Einladung des Mikado zur Entenjagd wurde unserem bevorzugten Reisenden zu teil, ein in Japan einst vielgepflegter, heute nur noch wenigen Reichen möglicher Sport, da Anlage und Unterhaltung der Fanggärten sehr kostspielig sind.

Ein Fangpark für die Jagd auf wilde Enten besteht aus einem nahe an der Küste liegenden großen Teich, von welchem fächerartig nach allen Seiten Gräben ausgehen, die sich ungefähr 100 bis 120 Schritte weit erstrecken. Die den Gräben entnommene Erde wird zu beiden Seiten als Wall aufgeworfen. Am Ende jedes Grabens ist eine Holzwand mit einer Klappe, und hier werden täglich die zahmen Enten gefüttert, die als Lockvögel auf dem Teiche und den Gräben gehalten werden und sich auf das Klopfen des Wärters schon von selber auf dem Ende der Gräben einstellen. Es ist natürlich, daß auf die im Spätherbst ziehenden Wildenten diese bequemen, von zahmen Genossinnen bevölkerten Wassersysteme anziehend wirken. Zu tausenden fallen die wilden Enten darauf ein und gewöhnen sich bald, an der Fütterung teilzunehmen. Durch die Wände an dem Kopf jedes Grabens können die Tiere nicht nur gefüttert, sondern auch ungesehen beobachtet werden. Rechts und links davon werden die Jagdgäste, je vier bis sechs zu beiden Seiten des Grabens, hinter der Böschung postiert. Solange die Fütterung dauert, haben sie sich still zu verhalten, auf ein gegebenes Zeichen aber erheben sie sich rasch über den Rand des Grabens. In diesem Augenblick gehen aber auch die erschrockenen Enten auf, und es gilt nun, sie nicht zu schießen, sondern mit einem übergeworfenen Netz zu fangen, was gar nicht so leicht ist. Schlägt man zu früh, so taucht die Ente ins Wasser zurück und schlüpft unter dem Netz hindurch, dasselbe muß, gerade wenn sich der Vogel über den Wall erhebt, übergestülpt und sofort umgedreht werden. Königsmarck fand zwar den Fang selber amüsant, das Anpacken und Abschlachten der gehaschten Tiere durch das Personal aber roh und widerwärtig. Ein luxuriöses Frühstück im kaiserlichen Park vereinigte nach der Jagd die Teilnehmer. Die eben gefangenen und frisch auf dem Rost gebratenen Enten bildeten dabei die delikate Unterlage des Menus.

Ohne unseren Gewährsmann auf seinen weiteren Reisen durch das Reich des Mikado und der Geishas zu begleiten, müssen wir noch der neuesten Forschungen gedenken, die in dem jüngsten Gebietszuwachs von Japan, auf der walderfüllten Gebirgsinsel Formosa, von deutschen Reisenden gemacht

sind. Formosa, bewohnt von einer großen Zahl wilder, mit den Chinesen in blutiger Feindschaft lebender Stämme, brauchte auch nach der Besitzergreifung durch Japan noch jahrelanger Bemühungen, um nur in den äußeren Bezirken für unterworfen zu gelten. Der deutsche Forschungsreisende Stoepel drang im Winter 1898 zu 1899, als noch der Aufstand gegen Japan allgemein war, unter einer starken Bedeckung gegen das Gebiet des Morrisongebirges im Innern von Formosa vor. Dieses gegen 4000 Meter hohe Gebirge hatte vorher allen Angriffen durch die Wissenschaft getrotzt. Die Wildheit der Bergstöcke, die Undurchdringlichkeit der Urwälder, die Fiebersümpfe und das erschlaffende Tropenklima der unteren Gegend, welches im oberen Teil scharfer Kälte und ewigem Schnee weicht, haben die Besteigung zweier Engländer verhindert, die schon in den Sechzigerjahren den Mt. Morrison besuchten, und eine japanische Forschungsexpedition, die 1896 nach Formosa gesandt wurde, erwies sich dem Fieber und der Kälte gegenüber völlig unfähig. Stoepel durchquerte in Begleitung einer japanischen Militärkolonne von der Nordostküste aus in sieben Tagen das Gebiet der mit Japan noch im Streit liegenden Stämme. Dann verließ ihn die militärische Begleitung, da das Innere von Formosa der japanischen Herrschaft auch nominell noch nicht unterworfen und die hier wohnenende Bevölkerung frei ist. Der Forscher hatte schon vorher Boten mit Geschenken zu den zunächst zu berührenden Stämmen gesandt und um Führer und Geleit ersucht. Er fand die Ureinwohner wild, kampf- und streitlustig, selbst blutdürstig und grausam (besonders den Chinesen gegenüber, von denen sie vermutlich viel haben erdulden müssen), aber vernünftiger Überredung nicht unzugänglich. Menschenfresserei konnte er nicht feststellen, wohl aber sind alle Stämme leidenschaftliche Kopfjäger, und einige erbeutete Köpfe bildeten den Schmuck jeder Hütte. Die Blutrache wird mit großer Energie betrieben, und zwar mit dem Grundsatz: für jeden Mord stets deren zwei! Fellkleidung, Bogen und Pfeile waren die Attribute der von Stoepel besuchten Wilden, die ihm gegen reichliche Geschenke gute Dienste als Führer und Jäger leisteten. Sie pflanzen sogar Reis, aus dem sie selbstverständlich eine Art Bier oder Schnaps herzustellen wissen. Untereinander lebten die meisten Stämme in Streit, die Chinesen aber betrachteten sie alle als ihre geschworenen Todfeinde. Die interessanteste Entdeckung war die einer Mischlingsrasse von Wilden mit ehemals auf Formosa ansässig gewesenen Holländern, die helle Augen und kaukasische Züge besaßen, sonst aber genau wie die übrigen lebten, ja sich durch besondere Wildheit und Grausamkeit auszeichneten. Mit allen diesen Leuten gelang es, in ein leidliches Verhältnis zu treten, so daß die Expedition nirgends in ihren wissenschaftlichen Arbeiten gestört wurde.

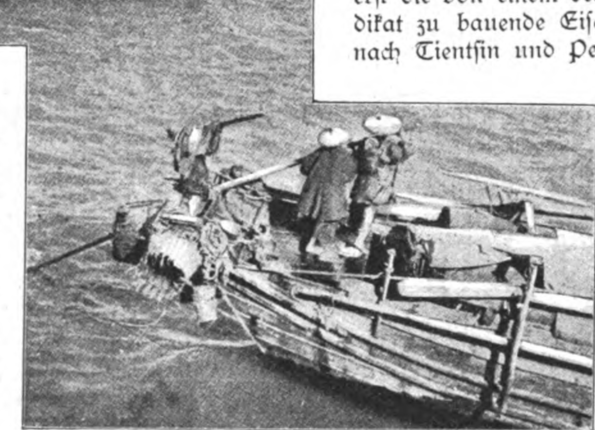
Über zahlreiche Flüsse und durch mehrere vorgelagerte Gebirgszüge kam Stoepel gegen Weihnachten in den Vorbergen des Morrisongebirges in etwa 2000 Meter Höhe an. Wurden vorher von Zeit zu Zeit chinesische Dörfer mit Teeplantagen getroffen, so betrat man jetzt Urwälder mit einer ganz neuen Vegetation. Zwischen 2500 und 3000 Meter fand man zahlreiche Riesenbäume, die gruppenweise standen und an Höhe und Umfang den amerikanischen Mammutfichten nichts nachgaben. Das tropische Klima am Fuße des Gebirges hielt beim Vordringen in die Höhe nicht lange stand. Kalte Nordostwinde sausen um die höheren Berghänge, und bald versagten die gegen klimatische Angriffe überall widerstandslosen japanischen Träger vollkommen. Man mußte sie zurückschicken, aber auch die von Stoepel als Begleiter und Träger geworbenen Wilden waren schwer zum Steigen zu bewegen, da sie nur das milde Klima der unteren Regionen gewöhnt waren. Die tropische Vegetation der hohen Farne, Bananen u. dgl. reichte nur bis 700 Meter, bis 800 Meter gedeihen die Teepflanzungen in den Vorbergen. Bei 3000 Meter, wo der Hochwald zu verkümmerten Baumexemplaren zusammenschrumpft, fand Stoepel eine Art Edelweiß, welches er schon vorher auf dem Lauschang-Gebirge in dem deutschen chinesischen Pachtgebiete angetroffen hatte. Bei 3800 Meter, bis wohin auch Hirsch- und Gemsenspuren gesehen wurden, hörte die Baum- und Strauchvegetation, die sich bis hieher in einigen verkrüppelten Nadelhölzern gerettet hat, ganz auf. Die höchste, aus Schieferton bestehende Spitze wurde von dem Reisenden am zweiten Weihnachtstage bestiegen, ihre ganze Umgebung ist mit tiefem Schnee bedeckt. Stoepel hat nicht nur eine Reihe von früher unbekannten Gipfeln der Karte einverleiben können, sondern nach seinen Funden ist auch die ganze Karte des Gebirges umzugestalten und demselben ein viel größeres Gebiet, als früher angenommen, zuzuweisen. Auch die bestehende Ansicht von der vulkanischen Herkunft der Gebirgsgruppe ist nicht länger haltbar.

Neues aus dem Reiche der Mitte.

China ist, insbesondere durch die politischen Ereignisse der letzten Jahre, für die westlichen Völker mehr als ein geographisches, es ist ein weltpolitisches Problem geworden, wie die sogenannten Kulturvölker bisher noch keins zu lösen gehabt haben. Amerika zu entdecken und zu erobern, Afrika zu teilen und zu erschließen, wo man es mit Völkern von zurückgebliebener Entwicklung oder geringer Menschenzahl zu tun hatte, war eine leichte Aufgabe gegen die „Erschließung", das heißt die Ausbeutung Chinas durch westlichen Handel und moderne Industrie. Hier sehen wir mindestens vier europäische Großstaaten bereit, sich mit allen Kräften auf das gemeinsame Opfer zu stürzen, wenn der Augenblick gekommen ist — wann wird er gekommen sein? Hier steht der westlichen Invasion eine alte Kultur gegenüber, von der ihre besten Kenner nichts weniger als verächtlich sprechen, und der brutalen Gewalt eine Bevölkerung von 400 bis 500 Millionen, eine Bevölkerung, deren Expansionskraft sich bisher als unwiderstehlich erwiesen hat und deren Daseinsdrang so gewaltig ist, daß die Besieger Chinas — es hat deren ja gegeben — bisher binnen kurzer Zeit stets von den Besiegten verzehrt und aufgesogen wurden.

Unter diesen Umständen wird es nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar geboten sein, daß wir uns bei einer Würdigung der neuesten Forschungen und Ereignisse in China mehr auf das wirtschaftliche und menschliche als auf das geographische Gebiet begeben. Zuerst fällt unser Blick billig auf den deutschen „Platz an der Sonne", auf Tsingtau mit dem Pachtgebiete von Kiautschau. Mag sich nun Deutschlands Stellung in China durch den Krieg unter deutscher Führung verbessert haben, wie die Freunde der „Aktion" hoffen, oder verschlechtert, wie die Skeptiker behaupten, in Tsingtau ist Fortschritt auf der ganzen Linie. Da werden Eisenbahnen, Brücken und Straßen gebaut, Banken und Fabriken errichtet, die chinesischen Händler machen Schilder mit deutscher Aufschrift an, und die bezopften Kellner im „blauen Ochsen", den ein ehemaliger Offizier führt, reden schon das reinste Deutsch: „Herr Ingenieur, mögens a Halbe oder a Maß?" Die Mandarine spenden der Eisenbahn die höflichsten Begrüßungsreden und Segenswünsche, die so aufrichtig zu nehmen sind, wie chinesische Höflichkeitsfloskeln überhaupt — nur die Handelswelt soll mit dem Stand der Dinge seit den deutschen Siegen nicht so recht zufrieden sein, aus wie tiefliegenden Gründen, werden wir später sehen.

Vorläufig wird ja Handel und Gewerbe in Tsingtau zweifellos einen Aufschwung nehmen. Der Eisenbahnbau ins Innere ist von der Schantung-Eisenbahngesellschaft mit unerwarteter Energie selbst im Kriegsjahre 1900 gefördert worden, so daß im April 1901 Kiautschau bei Kilometer 78, am 1. Juni 1902 aber bereits Weihsien etwa bei Kilometer 180 erreicht worden ist. Da bei letztgenannter Stadt die großen Kohlenfelder liegen, die sich glücklicherweise nicht, wie der gehoffte Mineralreichtum der Provinz Schantung, als Schimäre erwiesen haben, so ist der Bahn damit schon während des Weiterbaues eine beträchtliche Fracht gesichert. Zu den ersten ins Land beförderten Transporten der Schantungbahn gehörten die Maschinen und Baumaterialien der sofort eröffneten Kohlenzechen, und noch im Herbst 1902 konnte der erste Kohlentransport zur Küste abgehen. Die Kohle soll der stark rauchenden Japankohle überlegen sein und wird in diesem Falle im Hafen Tsingtau leicht in jeder Quantität absetzbar sein. Der energisch weiter geleitete Bahnbau soll im April 1903 den Hauptseidenmarkt der Provinz, Tschoutsun, erreichen, kurz vorher wird eine südliche Zweigbahn zu den Kohlenfeldern von Poschan abgehen. Da die Linie nunmehr bereits in das fruchtbare Gebiet der Hoangho-Ebene tritt, deren Verkehr und Bewohnerzahl an keinem Punkte des Erdballs übertroffen wird, anderseits die wanderlustigen Chinesen sich an das neue Verkehrsmittel rasch gewöhnt haben, so ist, wenn fortan Ruhe im Lande bleibt, an dem Aufschwung des Eisenbahnbetriebes in Schantung nicht zu zweifeln. An Industrie- und Landwirtschaftserzeugnissen fehlt es in der Provinz nirgends, und da die Eisenbahn keinen Wettbewerb hat (der Hoangho ist auf seinem ganzen Lauf unbefahrbar), so wird auch der chinesische Handel — ein gutes Verhältnis zwischen Deutschen und Chinesen vorausgesetzt — sich bald auf sie konzentrieren. Außer Baumwolle, Getreide, Seide, Manufakturwaren aller Art wird Öl in großen Mengen aus Schantung ausgeführt, ebenso Töpferwaren, unter denen das berühmte Cloisonnée von Poschan hervorragend in Betracht kommt. In Tsingtau rüstet man sich gebührend, diese Sintflut von Gütern des chinesischen Fleißes in Empfang zu nehmen. Lagerhäuser, Hafendämme wachsen aus der Erde und aus dem Wasser, und wenn erst die von einem deutsch-englischen Syndikat zu bauende Eisenbahn von Tsinan nach Tientsin und Peking fertig ist, wird wohl auch der Hafenverkehr in Tsingtau ein reger werden.



Chinesische Lotsen vor Hongkong.

Ob England, wie mehrfach behauptet worden, durch die deutsche Schantungbahn an der Ausbeute des reichsten Teiles von China gehindert worden, muß dagegen doch wohl erst abgewartet werden. Es wird z. B. gesagt, durch Deutschlands Festsetzung in Schantung werde England der Weg von der Provinz Schansi, dem besten und von England in erster Linie zur Exploration erkorenen Teile Chinas, zum Meere und speziell zu dem englischen Hafen Weihawei verlegt. Daß Schansi, von Richthofen für das reichste Land der Welt erklärt, einmal der Brennpunkt der ausländischen Interessen in China werden wird, ist sehr wahrscheinlich. Anthrazit, Eisen, Silber und Petroleum harren hier der Gewinnung in einer so unermeßlichen Fülle, daß z. B. allein das Kohlenlager von Schansi für die ganze Erde auf mehr als hundert Jahre ausreichen würde. Die Silberminen sind sogar unter der Ming-Dynastie im XVII. Jahrhundert schon bearbeitet worden, die Regierung soll aber die Silbergewinnung später verboten haben, weil die Vereinigung zu großer Vermögen in wenigen Händen ihr gefährlich schien, und offenbar die Morgan- und Cecil Rhodes-Naturen im Reiche der Mitte nicht so viel Gegenliebe bei den Herrschern und Regierungen fanden wie

anderwärts. Deutsches Kapital kann also die Früchte der chinesischen Enthaltsamkeit ernten, vorausgesetzt daß das dazu erforderliche „Konzert der Mächte", in diesem Falle der Geldmächte, zu stande kommt. Vorläufig sind die Engländer noch keineswegs die Herren in Schansi, sondern die Chinesen, und wenn England sich auch etliche Konzessionen gesichert hat und aus seiner Einflußsphäre, dem Jangtsekiangtal, von Süden begehrlich hineinschaut, so steht doch auf der Ostseite Deutschland und im Norden Rußland Gewehr bei Fuß. Wenn aber einmal die Ausbeutung der Bodenreichtümer von Schansi beginnt, so werden sich für die erworbenen Schätze auch wohl Ausfuhrwege finden, und wenn derjenige über die Schantungbahn als der bequemste befunden werden sollte — um so besser für sie und die deutsch-ostasiatische Schiffahrt.

Man kann nur wiederholen, noch ist es nicht so weit, und zwischen einer Konzession in China und ihrer nutzbringenden Ausbeutung ist noch ein großer Unterschied. Wenn die China-Expedition einen entschieden guten Erfolg gehabt hat, ist es der, daß die früheren wegwerfenden Ansichten über Kultur und Moral der Chinesen seitdem einer gründlichen Revision unterworfen und anstatt der Globetrotter-Weisheit die Kenntnisse gründlicher Chinaforscher und Sinologen, landes- und menschenkundiger Leute zur Geltung gekommen sind. Jahrzehntelang haben in der Reiseliteratur über China Leute das große Wort geführt, die von den Sitten Chinas ungefähr so viel wußten, wie ein Chinese, der sechs Monate in Deutschland (ohne ein Wort Deutsch zu verstehen) zugebracht hat und in dieser Zeit mit dem Sport, der Oper, mit einer ihm entsetzlich vorkommenden Musik, mit offiziellen Diners, Bekanntschaften, die mangels gegenseitigen Sprachverständnisses aus einem Händeschütteln bestehen, abgefüttert ist, der etwa noch ein paar Spielhöhlen und Verbrecherkeller, eine Hinrichtung und ein Gefängnis gesehen hat — so viel wie dieser Chinese von deutschem Wesen und deutscher Kultur begriffen haben wird. Und das, während es keineswegs an Leuten fehlt, die China wirklich kennen und die das, was in den letzten Jahren in und gegen China gesündigt worden ist, mit bedenklichem Kopfschütteln begleitet haben.

Sehen wir ganz von der Perspektive ab, die uns H. v. Samson-Himmelstjerna in seinem überraschenden Buche[1]) entwickelt, sehen wir ganz ab davon, daß das Übergewicht, welches den Chinesen in einem kulturellen Kampfe mit den Deutschen ihre 400 Millionen Köpfe verleihen, erdrückend vermehrt wird durch das Alter ihrer Erfahrung und Sittenlehre, von der uns die meisten Reisebeschreibungen nichts als Zerrbilder und Ausnahmen haben sehen lassen, und richten wir unser Auge nur auf den springenden Punkt: sind wir den Chinesen, was Handel und Industrie betrifft, tatsächlich voraus? In seiner Broschüre „Gelbrußland" hat der russische Autor Lewitow neuerdings die Aussichten des westlichen, in das chinesische Geschäftsleben hineingreifenden Handels nüchtern untersucht und dabei zuerst, neben dem bereits erwähnten Samson-Himmelstjerna, hervorgehoben, welche ungeheure Macht dem chinesischen Handel und Gewerbe durch ihre bloße Or-



Stromschnellen am Jangtsekiang.

[1]) Die Gelbe Gefahr als Moralproblem. Berlin 1902.

ganisation zu Gebote steht. Das gesamte Geschäfts- und Gewerbsleben Chinas wird umspannt durch ein festes System von Gilden oder Syndikaten, die dem einzelnen nur ein beschränktes Maß persönlicher Freiheit lassen, ihm aber anderseits auch die Konkurrenzkämpfe und Existenzsorgen unseres Geschäftswesens ziemlich fernhalten. Da gibt es kein Unternehmen, kein Handelshaus, das nicht zu einer großen Organisation gehörte und das nicht steter Überwachung und empfindlicher Strafe gewiß wäre, sobald es sich zu dem geringsten Übergriff gegen die Konkurrenz oder das Publikum verleiten ließe. Jeder Verstoß gegen Treue und Glauben im Handel, jede Auflehnung gegen die Syndikatsleitung würde den Ausschluß aus der Gilde und damit den Ruin des Betreffenden bedeuten. Das gesamte chinesische Geschäftsleben beruht auf Treue und Glauben, jedes, auch das größte Geschäft wird auf bloßen Handschlag abgeschlossen und niemand wird hinterher in die Lage kommen, die Gerichte anzurufen, denn die Gilde ahndet Übergriffe schnell und unerbittlich. Der ausländische Geschäftsmann, der sich der Sympathie dieser mächtigen Genossenschaften erfreut, kann auf unverbrüchliche Einhaltung aller mit Chinesen eingegangenen Verbindlichkeiten rechnen, er wird nicht betrogen und niemals im Stich gelassen werden, solange er selbst sich äußerster Redlichkeit und Treue befleißigt. Anderseits ist aber der Importeur und Industrielle von den Syndikaten fast ebenso abhängig wie der Chinese selbst, er kann, einmal von ihnen in den Bann getan, weder beim Einkauf noch beim Verkauf mit einheimischen Kaufleuten irgend ein Geschäft zuwege bringen.

Diese Vereinigungen bestehen nicht nur im großen, sondern sie verknüpfen ebenso alle Geschäftsleute gleicher Branche in jeder Stadt, ja selbst im Auslande schließen sich die Chinesen sofort zu Ringen und Gilden zusammen. Sie haben den Standpunkt, den bei uns Industrie und Handel endlich jetzt, nach hundertjähriger verheerender Konkurrenz, einzunehmen sich bequemen, eben seit jeher innegehabt, Solidarität gilt ihnen mehr als Rivalität, Friede mehr als Zwist, und gegen diese geschlossene Eintracht, diese auf strengste Rechtlichkeit begründete Gemeinschaft aufzukommen, kann dem westlichen Handel nur gelingen, wenn er sich zu denselben Prinzipien bekennt. Mehr als einmal haben mächtige ausländische Unternehmungen es versucht, Macht gegen Macht zu setzen, es ist ihnen nicht gelungen. Die Herrschaft der chinesischen Syndikate reicht zu weit, sie gebieten gleichmäßig über Handel und Verkehr, sie haben als Pächter die Likinzölle in der Hand, mit denen sie jede unbequeme Konkurrenz im Binnenlande erdrücken können, sie stehen auf gutem Fuße mit den Provinzialbehörden, kurz der westliche Unternehmer, der in den kleinen, den Auslandstaaten zugewiesenen Gebieten tun und lassen kann, was er will, ist gezwungen zu paktieren, sobald er mit seinen Waren die Grenzen der Pachtgebiete überschreitet. Es ist mehrfach vorgekommen, daß die russischen Teeexporteure sich weigerten, die vom Syndikat angeordneten Preiserhöhungen des Tees zu bewilligen, die Folge war, daß sofort russische Waren auf dem chinesischen Markt keinen Absatz fanden, sie mußten verschleudert werden, um sich ihrer nur zu entledigen. Gar nicht selten sind plötzliche Eingriffe der Gilden in fremde Fabrikbetriebe, sobald dieselben in den Augen der chinesischen Gewerkschaftsführer geeignet sind, das Volk zu schädigen. So wurde eine Holzschneiderei kaltgestellt durch das einfache Verbot an die Grundeigentümer, ihr Holz zu liefern — um nicht die zahlreichen Leute brotlos zu machen, die bisher vom Holzsägen lebten. Im Jahre 1898 wurden auf ähnliche Weise alle Baumwollspinnereien in Shanghai mit mehr als einer halben Million Spindeln lahmgelegt, indem den chinesischen Baumwollhäusern von dem Handelssyndikat ein Preisaufschlag von 50% auferlegt wurde. Diesmal setzte sich aber England zur Wehr und durch Baumwollimporte aus Indien wurde, wenn auch unter schweren Verlusten, das chinesische Syndikat zum Nachgeben gezwungen. Das mag in den unter direkter europäischer Kontrolle stehenden Küstenstädten zu erreichen sein, aber im Binnenlande werden die heimischen Gilden fast immer Meister bleiben.

Dieser Schwierigkeiten ungeachtet, macht der westliche Handel unausgesetzte Anstrengungen, sich das Reich der Mitte zu erobern. Wo sich mit gewissenhafter Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen eine genaue Kenntnis und Berücksichtigung der chinesischen Gewohnheiten verbindet, wo der Importeur oder Exporteur den zu erwartenden Gewinn gerecht mit denen teilt, die ihm dazu verhelfen, wird das Streben nicht ohne Erfolg sein. Wer aber glaubt, Handels- und Erwerbsgebräuche, die im Kongostaat oder auf den Südseeinseln noch möglich sind, in China zur Anwendung bringen zu können, wird bald genug einsehen, daß er sich geirrt hat.

Während sich England, Deutschland und Frankreich, von der Erwerbung beschränkter Plätze zum Schutz und zur Stützung ihrer Interessen abgesehen, bisher begnügt haben, ihren Handel und ihre Industrie in China zu begünstigen, geht Rußland auf anderem Wege vor. Wie es das Amurgebiet und die Mandschurei erworben hat und jeden Augenblick bereit ist, die Hand auf die ganze Mongolei zu legen, so droht es auch, ins nördliche eigentliche China einzudringen, nicht bloß mit Eisenbahn und Handel, sondern sozusagen mit Sack und Pack, d. h. mit Verwaltung, Militärposten und Knute. Es kämpft dabei, wie der Verfasser von „Gelbrußland" mehr erraten läßt, als direkt ausdrückt, mit zweischneidigen Waffen. Der Russe hat sich tiefstehenden Stämmen gegenüber als ein ausgezeichneter „Kulturträger" erwiesen. Es macht ihm gar nicht viel Mühe, sich mit den Kirgisen, Sarten oder Tanguten auf eine Stufe zu stellen, aber der Kultur Chinas gegenüber dürfte diese Mission schwerer sein, China wird den Kolonisationselementen, die Rußland nach dem Osten zu entsenden vermag, stets überlegene Kräfte entgegenzustellen haben. Die Erfahrungen in der nördlichen Mandschurei, im Amur- und Ussurigebiet liefern die Bestätigung dafür. Die russische Verwaltung sah es als ihre erste Aufgabe an, die chinesischen Grundeigentümer zu vertreiben und ihr Land russischen Ansiedlern, oft genug

wohl Sträflingen und Taugenichtsen, im besten Falle Schnapsbrüdern zu geben. Ein paar Jahre genügten, um die unter den fleißigen Händen der Chinesen blühende Landwirtschaft zu ruinieren. Mit Rodung, Brennen, Ernten ohne Dünger und Arbeit wollte man die intensive chinesische Hackkultur ersetzen und richtete sich und das Land zu Grunde. Schließlich wurden die Güter „verpachtet". Scharenweise strömten die Chinesen wieder ins Land und ihnen gelang es zum zweitenmal, außer eigenem Wohlstand auch noch den Pachtzins aufzubringen, der den russischen „Bauern" das Nichtstun und Schnapstrinken ermöglichte. Nun kam der chinesische „Aufruhr" in der Mandschurei, der beiläufig von den russischen Erbauern der mandschurischen Eisenbahnen angezettelt sein soll, um die entsetzlichen Unterschleife bei diesem Bahnbau in Feuer und Plünderung zu ersäufen und möglichst viele Objekte „verbrennen" zu lassen, die noch nie vorhanden gewesen waren. Natürlich endete die Sache wieder mit der Vertreibung und Hinschlachtung der chinesischen Ansiedler, der Ackerbau wurde abermals ruiniert und die Russen werden zufrieden sein können, wenn ihre zerstörten Ländereien zum drittenmal von dem Bienenfleiß der geduldigen Zopfträger unter Kultur genommen werden.

Aber die chinesische Auswanderung gegen die sibirischen Grenzen wird am Amur nicht haltmachen. Die große Eisenbahn wird vermutlich bald sehr viel mehr chinesische Ansiedler nach Sibirien als russische nach China bringen, und während man den ersteren mit ziemlicher Sicherheit Erfolg voraussagen kann — denn den hat der Chinese, wo er hinkommt — so ist den nach der Mandschurei wandernden Russen mit derselben Gewißheit das Gegenteil zu prophezeien.

Inzwischen wachsen Rußlands Pläne in Ostasien und seine fieberhaften Anstrengungen, dieselben zu verwirklichen, zu immer größeren Dimensionen an. Auf die Bahn durchs Ussurital, die Wladiwostok erschließen sollte, folgte die direkte Linie quer durch die Mandschurei. Kaum hatte man China diese Konzession abgerungen, so erfolgte die Besitzergreifung von Port Arthur, wohin nunmehr die neue Linie von der alten südlich abgezweigt wurde. Ihre seitliche Fortsetzung nach Peking wurde nebenbei ohne viel Federlesens aufs Programm gesetzt, um die Haupt- und Residenzstadt künftig besser in der Kontrolle zu haben. Mit der Gründung von Dalny ist nunmehr den russischen Expansionsplänen in der Mandschurei die Krone aufgesetzt.

Was ist Dalny? Es ist eine neue Stadt, die auf einen Wink der russischen Regierung aus dem Schoß des Gelben Meeres aufsteigt, um Port Arthur, Wladiwostok und alle Ausfuhrhäfen Ostasiens zu überflügeln. Ob das gelingen wird, hängt ja nicht von Rußland allein ab, daß aber Dalny aus dem Boden gestampft ist, als der größte, schönste, günstigst gelegene Hafen Ostasiens, mit dem ungeheuren Magnet der Kontinente verknüpfenden Überlandbahn hinter sich, ist gewiß. Als die Konzession für die Bahn nach Port Arthur erteilt wurde, ließen sich die chinesischen Händler in Niutschwang, dem Hauptausfuhrhafen der Mandschurei, ausdrücklich versichern, daß mit Port Arthur ihrem Hafenplatz keine Konkurrenz gemacht werden solle. Das wurde auch zugestanden, dafür ist eben das viel größer, viel günstiger an der nie zufrierenden Victoriabucht liegende Dalny geschaffen worden. In seinem neuesten Werke über das russische Asien hat Rudolf Zabel[1]) auch dieser amerikanisch anmutenden Städtegründung ein Kapitel gewidmet, und seinen Schilderungen möge hier gefolgt werden.

Man gelangt von Port Arthur nach Dalny in wenigen Stunden auf der nordwärts führenden Eisenbahn. Ein östlich abzweigender Arm bringt den Zug binnen 30 Minuten an die Stelle, wo der Bahnhof der neuen Stadt, ebenso wie alles übrige, erstehen soll, denn bis jetzt gibt es in Dalny noch mehr Werdendes als Vollendetes. Es ist wohl seit der Gründung von Petersburg durch Peter den Großen das erstemal, daß eine ganze Stadt nicht aus privater Spekulation und Energie, sondern auf Befehl eines mächtigen Herrschers mit einem Schlage aus dem Boden wächst. Hier ist nichts dem Wollen und Ermessen des einzelnen überlassen. Straßen und Plätze, Hafen, Häuser, Geschäfte, Banken und Fabriken, Speicher und Paläste, Geschäfts-, Wohn-, Garten- und Chinesenviertel, alles wird nach wohldurchdachtem Plan auf Kosten der Regierung und durch ihre Beamten erbaut. Mag dann, wenn alles vollendet, Unternehmungsgeist und Privatinitiative kommen. Mögen sie kaufen, mieten, pachten, arbeiten, handeln und erwerben — der Grundplan des Ganzen steht unverrückbar fest und hat, bei allem berechtigten Skeptizismus gegen derlei russische Gründungen, etwas bewunderungswürdig Großartiges. Auch das deutsche Tsingtau ist aus dem Boden gewachsen, aber hier blieb doch nach Herstellung der Hafen- und Bahnanlagen, der Verwaltungsgebäude, des Straßen- und Wegenetzes, das übrige dem einzelnen und der allmählichen Entwicklung überlassen — in Dalny soll alles mit einem Schlage, aus einer Hand hervorgehen. Wenn nur später der schönen Form der Inhalt nicht fehlen wird! Aus den Anhöhen, die sich dicht hinter der Stadt erheben, konnte der Reisende unter der Führung eines der bauleitenden Ingenieure in Muße das Riesenwerk betrachten, das hier im Entstehen begriffen ist. Man sieht von dort oben den ganzen Golf von Talienwan, über dessen jenseitigem Ufer, hinter der gleichnamigen Stadt, neue Berge im blauen Nebel verschwimmen. Und unmittelbar zu Füßen liegt das Stück Erde, auf dem Dalny, man könnte sagen, sichtbar wächst. „Jetzt sieht man vor sich in Wirklichkeit nur die kleine im Schweizerstil gebaute Gouvernementsstadt, an deren Seite sich Dalny erst erheben soll. Man sieht die Baggerschiffe im Hafen arbeiten und die großen Kräne sich drehen und wenden mit gewaltigen Zementblöcken, die ins Meer versenkt werden, um die Kais zu bilden." Wir reiten wieder hinunter und sehen uns die Hafenbauten an. Hier wird ein Damm ins Meer gebaut, an dem später die Passagier- und Frachtdampfer anlegen sollen. Dort draußen liegen große Baggerschiffe, die den Hafen für die größten Schiffs-

[1]) Durch die Mandschurei und Sibirien. Leipzig 1903.

kolosse fahrbar machen. Weiter draußen werden Berge von Schutt versenkt, um einen Wellenbrecher aufzutürmen. Hier wird ein Bassin für kleine Dampfer und Dschunken hergerichtet, dort ein Dock angelegt. Da ist man beschäftigt, die Grube für ein Riesendock auszuschachten, welches gleich für den zukünftigen Längenzuwachs der überseeischen Dampfer zugeschnitten wird. Auf dem Lande sind Werkstätten, Gießereien, Dampfhämmer, alles, was zum Schiff- und Maschinenbau nötig ist, denn nicht nur Häuser und Straßen, auch Schiffe und Eisenbahnwagen werden in Dalny gebaut. Was den Plan der Zukunftsstadt betrifft, so wird direkt am Wasser das Geschäftsviertel mit Lagerhäusern, Bureaus, Fabriken u. s. w. errichtet, daran schließt sich das Viertel der gewöhnlichen Wohnhäuser für Angestellte, Beamte, Arbeiter, den ganzen Mittelstand, anderseits im Westen ein besonderes Villenviertel und in einiger Entfernung die Chinesenstadt. In der Tat ein großartig angelegter Plan. Im Interesse der hungernden russischen Bauern, die die Rubel für diese Art Weltpolitik erschwingen müssen, möchte man hoffen, daß nicht auch die Bauleiter von Dalny, wie die der mandschurischen Eisenbahn, in die Zwangslage kommen, alles das durch chinesische Aufrührer abbrennen zu lassen, was noch nicht vorhanden war, um dann mit neuen Baufonds noch einmal von vorn anzufangen. Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit! Aber Herr Witte, der für den Schaden aufzukommen hat und dessen Pariser Freunde mit der Zeit schon recht schwerhörig in Geldangelegenheiten geworden sind, wird wohl künftig seinen Willensvollstreckern in Ostasien schärfer auf die Finger sehen.



Russische Ingenieure mit Schutztruppe in der Mandschurei.

Mit Hilfe der sibirisch-mandschurischen Eisenbahn wird man nun also auch Peking bald erreichen und, was Geschwindigkeit und Billigkeit der Fahrt betrifft, wird dann keine Dampferlinie länger die Konkurrenz mit der Überlandbahn aufnehmen können. Für 115 Rubel fährt man heute schon von Port Arthur nach Moskau I. Klasse, allerdings in drei bis vier Wochen, je nach der Gunst oder Ungunst der Verhältnisse, ist aber einmal der regelmäßige Schnellzugsdienst auf der ganzen Linie eingeführt und sind alle Bahnen zwischen der Nordgrenze der Mandschurei und Peking beziehungsweise Port Arthur vollkommen betriebsfertig, so wird die Reise auch von Berlin, Wien oder selbst London bis Peking in 20 bis 22 Tagen wohl zu machen sein, und der niedrige Tarif wird alsdann der chinesischen Kaiserstadt eine Fülle neuer, sehens- und wanderlustiger Besucher zuführen.

Peking — Aussteigen! Ein seltsamer Gedanke, diese Ferienfahrt nach dem Mittelpunkt einer Welt, die von der unseren fast durch den halben Erdball geschieden ist. Wird alsdann unter dem zu erwartenden Strom westlicher Gäste die seltsame Residenz der Mandschukaiser ihr seit vielen hundert Jahren unverändertes Gepräge verlieren? Wird sie, wie andere Weltstädte, ein gewisses kosmopolitisches Gepräge erhalten oder werden im Strome urchinesischen Lebens die paar Ausländer verloren gehen wie bisher? Wie dem sein möge, ein Bild von Peking und seinen Bewohnern wird als Schluß dieser Betrachtungen, in denen fast mehr von dem Treiben des Auslandes in China als von China selbst die Rede war, nicht unangebracht sein. Die „unglaublichste" Stadt der Welt nennt Wuttke das gewaltige, maurumgürtete Viereck von Peking, und zuweilen muß sie es, nach den Berichten aller Reisenden, wirklich sein. So z. B., wenn man, was Fremden gestattet ist, auf der 40 Fuß hohen Mauer zwischen der Chinesen- und Tatarenstadt im Winter entlang spaziert und sieht an einem sonnigen Tage die ganze südwärts liegende Chinesenstadt in tiefen Schnee gehüllt, während nordwärts in der riesigen Tatarenstadt keine Spur vom Winter zu erblicken ist. Man muß erst daran erinnert werden, daß fast alle Häuser ihre Dächer nach Nord und Süd neigen und man, soweit das Auge reicht, auf der einen Seite nur besonnte, auf der anderen ausschließlich beschattete Dachhälften sieht. Die Bauart der Stadt, der Straßen und Häuser bringt das so mit sich. Aus der Vogelschau betrachtet, ist Peking mehr einem Feldlager als einer Millionenstadt ähnlich. Dabei hat es, wenn man sich in das Getümmel der Straßen mengt, namentlich im Winter, das Aussehen einer ganz orientalischen Stadt. Lange Züge von zottigen, großen Lastkamelen mit Doppelhöcker und langem Brust- und Halsbehang durchwandern die Straßen, beladen mit Kohlen, Lebensmitteln und allen erdenkbaren Waren. Mongolen in langen Röcken von roter oder gelber Farbe, hohen Stiefeln und ledernen Kappen reiten auf hohen Kamelen oder kleinen zottigen Ponnys oder wandern truppweise



vorüber, rotwangig, frisch und fröhlich und dumm genug, um den chinesischen Bauernfängern so sicher zum Opfer zu fallen, als stiegen sie am Schlesischen Bahnhof zu Berlin aus dem Zuge. Ihre Frauen, genau in derselben Tracht steckend, hübsch und gesund trotz der Schmutzkruste, die ihre Züge überkleidet, tragen an Gold, Perlen und Steinen wahre Schätze an sich — es läuft manche mongolische Schönheit in Peking umher, die ihre 15.000 Mark an Wertsachen auf dem ungewaschenen Leibe trägt. Dazwischen drängt und schiebt sich der ganze Wochentagsverkehr einer Riesenstadt. Karren, Wagen, Pferde und Esel, Rikschakulis mit ihren hochrädrigen Wägelchen, Sänftenträger, Hochzeitszüge, Leichenbegängnisse, Kulis mit Warenballen und winzige, auf ihren verkrüppelten Füßen watschelnde Chinesinnen. Dann der Straßenhandel! Garküchen, wo es Tee und unbeschreibbare Gerichte gibt, Fleischer, die gebratene Spanferkel zu Girlanden aneinanderreihen, Jongleure mit abgerichteten Affen, Schreiber und Geschichtenerzähler, die ihre haarsträubenden Romane bis an den spannendsten Punkt bringen und dann eine Pause zum Geldeinsammeln machen. Nicht zu vergessen die Quacksalber, Barbiere, Masseure und Ärzte. Die Medizin ist überhaupt ein besonderes Kapitel, über das wir auf Grund neuerer Mitteilungen von de Groot nicht ohne ein paar Bemerkungen hinweggehen dürfen.

Der Chinese ist, bei ungeheuer materieller Veranlagung, ein überzeugter Spiritualist. Religion hat er nicht und braucht er nicht, der Gottglaube ist ihm völlig fremd, trotz der beredten Tempelschilderungen von hundert Reisenden. Sein „Gottesdienst" ist reinster, auf die angeborene und bis ins unglaubliche gesteigerte Pietät gegen die Eltern gegründeter Ahnenkultus. Daneben beobachtet und wertet er alles, was ihm schaden oder nützen kann. Das einzige, was ihm an den Dingen und Personen imponiert, was er für ihr eigentliches Wesen hält, an was er sozusagen „glaubt", sind ihre Eigenschaften, die er auszunützen sucht, wie der krasse Materialismus es immer getan hat, plump und mechanisch. Der Stoff der Dinge, ob Mineral, Pflanze oder Lebewesen, geht unter, die Eigenschaft, die für ihn also die „Seele" ist, bleibt, und wo soll sie bleiben, wenn nicht bei dem, der sich die Hülle, den Körper jener Seele einverleibt hat? So genießt denn der Kranke nichts lieber als Arzneien oder Speisen, die dasjenige enthalten, was ihm abgeht oder was geeignet scheint, sein Leiden zu bekämpfen. Das Studium der Tiere und Pflanzen ist mithin — rein wissenschaftliche Zwecke zu verfolgen ist der Chinese als eingefleischter Utilitarier unfähig — das Studium ihrer Eigenschaften und Heilkräfte. Kranichblut verlängert das Leben, nicht weniger das Fleisch der Schildkröte. Besonders nützlich sind Kranicheier, denn sie enthalten die Lebenskraft des Tieres konzentriert. So sind denn Medikamente, die einzelne Teile des tierischen oder menschlichen Körpers enthalten, sehr zahlreich. Beim Menschen verteilen sich seine vielen Eigenschaften auf die einzelnen Organe, die Leber ist der Sitz der Kühnheit und Entschlossenheit, das Herz der Lebenskraft, die Galle des Zornes und der Kampfbegier, das Blut aber speist alle diese Teile und ist unter allen Umständen gut, „Blut ist ein ganz besondrer Saft". Die Nutzanwendung dieser Anschauungen liegt nahe. Die Soldaten sammeln auf dem Felde die Galle der Gefallenen, verleiht sie ihnen doch Mut. Die Körper Hingerichteter sind von den Apothekern so begehrt, wie bei uns von beflissenen Anatomen; insbesondere ihr Blut, das gegen Auszehrung und ähnliche unheimliche Krankheiten gern genommen wird, kauft man dem Henker für gutes Geld ab. Werden doch Haare und Nägel und nahezu alle Absonderungen, die der Haushalt des menschlichen Körpers nur hervorbringen kann, mehr oder weniger homöopathisch verordnet. Von da bis zum Verzehren ganzer Leichenteile ist kein weiter Weg mehr, obwohl ein Strafgesetz besteht, welches das Zerstückeln und Zubereiten von Menschen ausdrücklich verbietet. Dabei sind die Chinesen, wie man nicht oft genug wiederholen kann, keineswegs Unmenschen. Die Fälle sind gar nicht so selten, wo sich Kinder in einer heldenmütigen Verschmelzung von Pietät und Aberglauben beträchtliche Stücke Fleisch aus Lenden, Brust und von den Rippen lösen ließen, um ihren schwerkranken Eltern stärkende Suppen davon kochen zu lassen. Es hat ihnen an Bewunderung und selbst ehrender staatlicher Anerkennung nie gefehlt.

Aber kehren wir zurück zum Straßenbilde von Peking, das diese abseits liegenden Betrachtungen hervorgerufen hat. Das Dominierende, Märchenhafte an der Stadt sind und bleiben die an ihrem Fuß von Sanddünen halbverwehten und dennoch so gigantischen Mauern. „An einem schweren Regentage", sagt v. Brandt in seinen „Plaudereien eines alten Chinesen", „oder bei einem die Luft undurchsichtig machenden Staubsturm, wenn die Straßen ganz leer sind, könnte man sich auf die Mauern Babylons oder Ninives versetzt glauben. Würden doch auch hier sechs der alten Streitwagen leicht auf den 30 Fuß breiten Mauern nebeneinander fahren können."

An der südöstlichen Ecke der Tatarenstadt, teilweise auf der breiten Plattform der Mauer, liegt das alte chinesische Observatorium von Peking, auf dessen großer Terrasse beinahe 250 Jahre lang die Instrumente standen, von denen gelegentlich der chinesischen Wirren ein Teil als „Kriegsbeute" nach Deutschland gelangte und, da die schlauen Chinesen ihre Zurücksendung höflich ablehnten, in den Gärten von Sanssouci bei Potsdam Aufstellung gefunden haben. Interessante alte Instrumente — für den puritanischen Eiferer und unentwegten Nörgler ein willkommener Beweis unserer „barbarischen Aufführung" im chinesischen Krieg, für den nüchternen Betrachter lediglich ein Dokument, auf wieviel Geschichtsfälschung die Legende von der Fremden- und Kulturfeindlichkeit der Chinesen beruht. Diese Instrumente sind z. B., wie „Globus" eingehend mitteilt, im XVII. Jahrhundert nach den Angaben des deutschen Jesuiten Ferdinand Verbiest angefertigt, der lange Zeit am Hofe in Peking lebte und nicht nur als Missionär, sondern als Gelehrter hochgeachtet wurde. Nach dem Tode seines Kollegen Adam

Schaal wurde Verbiest Lehrer des Kaisers selbst in der Mathematik; er wußte den Herrscher zu überzeugen, daß die Astronomie und die Instrumente des Abendlandes denen Chinas weit überlegen seien, und setzte es durch, daß die sämtlichen Instrumente der Sternwarte nach seinen Angaben durch neue ersetzt wurden. Aber er goß auch Kanonen für den Kaiser, und niemand hinderte ihn daran, sie auf den Namen der christlichen Heiligen zu taufen. Den Kaiser bekehrte er zwar nicht, aber seinen sonstigen Bekehrungsversuchen scheinen Herrscher und Hof, der Devise Friedrichs d. Gr. folgend, keine Hindernisse bereitet zu haben. Aber auch Verbiest starb, und nicht alle seine Nachfolger in der Missions- und Kulturpflege scheinen seine Mäßigung und Weisheit geerbt zu haben.

Der Kaiser betrauerte den großen Jesuiten aufrichtig und drückte seine Hochachtung vor der abendländischen, durch seinen christlichen Ratgeber personifizierten Kultur durch ein prächtiges Leichenbegängnis und einen großen Denkstein aus, den er dem gelehrten Pater setzen ließ. Jetzt sind die Instrumente des alten Missionärs und feinen Diplomaten nach Europa zurückgekehrt. Wenn mit ihnen der alte Takt und die maßvolle Politik im Umgang mit China ebenfalls wieder einkehrte, könnte man damit zufrieden sein.

Die Neue Welt.

Neue Forschungen in den „Barren Grounds" von Kanada. Zwischen dem Sklavenfluß und der Hudsonbai. Eine Winterreise durchs mittlere Kanada. Ein Königreich für ein totes Pferd. Schlittenfahrt über den Sklavensee. Fort Reliance. Fischfang im Artilleriesee. Kanoefahrten im kanadischen Seengebiet. Die erste Jagd auf Moschusochsen. Auf den Stromschnellen des Hanburyflusses. Die Jagdgründe des Karibou. Ein verwegener Marsch. Rückkehr zum Artilleriesee. * Aus der Wunderwelt des amerikanischen Westens. Die untergehenden Reste des alten Amerika. Der letzte Kannibalenstamm des Westens. Ein Blutgericht aus der Zeit des Bürgerkrieges. Der letzte Siouxhäuptling. Aussterbende Riesen der Pflanzenwelt. Barbarei in den Sequoiahainen des Westens. Das Pflügen des Salzes im Saltonsee. Die Farallones der kalifornischen Küste. * Der Untergang von St. Pierre und das mittelamerikanische Vulkangebiet. Ursachen und Verlauf der Katastrophe auf Martinique. Stehen die kleinen Antillen vor dem Untergang? Vulkanlandschaften und lokale Explosionen. Mittelamerika ein Vulkangebiet. Orizaba und Popocatepetl. Der Mensch beim Erdbeben. Die Kulturwirkungen des Vulkanismus. Doppelte Ernten auf vulkanischem Boden. Die Auferstehung von Martinique. * Unter den Indianern der Amazonasquellen. Die unerforschten Gebiete von Südamerika. Max Schmidts Reisen im Matto Grosso. Widerstandsfähigkeit der indianischen Kultur. Landreise zu den Schingustämmen des Amazonas. Kanoebau am Kulisehu. Besuch im Schildkrötendorf. Verkehr und Zollschranken auf dem Kulisehu. Nachtlager bei den Auetos. Ein aussterbendes Amphibienvolk. Zechgelage in den Palmwipfeln. * Nordenskjölds Forschungsreise im Gran Chaco. Das „Große Jagdgebiet" und seine Herren. Die Opfer des Pilcomayo. Nordenskjöld bei den Chiriguanen. Das Leben des Urwaldes. Auf den Hochsteppen des Chaco. Die Heimat des Vicuña. Besteigung des Chânis. Indianerleben der Puna. Die Schrecken der Salzsteppe. Erinnerungen eines Jesuitenpaters aus dem Chaco.

Neue Forschungen in den „Barren Grounds" von Kanada.

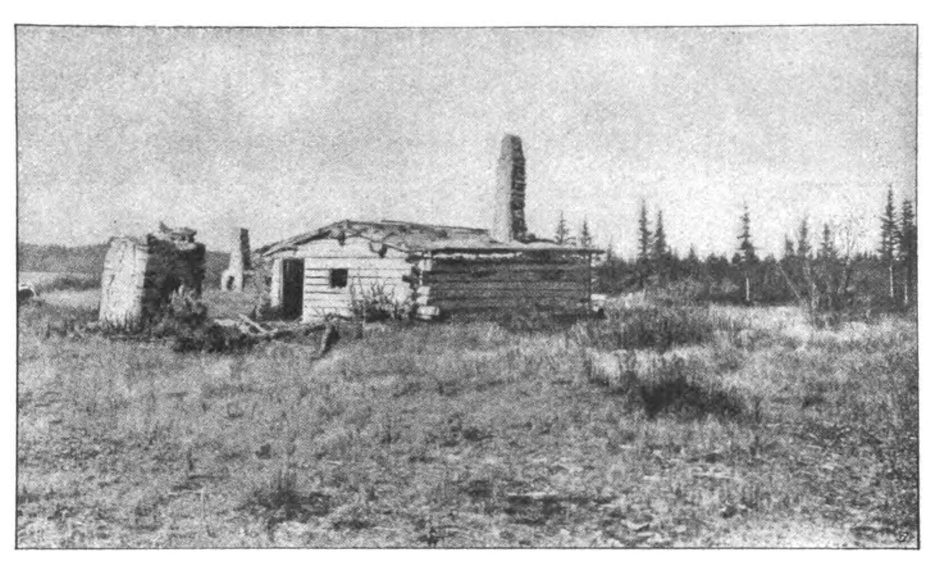
Im vorigen Bande des Jahrbuches ist in Kürze über die Reise Hanburys von der Hudsonbai nach dem Großen Sklavensee berichtet worden, in Kürze aus dem Grunde, weil bei dem Bootsunfall, der die Expedition auf der zweiten Hälfte ihrer Reise betraf, nicht nur die Ausrüstung, sondern auch alle gesammelten Karten und Notizen zu Grunde gingen. Aus diesem Anlasse und weil alsdann der Rest der Reise zum Großen Sklavensee mehr eine Flucht vor dem drohenden Hunger als eine zielbewußte Forschungstour war, blieb den glücklich am Ziel Angelangten über die Einzelheiten dieser Reise nicht viel zu berichten übrig.

Und doch war für die kanadische Regierung die Erforschung der Barren Grounds, der unfruchtbaren waldlosen Ebenen zwischen Hudsonbai und Sklavensee keineswegs unwichtig, und von der geographischen Wissenschaft wurde sie sogar dringend gefordert. So entschloß man sich, im Jahre 1900 eine zweite, besser ausgerüstete Forschungsexpedition auf die Route Hanburys zu schicken; J. W. Tyrrell, ein erfahrener und erfolgreicher Kanadier, der schon 1893 und 1894 große Reisen im Hudsongebiet gemacht hatte, wurde mit ihrer Leitung betraut. Durch Hanburys Reise und frühere Besuche ziemlich bekannt, wenn auch noch nicht kartographisch aufgenommen, waren die östliche Eingangsroute von der Hudsonbai durch den Chesterfieldsund, den Baker-, Schultz- und Aberdeensee, auch aus den Gegenden zwischen dem Großen Sklavensee und dem Clinton-Goldensee hatte man einige unbestimmte Kenntnisse und Kartenskizzen, aber dazwischen lag ein Gebiet von 400 bis 500 Kilometer Breite, das höchstens ein- bis zweimal von dem Fuß eines Weißen flüchtig berührt worden war.

Tyrrell beschloß, seine Forschungen vom Großen Sklavensee zu beginnen, um den schwierigsten Teil seiner Aufgabe zuerst und mit frischen Kräften zu bewältigen. Von seinen Abenteuern und Reiseergebnissen sei hier das Wichtigste nach einer Darstellung von Bach-Montreal (Globus, Juli 1902) wiedergegeben. Bach folgt in seiner Darstellung dem ausführlichen, von Tyrrell an die kanadische Regierung erstatteten Bericht.

Um im kanadischen Frühling, das heißt etwa im Juni, die Reise vom Sklavensee antreten zu können, mußte die Expedition sich im Laufe des Winters auf dem südlichen Eisenbahn- und Dampferwege nach Fort Resolution, der Handelsniederlassung am Sklavensee, begeben, wohin die erforderlichen Vorräte schon im Herbst unter Benützung der Dampfschiffahrt gesandt waren. Am 8. Februar 1900 kam die Gesellschaft, drei Weiße und fünf Indianer, in Edmonton im Quellgebiet des Saskatschewan an, dem nördlichsten Punkte des kanadischen Eisenbahnnetzes, das sich hier dem Großen Sklavensee auf ungefähr 1000 Kilometer nähert. Fast viermal so weit ist die Entfernung von Edmonton nach Montreal, da Edmonton bereits am Fuße der kanadischen Felsengebirge liegt. Bei 43° C. unter Null trafen die Reisenden hier ein, und das Wetter war so ungünstig, daß man noch eine Woche warten mußte, bevor die Weiterreise, nunmehr zu Fuß beziehungsweise im Hundeschlitten, angetreten werden

konnte. Hunde hatte Tyrrell erst 8 Stück kaufen können, obwohl er benachrichtigt war, daß dieselben im Norden dieses Jahr sehr teuer seien. Die Reise ging nun über eine niedere Wasserscheide nach dem Tal des Athabaskastromes, der etwa 600 Kilometer weit bis zum Athabaskasee verfolgt werden mußte. Der Marsch, fast unausgesetzt auf dem zugefrorenen Flusse, war bei der herrschenden Kälte sehr schwierig, längere Rast und Verpflegung fand die Expedition nur in den Forts (Handelsniederlassungen der Hudsonbai-Gesellschaften) Murray und Chippewyan, sonst war man auf Biwaks im Schlafsack und auf den unterwegs zu erhandelnden Mundvorrat angewiesen. Nachdem in Fort Murray noch drei Schlitten mit Hunden gekauft waren, wurde der Nahrungsmangel für die Tiere bald beängstigend groß. Man bekam zur Not gefrorene Fische, die winterliche Nahrung der hier streifenden Indianer, aber auch diese nur unzureichend und für Märchenpreise, die dem allerdings nur sommerlichen Fischreichtum des Landes wenig entsprachen. Als ein Glücksfall wurde es betrachtet, daß man unterwegs einmal ein gefallenes Pferd, einmal einen toten Ochsen fand, deren starrgefrorenes Fleisch für die Hunde aufgetaut werden konnte. Nach einem Marsch von vier Wochen wurde endlich Fort Chippewyan und der Athabaskasee erreicht, wo eine kurze Ruhepause den halbverhungerten Hunden und den von Frost und Schneeblindheit geplagten Reisenden gleichermaßen zu gönnen war.


Die Ruinen des alten Fort Reliance.

Noch lag eine mindestens ebenso lange und beschwerliche Reise über das Eis des Großen Sklavenflusses und des Sklavensees vor Tyrrell, um nur der Ausgangspunkt der eigentlichen Forschungsexpedition zu erreichen. Es war also wenig Zeit zu verlieren. Nachdem am Athabaskasee noch ein Indianer angeworben war, wurde nach 10tägigem scharfen Marsch das Fort Resolution am Sklavensee erreicht, wo die Vorräte für die Weiterreise lagen und wo zu ihrem Transport noch drei weitere Gespanne gekauft werden mußten. Von Fort Resolution reicht der unabsehbare, acht Monate im Jahre gefrorene Spiegel des Großen Sklavensees einerseits 200 Kilometer nach Westen bis zu dem Punkte, wo der gewaltige Mackenzie seine Fluten durch sein großenteils unbekanntes Schnee- und Waldterritorium ins Eismeer wälzt. Anderseits reicht der in seiner Osthälfte merkwürdig zerrissene und gekrümmte See doppelt so weit bis zur Mündung des reißenden Lockhartstromes, der ihm die Wässer einer großen, wenig bekannten Seengruppe in donnernden Katarakten entgegenwirft. Jenseits dieser Seengruppe, die sich hauptsächlich aus dem Artillerie- und Clinton-Goldensee zusammensetzt, erhebt sich eine lange waldlose Wasserscheide, die das Stromgebiet der Hudson- und Baffinsländer von dem des Eismeeres trennt. Tyrrels Weg mußte über diese Wasserscheide gehen, wenn er die beste Verbindung zwischen dem Sklavensee und der Hudsonbai suchen wollte. Der erste und auch wohl gründlichste Besucher dieser Gegend war Sir George Back, der 1833—1835 durch das nordöstliche Kanada bis zum Großen Fischfluß vordrang, um die verschollene Expedition von James Roß zu suchen. Back errichtete ein großes Winterlager am Ostende des Sklavensees, dessen Reste unter dem Namen Fort Reliance noch heute stehen, eine Blockhütte und fünf Schornsteine ehemaliger Gebäude in einer so lieblichen Gegend, wie Tyrrell sie nirgends in diesen Breiten wiederfand. Die Ufer, die sonst allenthalben steil und felsig gegen den See abfallen, senken sich an der alten Lagerstelle allmählich und tragen kleine Wäldchen von Schwarzpappeln und weißen Fichten. Es hatte übrigens schwere Arbeit gekostet, Menschen und Schlitten bis hieher zu bringen. Fast 400 Kilometer weit gab es keinen Weg, als über das schlechte Eis des Sklavensees, und die Lasten waren auf dieser Route für die schlechternährten Hunde viel zu schwer. Am 9. Mai hatte man Fort Reliance erreicht, kurz vorher wurde das erste offene Wasser angetroffen, der schmale östlichste Arm des Sees, in den der Lockhartfluß mündet und eine so starke Strömung erzeugt, daß diese Stelle wohl kaum im Winter zufriert. Die Hunde, die nun beim Einbrechen des Frühlings und den beginnenden Kanoefahrten von keinem Nutzen mehr sein konnten, wurden nach Fort Resolution zurückgeschickt, die Reisenden selbst schlugen für einige Wochen ein Lager auf, um die Ostufer des Sklavensees genau zu bestimmen und zu zeichnen. Tyrrell besuchte in dieser Zeit den Lockhartfluß, der die natürliche Verbindung nach dem Artilleriesee bildet; da aber der letztere 200 Meter höher liegt, so besteht der Strom großen-



Fischbeute aus dem Artilleriesee.

das Gewässer dagegen strotzt geradezu von Fischen, die in diesem selten besuchten See wenig Nachstellungen zu befürchten haben. Einer von Tyrrells Indianern fing 18 Forellen von 16 bis 20 Pfund Gewicht und brauchte dazu kaum eine Viertelstunde; von Weißfischen, Forellen, Hechten, Karpfen und anderen Bewohnern wimmelt der ganze See. Etwas ungläubig bewies sich Tyrrell gegen die Behauptung der Indianer, daß im See riesige schwarze Fische von 20 bis 30 Fuß Länge vorkommen, mit langen weichen Bartfäden, Fische, die sie aber — vermutlich aus abergläubischer Furcht — nicht

teils aus Schnellen und Katarakten und ist für die Boote, die hier das einzige Verkehrsmittel sind, unpassierbar.

Die Reisenden erreichten den Artilleriesee, dessen genaue Aufnahme bereits einen Teil ihres Programms bildete, am 8. Juni über eine Kette von acht kleinen Seen, die zum Teil in schöner, herrlich bewaldeter Gegend lagen und durch schiffbare Kanäle verbunden waren. Tyrrell, der für die Gebiete am Großen Sklavensee wegen ihrer zentralen Lage, ihres Wild- und anscheinend auch Kupferreichtums noch eine Zukunft voraussieht, meint, daß durch einen verhältnismäßig leichten Straßenbau in dieser Gegend ein recht guter Ausgang nach der Hudsonbai geschaffen werden kann. Wild fand man auch hier noch nicht und das Eis wich selbst im Juni nur langsam von den Seen, am Artilleriesee wurde deshalb vom 8. bis 18. Juni haltgemacht und gewartet, bis die Kanoefahrt endgültig frei sein würde. Der Häuptling einer begegnenden Jagdgesellschaft von Indianern, die den Aufenthaltsplätzen der Karibus und Moschusochsen entgegengezogen, verriet Tyrrell einen guten Lagerplatz am Ostufer des Sees, wo man einigen Schutz von Gebüschen und etwas Baumwuchs finden würde, der sonst schon recht selten in dieser Breite ist.

Der Artilleriesee, der 1834 von Sir Back entdeckt und nach einigen Artilleristen benannt wurde, die sich bei seiner Expedition befanden, ist ein eisiges Becken von 90 Kilometer Länge. Seine öden Gestade sind im Sommer, wenn die dürre Vegetation von Moosen und Flechten, deren sie fähig sind, zu sprießen beginnt, der Tummelplatz riesiger Herden des wilden Renntiers (Karibu), zu fangen wagten. Alle Rothäute verschworen sich hoch und heilig, die Fische oft genug in der Tiefe des klaren Wassers gesehen zu haben, waren aber durch nichts zu bewegen, ihnen nachzustellen. Sollte eine Welsart im Artilleriesee heimisch sein, vielleicht in der Phantasie der Indianer stark vergrößert?

In der zweiten Hälfte des Juni wurde der See vollständig eisfrei und man rüstete zur Weiterreise. Ein großer Teil des Proviants und der Ausrüstung wurde hier zusammengepackt, in Felle geschnürt und auf einem Traggerüst zwischen den Spitzen zweier hohen Bäume befestigt. Um auch dem einzigen kletternden Raubzeug dieser Gegend, dem gefräßigen Carcajou, den Aufstieg zu erschweren, wurden die Stämme möglichst glatt geschält, und außerdem unten noch mit scharfen Angelhaken beschlagen. Dieses schwebende Depot hielt sich sehr gut und sollte Tyrrell später einmal sehr nützlich werden.

So wurde denn nun endlich die Weiterreise angetreten. Trotz des späten Aufbruchs traf man auf dem stark reißenden Kasbafluß, dem Kasbasee und weiterhin bis zum Clinton-Goldensee noch hin und wieder Eis, erst vom letzteren See an, der am 22. oder 23. Juni passiert wurde, blieben alle Gewässer eisfrei.

Hinter einer Insel versteckt, zweigt sich bald nach der südlichen Einfahrt in den Clinton-Goldensee ein Kanal ab, der bis unmittelbar an die oben erwähnte Wasserscheide reicht und dort sich zu einem kleinen See erweitert. Nur wenige Meter über dem Ostrand desselben erhebt sich der grasige Abhang, der die Gewässer zweier Meere trennt, so daß es keine Schwierigkeiten machte, die Kanoes in den nächsten, jenseits der Scheide und nur um



8 Meter tiefer als sie liegenden See zu bringen. Die ganze Gegend ist baum- und strauchlos trotz der überaus reichen Bewässerung. Moose, Flechten und Heidekraut bilden die schwache Vegetation, die der kurze, nur 2 bis $2^1/_2$ Monate dauernde Sommer hervorzubringen vermag. Seit dem Verlassen des Artilleriesees am 18. Juni hatte man keinen Baum mehr zu Gesicht bekommen, erst am 1. Juli wurden am Lac du Bois, der aus dieser Veranlassung seinen Namen erhielt, ein paar kümmerliche Fichten erblickt.

Der Lac du Bois ist der siebente oder achte in einer Reihe kleiner und größerer Seen, die sich von der Wasserscheide, meist durch kurze Stromschnellen miteinander verbunden, gegen den Thelonfluß hinabsenken. Trotz der Schwierigkeiten, die Boote mit Vorsicht durch die Schnellen zu führen oder auf dem Lande daran vorbeizuschaffen, kam man ziemlich rasch vorwärts. Am Siftonsee (alle diese Becken haben erst bei dieser Gelegenheit von Tyrrell ihre Namen erhalten) wurde das erste Jagdabenteuer erlebt. Auf dem vielarmigen und ziemlich großen See, den bereits Sir George Back besucht hatte, wurden die Reisenden von einem Sturm überfallen, der sie ans Land trieb. Tyrrell und sein Assistent Fairchild benützten die Gelegenheit und die nächtliche Helle, die in dieser Breite und im Juni bereits herrscht, zu einem Landausflug, auf welchem die ersten Moschusochsen entdeckt wurden. Es war eine Herde von 15 Stück, die man in der scharfen subarktischen Beleuchtung und bei dem Mangel jedweden Buschwerks auf eine Entfernung von mehreren Kilometern deutlich erkannte. Natürlich faßte man sofort, obwohl ohne Gewehre, den Entschluß zur Jagd. Zurückeilen zum Lager, mit den Büchsen im Kanoe längs des Ufers die Rückfahrt antreten, war eins. Auch die Tiere hatten sich, vielleicht in der Absicht, ihre gewohnte Tränke aufzusuchen, inzwischen dem Ufer genähert, wo man plötzlich neun gewaltige Häupter in ziemlicher Entfernung über den Steilrand hinabschauen sah. Die Jäger birschten sich ziemlich nahe heran, bevor sie zwei der Tiere aufs Korn nahmen und trafen, aber auch im selben Augenblick von ihnen heftig angegriffen wurden. Die übrige Herde raste in donnerndem Galopp davon. Es kostete, abgesehen von ziemlich viel Geschicklichkeit, acht Kugeln, um die beiden mächtigen Tiere zur Strecke zu bringen. Um ein Uhr nachts war die Jagd beendet und konnte zum Aufbrechen des nach so langem Konservengenuß doppelt willkommenen Wildbrets geschritten werden. Eine gewaltige Steinpyramide wurde zum Andenken dieser nächtlichen Heldentat auf dem „Moschusochsenhügel" errichtet und gleichzeitig die geographische Breite gemessen, die sich ungefähr derjenigen von Godthaab auf Grönland gleich erwies.

Bei herrlichem Wetter wurde die Kette der Seen weiter verfolgt. Der Sommer war voll hereingebrochen, man erfreute sich einer Lufttemperatur von 15 bis 20° C., und selbst das Wasser erwärmte sich bis auf 10, ja 15°. Hinter dem Lac du Bois nahm die Gegend einen wesentlich anderen Charakter an. Der Strom, in dessen Tal die Fahrt weiterging und der nach Tyrrells letztem Vorgänger Hanburyfluß genannt wurde, tritt bald zwischen felsige

Die Stromschnellen des Hanburyflusses.



Steilwände und steigt in prachtvollen Kaskaden, die vorsichtig umgangen werden mußten, rasch um 500 bis 600 Fuß hinab. Unterhalb eines Sees, der seiner weißen Sandufer wegen Sandy Lake getauft wurde, beginnt eine wildromantische Strecke, die in jedem Lande der Erde Besucher anziehen und Bewunderer finden würde. Ein prachtvoller Wasserfall von 15 Meter Höhe wirft die Wellen des Hanburystromes, bevor sie Zeit haben, sich zu beruhigen, in einen 5 Kilometer langen Canon, eine enge großartige Schlucht, die von lotrechten Felskulissen eingefaßt wird, und in deren Tiefe sich das Wasser in wütendem Laufe, tobend und hohe Wirbel bildend, seine gewundene Bahn sucht. Noch eine Anzahl sehenswerter Stromschnellen und Wasserfälle folgte auf dies unerwartete Schaustück der Barren Grounds, dann beruhigten sich die Wellen des Hanbury und ergießen sich endlich in den breiteren, ruhigen Lauf des Thelonflusses, der teilweise wohlbekannt, mit dem Schultz-, Aberdeen- und Bakersee eine treffliche, wenn auch nur wenige Monate des Jahres benutzbare Route aus der Hudsonbai nach den Barren Grounds bildet. Der hier bereits 300 bis 400 Meter breite Thelonfluß ist bei der Einmündung des Hanbury nur $1^1/_2$, einige Stunden abwärts aber bereits 4 Meter tief und bleibt bis zu seiner Mündung in den Aberdeensee eine vortreffliche Fahrstraße, die auch für flachgehende Dampfer sehr gut benutzbar sein würde. Hier stellte sich bald auf beiden Ufern wieder guter Waldbestand ein, und gleichzeitig wurden große Herden von Moschusochsen täglich sichtbar. Sie überschreiten jedoch den Thelonfluß nicht, sondern beleben nur seine nördliche Seite oder die darin liegenden Inseln. Aufgeschreckt, stürzten sich die auf den Inseln weidenden Tiere ohne Besinnen in den Strom, um dem Nordufer zuzuschwimmen, wo sie sich sofort in wilden Galopp setzten. Ihre Zutraulichkeit ist hier, wo sie von den Indianern und Eskimo gleichzeitig gejagt werden, schon völlig geschwunden. So gelang es den Reisenden, die grundsätzlich kein Tier schossen, wenn nicht Nahrungsmangel vorlag, trotzdem und trotz des vorsichtigsten Beschleichens nicht, ein photographisches Abbild dieses, wohl in einigen Jahrzehnten auch dem Aussterben geweihten Tieres zu erhalten. Übrigens fehlt es dem Moschusochsen keineswegs an Mut, die älteren Exemplare nahmen den Jäger, der sich bedrohlich in ihre Nähe wagte, unbedingt an, er mochte sich mit der Büchse oder dem harmlosen Kodak nahen.

So häufig man die Moschusochsen antraf, so selten wurden Karibus gesehen. Allerdings bevölkert das wilde Renntier diese Gegend zu gelegener Zeit in riesigen Herden, aber im Sommer ziehen sich dieselben weiter nach Norden, der Eismeerküste zu, wo sie leider in den Eskimostämmen ihre gefährlichsten Feinde haben. Hanbury allerdings, der ein Jahr früher ebenfalls im Juli hier gewesen war, hatte beide, Moschusochsen und Karibu, in Massen gesehen. Einmal sollte auch die Expedition Tyrrell Renntiere und Eskimo in großer Zahl und unter besonderen Umständen antreffen.

An einer waldlosen Stelle, wo der inselreiche Strom eine scharfe Wendung nach Osten machte, fanden die Reisenden, durch einen abscheulichen Verwesungsgeruch schon von weitem aufmerksam gemacht, Tausende verendeter Karibus, die sich mehr als ein Kilometer weit am Flusse entlang zogen. Aus vielen waren die besten Stücke herausgeschnitten, andere waren einfach der Verwesung preisgegeben. Tyrrell traf ganz in der Nähe eine Eskimogesellschaft von 33 Köpfen an, die er heftig wegen dieser Massenschlächterei zur Rede stellte. Da die Leute erklärten, unschuldig zu sein, und erzählten, daß die Renntiere im Eise während des Winters gefangen gesetzt, vielleicht auch wohl vom Schneesturm begraben wären, so konnte man ihnen nichts anhaben, obwohl Tyrrell weit entfernt war, an ihre Beteuerungen zu glauben.

Die Niederungen des Thelon zeigten sich auch sonst reich an jagdbarem Wild; eine vielleicht nicht unerschöpfliche, jedenfalls aber bis jetzt noch unerschöpfte Vorratskammer der Eskimovölker, welche zwischen der Hudsonbai und der Eismeerküste hin und her wandern. So traf man große Schwärme von wilden Gänsen, von denen einmal, als die Speisekammer neuer Zufuhr dringend bedürftig war, 40 Stück mit Stöcken erschlagen werden konnten. Wildenten und einige kleinere Vertreter der geflügelten Welt wurden auch gesehen, und Fairchild hatte sogar das Glück, einen der in diesem Gebiete seltenen silbergrauen Grizzlybären zu erlegen, freilich auch das Pech, das Fell später beim Umschlagen eines Kanoes wieder einzubüßen. Als besondere Seltenheit fand man zweimal im Flußsande ein paar gewaltige Schaufeln des Moosetiers oder amerikanischen Elches, dieses Riesen der kanadischen Wälder, der schon äußerst selten geworden und in den Barren Grounds von Weißen noch nicht gesehen war. Früher soll ja, wie Sir Back 1834 auf seinem Durchzuge durch das Thelongebiet hörte, diese Gegend eins der größten und reichsten Jagdgebiete der Indianer gewesen, und neben Moschusochs und Renntier auch der Elch häufig gefunden worden sein. Jetzt haben sich die Indianer nach Westen zurückgezogen und überhaupt an Zahl vermindert, die Eskimo kommen auch aus ihren nördlichen Wohnsitzen nur selten bis an den Thelon, und so ist das Gebiet, zum Vorteil des noch vorhandenen Wildbestandes, von dauernder Bewohnung ganz befreit.

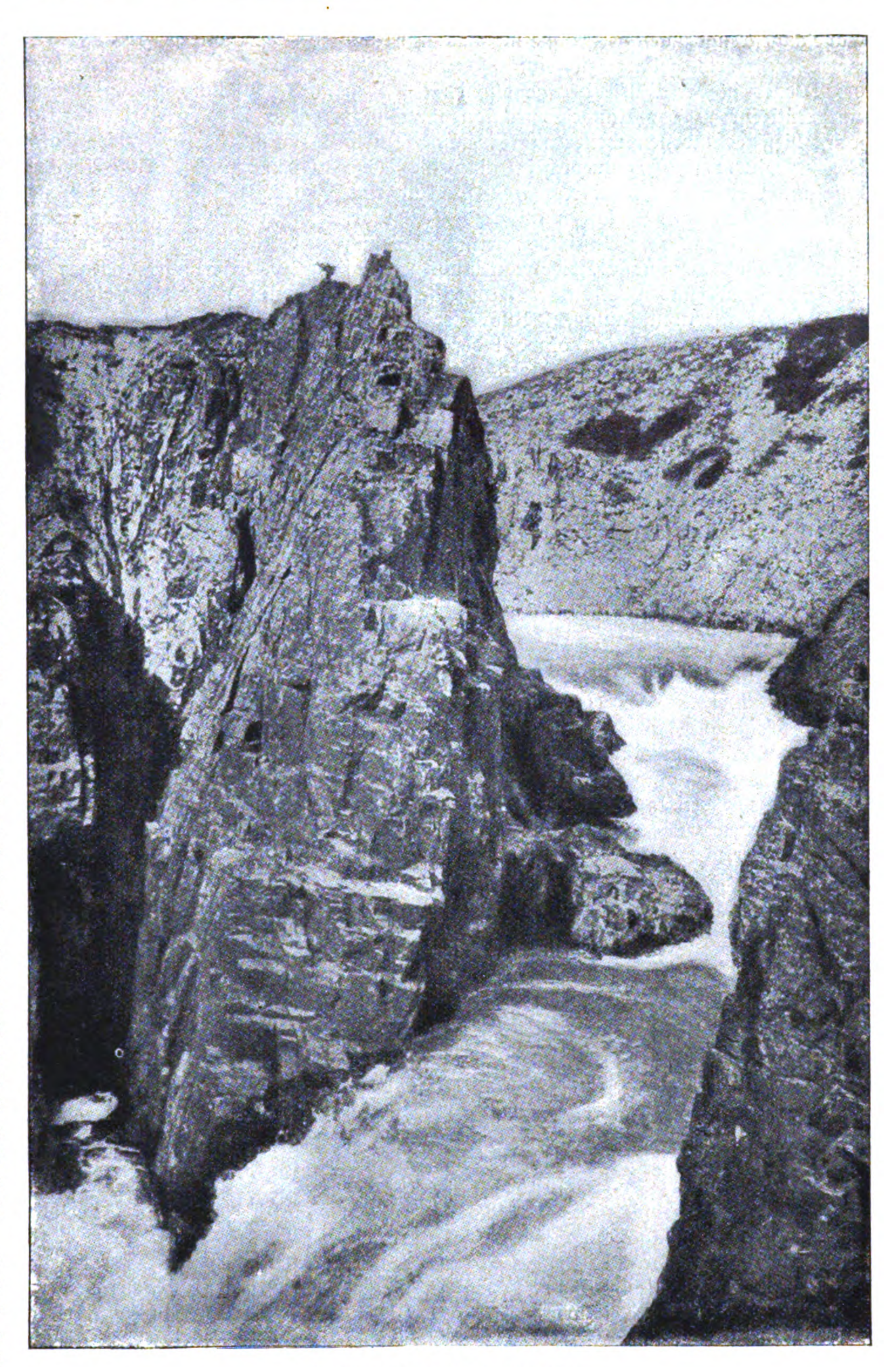
Bis zum 16. Juli verfolgten die Reisenden den Fluß abwärts, dann aber beschloß Tyrrell, die Vermessung des letzten Stückes und der bekannten Seen bis zum Chesterfieldsund seinen beiden Begleitern zu überlassen, selbst aber auf einem neuen Wege zum Großen Sklavensee zurückzukehren. Er hoffte dabei, einem wenn auch nicht für Kanoes brauchbaren, so doch für den Marsch und unter Umständen zur Anlage einer Straße geeigneteren Übergang über die Wasserscheide zwischen dem Artilleriesee und dem Thelonfluß zu finden.

Während also zwei Kanoes mit fünf Personen den Strom weiter hinabfuhren, um über den Chesterfieldsund und die Hudsonbai noch vor Einbruch des Winters die Heimat zu erreichen, ließ sich Tyrrell von den beiden anderen Indianern den Fluß aufwärts rudern, um zunächst den noch unbekannten Oberlauf des Thelonflusses jenseits



der Hanburymündung zu besuchen. Man verfolgte den zuletzt durch flache Prärien laufenden Strom mehr als 200 Kilometer stromaufwärts, bis der einbrechende Herbst — es war der 9. August geworden — die Umkehr gebot. An einem günstig gelegenen Punkte des Flusses, der in der Luftlinie höchstens 120 Kilometer vom Artilleriesee entfernt sein konnte, trennte sich der Forscher endlich auch von seinen letzten Begleitern, die er über die alte Hanburyroute zurücksandte mit der Weisung, ihn am Artilleriesee zu erwarten. Er hoffte dort zu Fuß in höchstens acht Tagen einzutreffen und unterwegs reichlich so viel Wild zu erlegen, wie er bedurfte. Da der Wasserweg über die kleinen Seen mindestens 500 Kilometer betrug, ganz abgesehen von dem Hindernis der vielen Stromschnellen, so glaubte der Forscher sogar beträchtlich vor den Kanoefahrern am Ziel zu sein. Seine Reise sollte sich indessen unerwartet schwierig gestalten.

Nur mit seinem Schlafsack und dem notwendigsten Proviant beladen, marschierte Tyrrell am 13. August am Rande eines kleinen, vom Thelon abzweigenden Flüßchens nach Westen. Schon am Abend kam er an eine Kette kleiner Seen, die umgangen werden mußten, so daß es nun bereits mit dem Verfolgen der Luftlinie ein Ende hatte. Am dritten Tage stand der Reisende am Rande eines großen Sees, den er, nachdem alle seine Begleiter, seine Auftraggeber und das halbe kanadische Ministerium schon ihre Namen zur Taufe von Seen und Flüssen hatten hergeben müssen, nun endlich nach sich selber benannte. Sicherlich hatte ihm kein anderes Gewässer so viel Schwierigkeiten bereitet, als er von diesem seinen Tyrrellsee erfahren sollte. Da beim Überblick von einem erhöhten Punkt des Ufers die Südseite des Wasserbeckens am leichtesten zu umgehen schien, schlug Tyrrell den Weg dorthin ein, aber ein tiefer Fluß nötigte ihn schon nach wenigen Stunden zur Umkehr. Den See in der entgegengesetzten Richtung zu umgehen, erwies sich über Erwarten zeitraubend und kostete drei beschwerliche Reisetage. Der Reisende war nun fünf


Der Dickson-Canon des Hanburyflusses.

Tage angestrengt marschiert, ohne mehr als 26 Kilometer westwärts gelangt zu sein, also ein Fünftel des Weges in der Hälfte der gehofften Zeit. Da eine Rückkehr zu der Kanoe-Expedition unmöglich war, hieß es indessen weiter marschieren. Durch Regen, Sturm und Sonnenschein ging die Reise langsam weiter, die Nächte waren so kalt und regnerisch, daß an Schlaf nicht zu denken war, zumal kein Baum oder Busch den geringsten Schutz gewährte und das nasse Heidekraut nicht einmal ein Feuer anzuzünden erlaubte. Am Abend des achten Tages waren kaum 55 Kilometer in westlicher Richtung zurückgelegt, obwohl der Wanderer bei seinen Kreuz- und Querzügen zwischen den kleinen Seen, die er antraf, gewiß die dreifache Entfernung durchmessen hatte. Nun aber brach, als Einleitung des beginnenden Winters, ein furchtbarer Regen- und Hagelsturm los, der beinahe fünf Tage anhielt und dem von Schlaflosigkeit und Hunger Erschöpften in dieser ganzen Zeit kaum 40 Kilometer zu marschieren erlaubte. Der Abend des 25. August brachte endlich klares Wetter, Frost, und am nächsten Morgen fand sich das Wasser mit einer halbfingerdicken Eisschicht bedeckt. Ein großer See tauchte am Mittag desselben Tages auf, an dessen Ufer sich Tyrrell langsam dahinschleppte. Zusehends änderte sich die Natur. Graswuchs ersetzte die dürre Flechtenvegetation, eßbare Beeren und Renntiere zeigten sich, vereinzelte Bäume tauchten auf, noch ein letzter Tagesmarsch, und mittags am 16. Reisetage sah der Ermüdete den ersehnten, weiten Spiegel des Artilleriesees vor sich. Ja der Forscher hatte das Ufer des Sees in nächster Nähe des zurückgelassenen Proviantdepots erreicht, dessen Vorräte, von keinem vierbeinigen Dieb berührt, ihm nunmehr wohl zu statten kamen. Bis zum 6. oder 7. September, wo auch die beiden Indianer mit dem Kanoe eintrafen, beschäftigte sich Tyrrell mit der Vermessung des Sees, dann wurde die schleunige Rückreise nach dem alten Lager am Sklavensee angetreten, von wo der Dampfer „Argo“ die kleine Gesellschaft abholte und, da auch das Wasser des Sklavenflusses und Athabaskasees noch offen war, bis zum Fort Chippewyan brachte. Hier aber, es war am 4. Oktober, gebot der Winter der Weiterfahrt Halt. Es mußte gewartet werden, bis das Treibeis des Athabaskaflusses zum Stehen kam und die erforderliche Stärke erreicht hatte, erst dann konnte die 1000 Kilometer lange Schlittenfahrt nach Edmonton wieder angetreten werden. Am 6. Dezember, nach fast zehnmonatlicher Abwesenheit, trafen die Reisenden in Edmonton, am Anfangspunkte des Eisenbahnnetzes, wieder ein.

Aus der Wunderwelt des amerikanischen Westens.

Aus der Wunderwelt? — Gibt es denn in den Vereinigten Staaten mit ihrer hochbegabten, zu glänzender Kultur emporgeschnellten Bevölkerung, mit ihrer fieberhaften Industrieentwicklung, ihrem dichten Eisenbahnnetz, ihrer nüchtern geschäftsmäßigen Weltauffassung noch etwas, was mit Recht diese Bezeichnung trüge?

Schon wer als Vergnügungsreisender flüchtigen Fußes das Land durchstreift, wer an den Geysern des Yellowstoneparks, unter den Mammutbäumen der Sierra Nevada oder an den Ufern des unteren Mississippi gestanden hat, spürt es, daß die Zeit der Wunder und Abenteuer für dies große und schöne Land noch nicht ganz vorüber ist. So lange wenigstens nicht, als noch die letzten Stammesreste der einstigen Bewohner ihr Dasein fristen und ihre Überlieferungen pflegen und noch die Märchenwunder der gewaltigen Natur, in der die freien Indianer atmeten, unter dem Pfluge und der Eisenbahn nicht ganz begraben sind. Freilich, daß sich diese Zeit mit raschen Schritten naht, ist nicht zu leugnen, und seit einigen Jahrzehnten hat sich denn auch in den wissenschaftlichen Kreisen der Vereinigten Staaten selbst die Überzeugung aufgedrungen, daß es hoch an der Zeit ist, zu retten, was sich von den Wundern Amerikas noch retten läßt. Sind auch die Vereinigten Staaten, wenige Winkel ausgenommen, nicht mehr das Land, um große Entdeckungsreisen vorzunehmen, so bieten sie dafür dem Einzelforscher auf dem Gebiete der Natur- und Völkerkunde um so mehr, und einige Ergebnisse dieser Einzelforschung aus neuer und neuester Zeit werden die Bezeichnung, die wir diesem Abschnitte gegeben, vollauf rechtfertigen.

Die vierhundert Jahre seit der Entdeckung von Amerika haben beinahe ausgereicht, um die Indianer der Vereinigten Staaten zu vertilgen. Aber sonderbar — unter den zuerst untergegangenen Völkern waren die höchststehenden an Kunst und Sitte, unter denen, deren Reste sich bis heute erhalten haben, die niedrigsten auf der Stufe der Kultur. Oder berührt es nicht sonderbar und unheimlich, unter den Völkerresten des großen Indianerterritoriums zwischen Texas und Kansas, Stämme, deren Vertreter in Washington bei den gesetzgebenden Körperschaften aus und ein gehen, noch die Söhne und Brüder von Kannibalen zu sehen? Zu wissen, daß noch vor wenig mehr als einem Menschenalter, ja vielleicht noch später, es mitten in den Vereinigten Staaten ähnliche Szenen geben konnte, wie sie vier Jahrhunderte früher die spanischen Entdecker mit Grausen auf den Inseln der Karaiben erblickten? Die Tätigkeit des staatlichen Instituts für Völkerkunde, welches seit 15 bis 20 Jahren so viel für die Sammlung aller, unter den aussterbenden Indianerstämmen noch erhältlichen Nachrichten getan hat, hat auch auf dieses dunkle Kapitel einiges Licht geworfen. (Vgl. James Mooney, Die Tonkawas, der letzte Kannibalenstamm in den Vereinigten Staaten. Globus, Bd. 82.)

Mooney, der viel unter den Indianern verkehrt und gelebt hat, bezeugt, daß seinerzeit fast alle Indianerstämme in Kanada und dem Osten der Vereinigten Staaten, wenigstens im Kriege, Kannibalismus übten, auch die Indianer von Texas waren im 17. und 18. Jahrhundert als Menschenfresser bekannt. Die schlimmsten aber von allen, die an ihrem Gebrauch bis in die neuere Zeit hartnäckig festhielten und ebenso hartnäckig sich weigerten, irgend eine geordnete Wirtschaft, sei es Ackerbau oder Viehzucht, anzunehmen, waren die Tonkawas



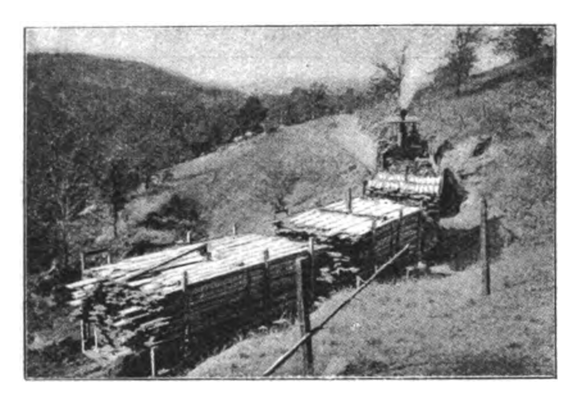
Ansicht einer typischen kalifornischen Sägemühle.

in Texas. Selbst als alle übrigen Stämme die gräßliche Gewohnheit, nach der Schlacht wenigstens das Herz des erlegten Feindes zu verzehren, abgelegt hatten, blieben sie unverbesserliche Kannibalen. Wenn es vorübergehend den Missionären gelang, auch einige Tonkawabanden zur festen Ansiedlung und gesitteten Lebensweise zu bringen, so dauerte es doch in der Regel nicht lange, bis dieselben, ihrer sagenhaften Abstammung von Wölfen sich erinnernd, wieder raubend und sengend im Lande herumstreiften. Ihre Wildheit zog ihnen die Furcht, ihre grausige Gewohnheit, die getöteten oder gefangenen Feinde zu verzehren, aber den Haß und Abscheu nicht nur der Weißen, sondern auch aller übrigen Indianerstämme zu, die sich an den Tonkawas rächten, wo sie konnten. Ja die letzteren gingen in ihrem Haß gegen die übrigen Rothäute so weit, daß sie sich, als die Amerikaner in den Vierzigerjahren Texas besetzten und auch hier der Ausrottungskrieg gegen die Rothäute begann, den Weißen oft genug als Spione und Helfer verdangen und in Gegenwart der verrohten Soldaten sich nach den Gefechten ungescheut ihren grauenhaften Festmahlen hingaben. Ihre eigene Kopfzahl wurde dabei natürlich schnell verringert und belief sich 1849 nur noch auf 600 bis 700 Individuen. Von nun an griff die Regierung der Vereinigten Staaten in ihr Schicksal ein und siedelte die Reste ihres Stammes verschiedentlich in den Indianerterritorien von Texas an. Aber weder Weiße noch Rothäute wollten die verabscheuten Tonkawas als Nachbarn dulden, und bekriegt, durch Überfälle dezimiert, verachtet und verstoßen, wanderten sie hin und her, bis der große Bürgerkrieg im Jahre 1862 ihr Schicksal völlig entschied.

Die zahlreichen Stämme des großen Indianerterritoriums von Texas schlossen sich damals teils der Regierungspartei, teils den Sklavenstaaten an, jede Armee suchte von ihnen an sich zu ziehen, was sie konnte. Nur die Tonkawas und einige andere Stämme blieben, wie sie es nannten, neutral, das heißt, sie suchten sich vermutlich die herrschende Unsicherheit zu nutze zu machen, indem sie auf eigene Faust raubten und marodierten, soviel sie konnten. Die Tonkawas lebten damals in Hütten und Zelten auf der vom Washita durchflossenen Hochebene unter der Leitung und dem Schutze einiger Weißen, u. a. eines Oberst Cooper und des Kommissärs Dr. Sturm. Diese waren allerdings auf die Seite der Konföderierten getreten, so daß die Indianerstämme, die sich für die Regierung verpflichtet und diese Gelegenheit ausersehen hatten, den verhaßten Tonkawas endlich vollends den Garaus zu machen, dabei einen gewissen Schein des Rechtes geltend machen konnten. Die Niedermetzelung, die J. Mooney wie folgt, nach den Erzählungen des Dr. Sturm, als des einzigen dabei entkommenen Weißen, schildert, ist denn auch in der amtlichen Kriegsgeschichte der Regierung als ein Gefecht zwischen den unionistischen und den Sezessionstruppen angeführt, in Wirklichkeit war es ein fürchterliches, aber nicht ungerechtes Strafgericht, das die vereinigten Indianerstämme an ihren gehaßtesten Gegnern beschlossen hatten und in der Nacht des 22. Oktober 1862 erbarmungslos vollzogen.

Es war eine kalte Nacht, und die wenigen Weißen, welche, zum Teil mit Indianerinnen verheiratet, bei und in dem Dorfe der Tonkawas lebten, saßen meist noch wachend am Feuer, als der plötzliche und unerwartete Angriff auf das Lager erfolgte. Es war mehr eine Abschlachtung als ein Kampf, so verzweifelt die Überfallenen sich auch wehrten. Die Bewohner der Regierungsagentur und der Handelsniederlassung wurden, mit Ausnahme von Sturm und einem Dolmetscher, die sich im Dunkel

retten konnten, sämtlich niedergeschossen, bevor sie die Büchse zur Verteidigung ergreifen konnten. Das Blutbad unter den Indianern war entsetzlich. Wie die Wölfe brachen die Angreifer in die Hütten der Tonkawas ein, die im tiefsten Schlafe lagen, und machten unterschiedslos Mann, Weib und Kind nieder. So rasch die Überfallenen zu Messer und Büchse griffen, so rasend sie sich wehrten, um ihren Familien Zeit zur Flucht zu verschaffen, so lag doch beinahe die Hälfte von ihnen tot, bevor der Kampf beendet war. Beendet teils, weil die Angreifer, die ebenfalls starke Verluste hatten, sich zurückzogen, teils weil die Überfallenen sich, soweit sie noch lebten, hinter den Washitafluß gerettet hatten. Sturm sammelte sie nebst den noch lebenden Verwundeten und führte sie zum Fort Arbuckle. Aber mit Entsetzen sah er, daß selbst dieser furchtbare Schlag die grausige Gewohnheit der ihm Anvertrauten nicht hatte brechen können. Nicht allein führten die Tonkawas auf ihren Pferden große, blutende Fleischmassen mit, die sie aus den warmen



Eine Holzladung wird durch eine Lokomotive über eine Anhöhe befördert.

Leibern ihrer gefallenen Feinde geschnitten, sondern sogar einige Gefangene, die sie, wer weiß wie und wo, bei dem schrecklichen Gemetzel hatten machen können, wurden mitgeschleppt. Sturm konnte es nicht verhindern, daß außer der Verzehrung der Leichenteile noch in derselben Nacht einer der Gefangenen am Lagerfeuer geschlachtet und gekocht wurde. Mit Ekel wandte er sich von den Kannibalen und schlug sein Lager abseits auf, wo er noch lange die Triumphgesänge und Tanzweisen der Tonkawas vernahm...

Lange wanderte der Rest des Stammes nun wieder heimatlos, geächtet und verflucht, umher. Als sie 1884 wieder zwangsweise in einer Indianer-Reservation angesiedelt wurden, waren es noch ungefähr 90, heute ist ihre Zahl auf 50 gesunken. Das Andenken ihrer Taten ist dagegen bei allen anderen Indianerstämmen noch frisch und lebendig. So schreibt Mooney, daß die Kiowa, bei denen er sich einige Zeit aufhielt, ihm schreckliche Dinge von diesen Kannibalen erzählten. Sie waren unfähig, auf den Genuß des Menschenfleisches zu verzichten, und wenn es keinen Krieg und keine erschlagenen Feinde gab, so überfielen sie friedliche Wanderer, Weiber und Kinder, um sie zu schlachten. Manche Spur eines verschollenen Wanderers endete vor dem Lager der Tonkawa. Auch ein alter Lipanindianer erzählte dem Forscher, daß ihm selber die Tonkawa vor 30 Jahren einmal einen gefangenen Indianerknaben geraubt und denselben sofort zur Mahlzeit geschlachtet hätten. Er ritt den Spuren des Vermißten nach, die ihn zum Lager der damals sogar mit den Lipan befreundeten Tonkawa führte. Die letzteren gaben zu, den Knaben erschlagen zu haben, und führten ihn sogar zu dem rauchenden Kessel mit den Beweisen ihrer Tat. Sie erzählten harmlos, sie hätten es aus Hunger getan und nichts Schlimmes darin gesehen, es sei ja nur ein Kommanche-Knabe gewesen, also eigentlich ein gemeinsamer Feind. Weißzahn, so hieß der Lipanindianer, mußte seinen Grimm hinunterschlingen, da er bereits die Friedenspfeife mit den Tonkawas geraucht hatte. Er wies zwar mit Abscheu die Aufforderung zurück, an dem scheußlichen Mahl teilzunehmen, war aber trotzdem Zeuge der Schmauserei, die in ein wirkliches Freudenfest ausartete.

Heute wollen die noch übrig gebliebenen Stammesmitglieder von diesem Gebrauch nichts mehr wissen, und selbst die alten Leute unter ihnen, die sicherlich noch an mehr als einer Kannibalenmahlzeit teilgenommen haben, weisen die Möglichkeit, daß dergleichen je in ihrem Stamme vorgekommen sein könne, weit von sich. Mooney lernte 1898 einige Tonkawas in Washington kennen, und als er sie zufällig bald darauf in Omaha abermals traf, gelang es ihm, ihre nähere Bekanntschaft zu machen und von ihnen viel über die Sitten ihres Stammes zu erfahren. Sie erzählten ihm von der schrecklichen Oktobernacht anno 62, die ihnen als das gewaltigste Ereignis ihres Stammes noch vor Augen stand. Der eine von ihnen, der Häuptling Sentali, war damals ein neunjähriger Junge gewesen und erinnerte sich des Überfalls noch sehr gut. Seine Mutter war mit ihm in eine wilde Schlucht des Flußtales entronnen und hatte so beide gerettet. Sein Begleiter war ein ganz alter Mann, der bei jenem Überfall sicherlich tüchtig mitgestritten hatte. Als ihn aber der Amerikaner mit aller Vorsicht auf das Gebiet des Kannibalismus brachte, war es mit der Redseligkeit der beiden alsbald vorbei. Keiner von ihnen hatte von derlei Begebenheiten je ein Sterbenswörtchen gehört, und der Alte hatte die Frechheit, Mooney mit der unschuldigsten Miene aufzufordern, „er möchte ihm doch erzählen, wie es dabei zuginge!" In Nordamerika mögen wohl die Tonkawa das letzte derart unzivilisierte Volk gewesen sein, in Südamerika ist dagegen der Kannibalismus bei einigen Völkern der Amazonaswälder sicher noch ebenso stark vertreten, wie beispielsweise unter den Negern des Kongo.

Keineswegs übrigens sind die Indianer bei ihrem stoisch-brutalen Charakter weicheren Regungen unzugänglich, und wie Steinmetz, Lasch und andere nachgewiesen haben, ist sogar Selbstmord aus religiösen Motiven, ganz besonders aber aus verschmähter oder unglücklicher Liebe, bei ihnen nicht ganz selten. Einen neuen und durch seinen Helden besonders merkwürdigen Fall dieser Art teilen wir aus dem nordwestlichen Nordamerika mit. Im Bear-Paw-Gebirge in Montana lebte

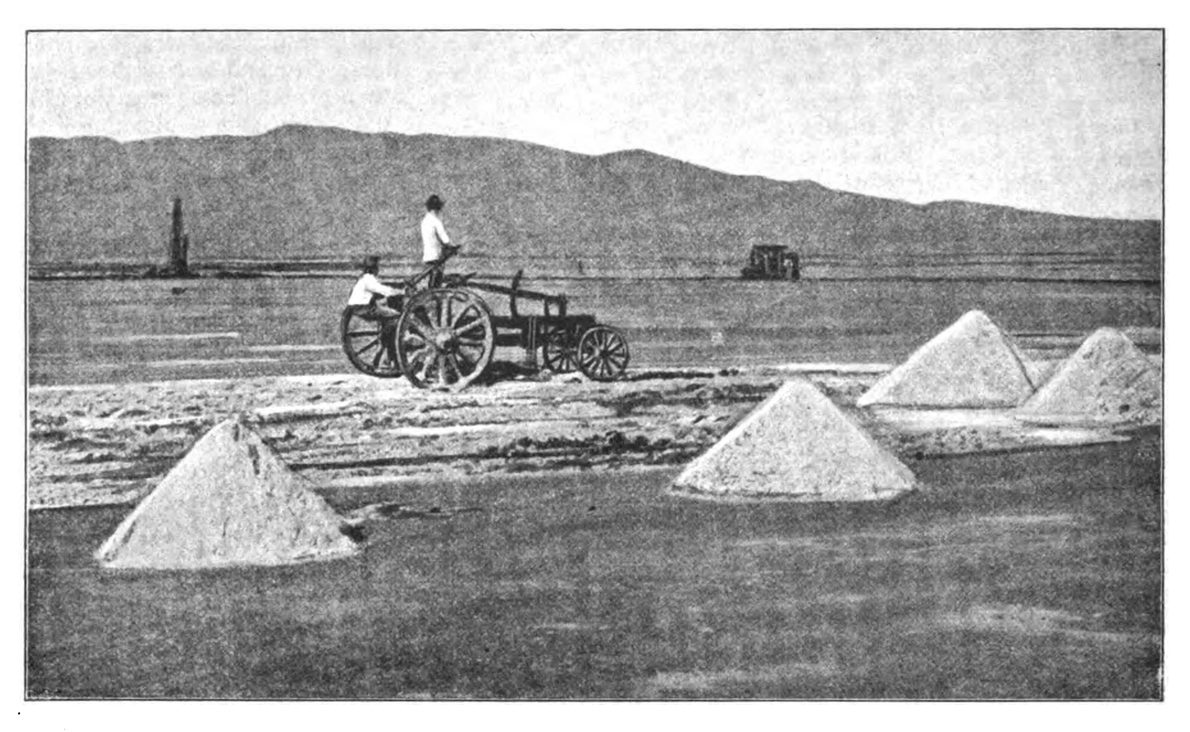


als letzter Sproß eines berühmten rothäutigen Geschlechtes der Häuptling „Bear-Afraid-of-the-Wolf", ein Vollblut-Sioux, nach dessen sagenhaft berühmten Ahnen „Weißer Bär" der Weiße Bärensee bei St. Paul seinen Namen trägt. „Bear-Afraid-of-the-Wolf" wäre wie kein anderer geeignet gewesen, das edelste Indianerblut fortzupflanzen, denn seine Squaw war eine direkte Enkelin des berühmt-berüchtigten Sitting Bull, der noch im Jahre 1890 im Judithgebirge die Hochzeit beider feiern half und dazu beitrug, sie zu einem blendenden Feste zu gestalten. Aber mit seinem edlen Blute vereinte unser Häuptling sehr wenig häusliche, wenn auch für hochedle Herren gerade nicht unerhörte Lebensgewohnheiten. Um es kurz zu sagen, er war ein echter Herum- und Durchtreiber, der unter den rothäutigen Jungfrauen seines Territoriums als Don Juan bald einen Ruf erwarb, zu Hause aber zum Ärger von Sitting Bulls Enkelin selten anzutreffen war. Zerfallen mit Weib und Heimat, trieb sich der Siouxheld jahrelang unstet im nördlichen Montana umher, bis ihn endlich, den vielfachen Herzensbrecher, das eigene Geschick ereilte. Er sah ein Mädchen aus niederem Stande, ja aus einem von den Sioux nur über die Schulter angesehenen Stamm, dem der vagabundierenden Crees. Er sah die schöne Moonbeam (Mondenstrahl), liebte sie und — konnte sie nicht erreichen! Moonbeam liebte einen ihres Stammes und ließ den edlen Siouxhelden schmählich abfallen. Das mochte endlich im Herzen „Bear-Afraid-of-the-Wolfs" einiges Licht anzünden. Von seinem Stamme war er so gut wie verstoßen, seine Squaw verachtete ihn, seine Macht, die Herzen der Mädchen zu brechen, war dahin — er beschloß, die ewigen Jagdgründe aufzusuchen. Auf seinem Roß, das zweite Pferd am Zaum, ritt er langsam davon... Drei Tage später fand man seine gefrorene Leiche in der Steppe, er hatte erst seine beiden Pferde und dann sich selbst erschossen, auf den Geistern seiner Rosse war der seinige dann in die glücklichen Jagdgefilde hinaufgesprengt. Die Geschichte machte durch die Person des Selbstmörders und die Umstände seines Todes, die sich bald herumsprachen, Aufsehen, sowohl bei den Sioux als unter den Crees. Der Leichnam wurde feierlich eingeholt, und große Totenfeste mit viel Wehklagen und allerlei barbarischen Feierlichkeiten wurden zu Ehren des letzten Sprossen eines vornehmen Siouxgeschlechtes abgehalten.


Kalifornische Mammutfichte.

Aber es sind nicht die aussterbenden Rothäute allein, welche in die heutige Kultur der Vereinigten Staaten hineinragen, wie ein wundersames Denkmal der Vergangenheit. Auch die große Natur leidet unter dem alles Ungewöhnliche wegmähenden Einfluß der Zivilisation. Wo sind die stolzen Wälder der Sequoia gigantea geblieben, der prächtigen Riesenbäume, die noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Abhänge der Sierra Nevada in anscheinend unerschöpflicher Fülle bedeckten? Nach Berdau, der in Petermanns Mitteilungen (1902, Heft 1) nähere Angaben über die noch vorhandenen Sequoia-Bestände macht, hat die Wäldervernichtung der Amerikaner ihr Werk bald vollendet. Eine amerikanische Sägemühle ist wie ein gefräßiges, unersättliches Ungeheuer, das den prächtigen Wald nicht Morgen-, sondern Hektarweise verschlingt, und wenn man hört, daß 42 solcher riesigen Holzfabriken gleichzeitig die ehemaligen Urwälder Kaliforniens auszurotten bestrebt sind, so darf man nicht erstaunt sein, wenn sie ihr Ziel, die Abholzung der Sierra und damit eine vollkommene Vernichtung der regelmäßigen Bewässerung, bald werden erreicht haben.

Stellen, wo die Mammutfichte noch in älteren Exemplaren vorhanden ist, gibt es heute nur noch wenige. Die beiden berühmten Sequoia-Reservationen der Bundesregierung, nämlich der Sequoia- und der Grand National Park enthalten überdies nur sehr mäßige Bäume und fast kein einziges der stattlichsten Exemplare. Viel größere stehen in dem von der kalifornischen Regierung als Staatseigen-



Auspflügen des Salzes im Saltonsee.

tum erklärten Mariposa Grove beim Dorfe Mariposa und im Calaveras Grove, einem ganz kleinen Gehölz an den Quellen des Deer Creek, welches der Amer. Lumber Dealers Association gehört und die prächtigsten Sequoias enthält, die überhaupt noch existieren.

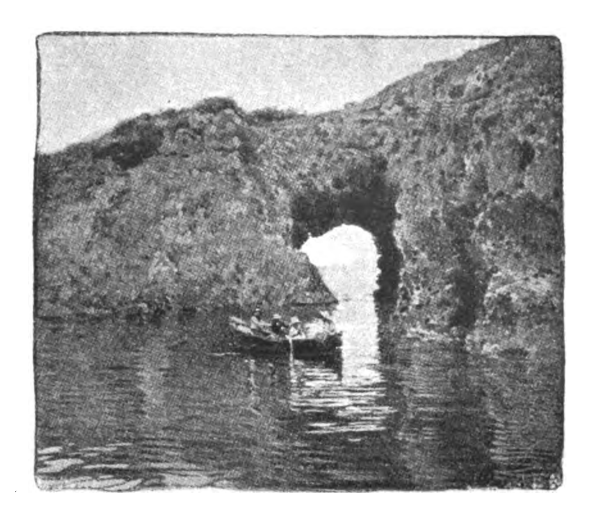
Ihre Größe und ihr ungeheures natürliches Alter, das bis zu 1500 Jahren betragen kann, verdanken die Mammutfichten vor allem der Härte ihres Holzes und ihrer Rinde. Selbst letztere ist geradezu eisenfest und von einer solchen Widerstandsfähigkeit gegen die Flamme, daß man schon ein gewaltiges Schmiedefeuer anzünden muß, um ein armdickes Stück Rinde zu verbrennen. Das Holz selber ist steinartig hart und setzt den Angriffen des Menschen ebensoviel Widerstand entgegen, wie dem Zerstörungswerke der gewöhnlichen Parasiten. Ein Waldbrand, der alles Unterholz vernichtete, mußte unter den Mammutbäumen ebenso ergebnislos dahinrasen, wie in Australien unter den Eukalyptusriesen, die der Sequoia an Härte, Alter und riesigem Wuchs am nächsten stehen. Trotzdem ist der unersättliche Mensch mit Tausenden dieser Waldesriesen in einigen Jahrzehnten fertig geworden. Für Säge und Axt unangreifbar, unterliegen die Stämme mit Sicherheit einem eigentümlichen Instrument des amerikanischen Holzfällers, dem Dampfdrillbohrer. Die 6 bis 15 Meter dicken Stämme werden mit diesen langen Bohrstangen von allen Seiten bis zum Zentrum durchlöchert, bis der Baum nahezu abgelöst auf seinem breiten Sockel steht. Selbst dann ist das Umlegen noch eine schwere, mindestens gefahrvolle Arbeit. Lange, harte Keile mit eisernem Schuh werden dicht nebeneinander so lange in die Fuge getrieben, bis der Stamm sich zum Sturz neigt. Zuweilen kann das lange dauern. Als der herrliche „Old Hercules" im Calaveras-Park, der an der Wurzel 71 Meter Umfang hatte und 107 Meter hoch war, gefällt wurde, arbeiteten fünf Mann über fünf Wochen mit dem Drillbohrer, bevor der Sockel des Riesen hinreichend durchlöchert war. Dann wurden fünf Tage lang Keile eingetrieben, die am unteren Ende anderthalb Fuß dick waren. Als davon 24 Stück im Stamm saßen, stand er wohl schräg, aber unerschütterlich. Mittags saßen die Leute in ihrem Zelte und berieten, ob man zum Dynamit greifen solle, um den Koloß umzulegen. Inzwischen hatte ein kräftiger Wind eingesetzt, und in den Lüften erhob sich ein auffallendes Brausen und Rauschen. Einer sprang vor das Zelt und gleich darauf hörten die anderen ihn mit dem Schreckensruf: „Der Baum stürzt!" davonjagen. Sie sprangen empor und sahen die gigantische Masse der Sequoia sich majestätisch in der Richtung gegen das Zelt neigen. Aber der Riese brach so langsam zusammen, daß sie Zeit hatten, 150 Yards seitwärts zu laufen, bevor er den Boden berührte. Das geschah unter fürchterlichem Krachen, Splittern und einem Donner, der den Boden eine halbe Meile in der Runde zittern ließ. Außer dem Zelt wurden 174 starke Bäume, zum Teil mehr als 3 Fuß dick, zermalmt.

Zwischen den noch stehenden Bäumen des Calaveras-Parkes liegen verschiedene Stämme zum Teil seit langer Zeit am Boden, gar nicht oder nur teilweise benützt. So liegt der Baum »Miners Cabin« schon länger als 40 Jahre, er hatte beim Fällen 13 Meter Durchmesser an der abgeschnittenen Stelle und ist noch heute, nachdem ein großes Stück fortgeschafft worden, 92 Meter lang. Die hohle »Noahs Arch« wurde einmal vom Sturme gefällt, in die Höhlung des Stammes können drei Reiter nebeneinander 18 Meter tief hineinreiten, bis auf 27 Meter gelangte ein einzelner Reiter, während man gehend und kriechend

noch viel tiefer in den Tunnel verfaulten Holzes gelangt. In einem anderen ebenfalls vor Altersschwäche gestürzten Stamm fanden einmal 34 Rinder Unterkunft bei einem Schneesturm. Von der größten Schandtat, die in diesen Hainen gegen die Natur begangen ward, zeugt der Stumpf eines ehemals 124 Meter hohen Baumes, der gestürzt ist, und dessen Sockel später geglättet wurde, um einen geräumigen Pavillon darauf zu errichten. Eine Bande englischer „Weltreisender", Reisender von dem Schlag, der auch im Höchsten der Natur lediglich sein kleines Ich spiegelt, hatte einmal die meterdicke Rinde des Baumes ringsum auf 9 Meter Höhe abgelöst, um in London einen Saal davon zu erbauen. Der Baum starb natürlich ab. Am Eingang zum Dorfe Calaveras sieht man noch zwei ebenmäßige prachtvoll erhaltene Bäume, die einen erhabenen Anblick gewähren, obwohl sie „nur" 90 Meter hoch sind.

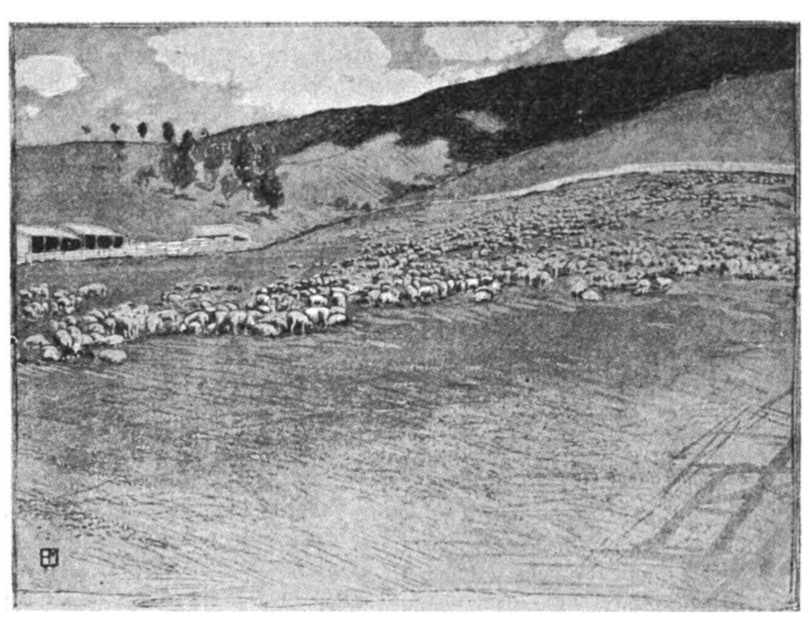
Die meisten Stämme im Mariposa Grove sind übrigens bedeutend kleiner, einer der gewaltigsten, »Grizzly Giant«, hat am Boden einen Durchmesser von beinahe 10 Meter. Im ganzen mag dieser Hain, dessen Umfang nur 2500 Meter beträgt, noch 90 bis 100 Bäume enthalten, die mehr als 60 Meter Höhe besitzen.

Übrigens haben nicht nur die Gebirge von Kalifornien ihre Wunder, sondern auch die Ebenen. Beschreiben wir unter ihnen nur noch das kürzlich von Ch. F. Holder besuchte und im »National Geographical Magazine« ausführlich geschilderte Salzlager von Salton. Wer auf der dem ehemaligen Salzsee benachbarten Pacific-Eisenbahn daran vorüberfährt, erblickt in einer einige 100 Fuß betragenden Bodensenkung ein weißes, schneeartig glitzerndes Feld, über welchem man in den Morgenstunden zuweilen merkwürdige Luftspiegelungen wahrnehmen kann. Aber dieses Schneefeld liegt unter einer tropischen Sonnenglut da, die sich im Hochsommer auf 75° C. steigert und in welcher nur Indianer fähig sind, die sehr einfachen Arbeiten der Salzernte zu verrichten. Von dem 400 Hektar großen, fast mit reinem Steinsalz erfüllten Becken unterliegt bis jetzt kaum der hundertste Teil der Ausbeutung, die man sich ähnlich wie die Arbeit eines europäischen Dampfpfluges vorstellen muß. Der vierräderige Pflug wird von Dampfmaschinen über die Salzfläche hin und her gezogen und bricht dabei die Oberfläche in starken Schollen auf. Indianer sammeln diese Stücke und türmen sie zu hohen, spitzen Haufen, in denen die Sonne das feuchte Salz vortrocknet. In Trockenhäusern wird es vollkommen getrocknet und dann gemahlen. Da mehrere Pflüge vorhanden sind, von denen jeder 700 Tonnen Salz täglich bricht, so ist die Ernte bedeutend. Das Sonderbarste ist jedoch, daß sich das Lager nicht erschöpft, sondern unausgesetzt erneuert. Die in das Bassin einströmenden, wahrscheinlich sehr salzhaltigen Bäche unterliegen, wenn ihr Wasser sich ausbreitet, einer so intensiven Verdunstung, daß sich ständig eine neue Schichte reinen, abgelagerten Kochsalzes bildet. Im Gegensatze zu den großen abflußlosen Salzbecken, Seen und Steppen des westlichen Nordamerika liegt dieses an der Küste und ist wohl in verhältnismäßig junger Zeit durch Landerhebung von einem Becken des Ozeans abgeschnürt worden.



Höhle auf der Nordküste von Santa Cruz.

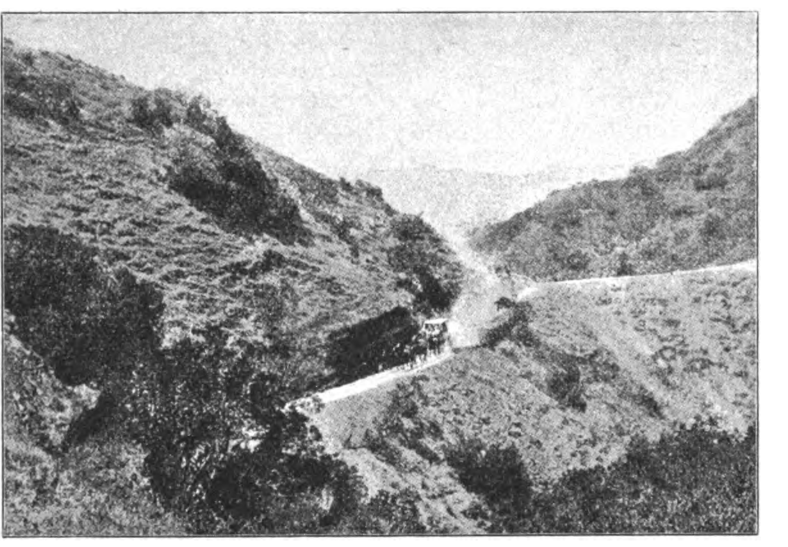
Von den Indianern der Missouriländer und den Wäldern der stolzen Sierra niedergestiegen zum Strande des Weltmeeres, wollen wir von diesem nicht scheiden, ohne auch auf seine, just am Gestade von Kalifornien am berückendsten entfaltete Märchenpracht einen Blick zu werfen, wie die neuen Forschungen Bennets in diesem Gebiete es nahelegen.



Schafherde auf Santa Cruz.

„Die langen Wogen des Stillen Ozeans spiegelten auf viele Meilen hinaus die goldigen Strahlen der sinkenden Sonne wieder. Die fernen Felseninseln der Farallones hoben sich mit ihren kühnen Konturen scharf vom Horizont ab. Auf den hohen wogenumspülten Felsklippen zu unseren Füßen tummelten sich Hunderte von Seehunden in lustigem Spiel, manche Flächen waren von den unförmigen Tieren buchstäblich bedeckt. Dumpf dröhnend schlug die Brandung der Wellen an die Klippen, auf deren Terrasse wir uns befanden. Auf ihrem Wege von Japan und China hieher stießen sie doch gerade zu unseren Füßen zum erstenmal auf festes Land und brachten ihre Grüße aus dem Lande der Mongolen." So schildert in verführerischen Farben E. v. Hesse-Wartegg den berühmten Blick vom Cliffhouse bei San Franzisko auf den Stillen Ozean. Jeder Besucher dieses paradiesischen Stückes Erde bezeugt, daß die Perle jener unvergleichlichen Aussicht der Blick auf die Farallones ist. Vielen Lesern wird es auch bekannt sein, daß man unter dieser Bezeichnung mehrere kühn geformte, vor der Küstenstrecke des „Goldenen Tores" in der Brandung liegende Felseneilande versteht, von denen sich übrigens ein spärlicher Kranz auch an der weiter südlich gelegenen Küste von Oberkalifornien erstreckt. Einst, unter einem wahrscheinlich noch feuchteren Klima, von Indianern, vielleicht sogar von mehreren Völkerstämmen nach einander bewohnt, weisen heute die mitten im Wasser liegenden Inseln ein beinahe wüstenhaftes Klima auf und sind größtenteils unbesiedelt, mit Ausnahme einiger Schafhirten, die dort ihre Herden halten. Sonst findet sich selten ein Besucher, noch seltener jemand, der an diese einsamen Klippen des Stillen Ozeans die Mühe eingehender Forschung verwendet. Neuerdings ist das von seiten des Amerikaners J. E. Bennet geschehen, über dessen Besichtigung der Farallones und der südlich gelegenen größeren Inseln „Globus" (Bd. 80) berichtet.

Während die eigentlichen Farallones nur wenige Quadratkilometer groß sind und wie kompakte, nur am Grunde von der Brandung eigenartig ausgewaschene und zernagte, vegetationslose Granitblöcke aus dem Meere ragen, haben die südlichen, aus tief zerfressenem Basalt bestehenden Eilande teilweise eine erheblichere Größe von 1 bis 2 Quadratmeilen; einige von ihnen, besonders Santa Cruz, Santa Rosa und Santa Catilina, sind sogar 4 bis 5 Quadratmeilen groß und wenigstens zur Zeit der Regen und Nebel nicht ohne eine dürftige Pflanzendecke. Santa Catilina, die sich vor den übrigen Inseln durch ihre scharfgratigen, bis 650 Meter emporsteigenden Gebirgsketten auszeichnet und zahlreiche Quellen besitzt, hat sogar einige schattenspendende Haine aufzuweisen und ist das ganze Jahr in freundliches Grün gehüllt. Die meisten Inseln bringen nur zur Regenzeit (im Winter) eine kümmerliche Weide hervor, die von Tausenden von Schafen mit Gier und bis auf das letzte Hälmchen abgefressen wird. Die Zucht der genügsamen Schafe hat sich seit ihrer Einführung in den Fünfzigerjahren hier erhalten, und die Tiere haben sich sogar sehr stark vermehrt, so daß ihre Zahl auf den verschiedenen Inseln jetzt an 60.000 betragen mag. Freilich geht es ihnen in der langen trockenen Jahreszeit, wenn nicht nur das Futter knapp wird, sondern zuweilen auch das in Felsvertiefungen während der Regenzeit angesammelte Wasser ausgeht oder faulig und ungenießbar wird, ziemlich schlecht, und in manchen Jahren müssen infolge Futter- oder Wassermangels auf einzelnen Inseln Tausende von Schafen geschlachtet werden. Auf Santa Cruz wurden z. B. 1887 nicht weniger als 25.000 Schafe geschlachtet, um sie nicht verhungern zu lassen. Die Zucht würde in diesem Umfange übrigens unmöglich sein, wenn nicht in den Frühlingsmonaten so andauernde und schwere Nebel in dieser Küstenregion herrschten, daß sie die dünne Bodenschicht gleich wirklichen Regengüssen durchfeuchten. Auf einigen der Inseln kommen übrigens noch wilde Schweine und Ziegen vor, Überbleibsel aus einer der früheren Besiedlungsperioden.



Avalon auf St. Catilina.

Wunderbare Erosionswirkungen hat das Spiel der Wellen, der Brandung, der Ebbe und Flut an diesen öden Felsgestaden hervorgebracht. Die Durchwaschung schmaler, ins Meer ragender Felszungen mit bogenförmigen Toren, wie auf Helgoland, ist häufig, aber oft gehen diese Höhlen weit ins Innere, so daß man sich kaum vorstellen kann, wie die Wellenwirkung sie gestaltet hat. Die Paintet Cave bildet eine lange Folge nach innen zu immer flacher werdender Bogen, aus denen Seitengänge in geheimnisvolle Tiefen führen. Die Höhle ist



bereits auf nahezu $\frac{1}{2}$ Kilometer verfolgt und erhält in dieser Tiefe plötzlich wieder Licht durch irgend welche Spalten oder Öffnungen, und die unterirdischen Gewässer spiegeln in magischer Beleuchtung die Felskonturen wider. Auf einer der Farallones haben die Wellen, wohl im Verein mit einer langsamen Hebung des Landes, eine röhrenartige, lange Höhlung in den Felsen gewaschen, die sich schräg ansteigend weit ins Land erstreckt und aus welcher beim Ein- und Ausströmen der Wellen rhythmisch ein heftiger Windstoß hervorbricht. Aber auch oben auf den Felsen hat das Wasser, hier in Gestalt der winterlichen heftigen Regen, seine Spuren eingegraben. Da sind Nadeln, Grate und Tische herausgearbeitet, enge Schluchten und tiefe, topfartige Löcher eingewaschen, in denen sich das Regenwasser in solchen Mengen sammelt, daß es monatelang zum Tränken der Schafe dient und früher durch Fäulnis unbrauchbar wird, als versiegt.

Das Klima ist, besonders auf den Farallones, nichts weniger als schön. Kalte, heftige Winde sausen zu allen Jahreszeiten über die nackten Felsen, und in den Nachmittagsstunden legt sich in den kälteren Monaten ein dicker weißer Nebel über die Inseln wie eine Schicht von Watte. Die Wärter des Leuchtturmes auf den Farallones gehören trotz der Nähe der Küste sicherlich zu den einsamsten, verlassensten Bewohnern des Stillen Ozeans. Alle drei Monate bringt ihnen der Regierungsdampfer neue Vorräte, und zuweilen bedarf es tagelangen Kreuzens und Wartens, bevor die Brandung erlaubt, ans Ufer zu kommen. Auch die größeren südlichen Inseln sind nur spärlich bewohnt, die meisten nur von einigen Hirten. Nur auf Santa Catilina haben sich infolge der günstigeren Bewässerungsverhältnisse einige kleine Kolonien gebildet. Die Bewohner leben wohl meist vom Fischfang, vom Eiersammeln und von der Gewinnung einer merkwürdigen Muschelart, die auf den Riffen von Anakapa vorkommt, und deren Schalen wie die der Perlmuscheln zu Perlmutter verarbeitet werden. Die Muscheln selber werden als Delikatesse nach China exportiert.

Unendlich sind die Vogelmengen, die auf diesen Felsen, vor allem auf den unbewohnten Farallones nisten. Gewaltige „Vogelberge", aus aufgetürmtem Guano bestehend, ragen an den Abhängen der Klippen, und das Einsammeln der Eier hat lange Zeit ein einträgliches Geschäft gebildet. Besonders die Eier der gewaltigen und schwerfälligen Lummen, welche offen an den Felshängen brüten, sind seit den Fünfzigerjahren, als Kalifornien des Goldes wegen plötzlich stark besiedelt wurde, viel gesammelt. Damals — Lebensmittel waren begreiflicherweise in den ersten Jahren der Goldgräberei knapp — wurden die kolossalen und dabei wohlschmeckenden Lummeneier mit einem Dollar pro Dutzend bezahlt. Später sank der Preis sehr stark und das Sammeln entwickelte sich in solchem Maße, daß das Eingehen der Brutplätze befürchtet werden mußte. Die Regierung ließ deshalb, da Verbote nichts fruchteten, die Eiersammler mit Gewalt fortjagen. Später erhielt eine Gesellschaft von Italienern und Griechen nochmals die Erlaubnis, Lummeneier auf den Farallones zu sammeln, ihre Tätigkeit führte aber zu so viel Unzuträglichkeiten, daß die Vögel neuerdings wieder unter den Schutz der Regierung gestellt worden sind

Der Untergang von St. Pierre und das mittelamerikanische Vulkangebiet.

Die Katastrophe von Herkulanum und Pompeji hat sich wiederholt, ja die Wiederholung hat sich in ungleich schrecklicherer Form und Stärke abgespielt, als das von **Plinius** so klassisch geschilderte Ereignis des Jahres 79 unserer Zeitrechnung. Jäh und fürchterlich brach das Verhängnis am 8. Mai 1902 über die blühende Stadt St. Pierre und später über den größten Teil von Martinique herein. Hier, wo nicht die vielen Einzelschilderungen der großen Katastrophe wiederholt, sondern nach Möglichkeit die inneren Zusammenhänge des vielleicht auch jetzt noch nicht erschöpften Aufruhrs im Antillengebiete dargestellt werden sollen, sei es an einer kurzen Wiedergabe der Ereignisse genug.

Die Insel Martinique, eine der blühendsten und dichtbesiedeltsten Kolonien Frankreichs, war von vulkanischen Ereignissen seit 50 Jahren verschont worden. Als der 1350 Meter hohe Mont Pelée Anfangs Mai begann, Dampfwolken auszustoßen und den Wasser- und Schlamminhalt seines geräumigen Kraterbeckens langsam auszuwerfen, hätte man Unheil ahnen können, aber selbst wenn die Bewohner der nördlichen Insel und der Stadt St. Pierre einen starken in den nächsten Tagen erfolgenden Ausbruch erwartet und Vorsorge gegen ihn getroffen hätten, wäre höchstwahrscheinlich die Schwere der Katastrophe um nichts gemildert worden. Niemand konnte vorhersagen, daß sich die Tätigkeit des bis dahin harmlosen Berges in der fürchterlichen Weise entladen werde, wie es am 8. Mai geschah. Einige Tage hatte sich der Mont Pelée begnügt, kochende Wasser- und Schlammströme auf die Plantagen seiner Abhänge hinabzusenden, die freilich mehr Schaden anrichteten, als ein normaler Ausbruch wohl verursacht hätte, die aber immerhin noch nichts besonders Schreckenerregendes enthielten. Das sollte ohne jede weitere Ankündigung, gleichsam über Nacht, kommen.

Es war etwa um die achte Morgenstunde des genannten Tages, als der Gasdruck des Innern, dem die Schale des Berges bisher widerstanden und dem leider keine offene Röhre und kein tätiger Krater als Sicherheitsventil zu Gebote stand, sich in einer entsetzlichen Explosion Luft machte, indem er die Flanke des Berges aufriß. Unglücklicherweise für die Bewohner von St. Pierre erfolgte das Aufbersten an dem südlichen Abhang, durch eine alte, unter dem Namen Etang sec bekannte Spalte, aus der nunmehr der ganze Inhalt, Asche, Laven, Bimsstein und vor allem die verderbenbringenden Gase in horizontaler Richtung wie aus der Mündung einer Riesenkanone gegen die unglückliche Stadt entsendet wurden. In der Tat ereilten die salz- und schwefelsauren Gase, die in einer Luftdruckwelle von unglaublicher Geschwindigkeit sich über die Stadt wälzten, ihre Opfer

früher als Feuer, Asche und Steine; weitaus die meisten von den 40.000 Opfern, welche die Katastrophe forderte, sind den späteren Nachforschungen zufolge den Erstickungstod gestorben. Selbst von den anfangs Geretteten erlagen die meisten binnen kurzer Zeit den Lungenkrankheiten, die sie sich in der total vergifteten Atmosphäre von St. Pierre zugezogen hatten.

Das Werk, welches diese Gase begannen, wurde vom Feuer, Luftdruck, von Asche und niederstürzendem Gestein vollendet. Ein betäubender Krach, dem ein unaufhörlicher Donner folgte, eine schwarze, von Blitzen und Flammen durchzuckte Wolke, die mit fabelhafter Schnelligkeit gegen die Stadt sich wälzte, waren die von den überlebenden Augenzeugen wahrgenommenen Anfangserscheinungen, dann folgte ein die Luft verdunkelnder Aschenregen, ein Orkan, der auf der Rhede von St. Pierre fast sämtliche Schiffe kentern ließ, die zum Teil bereits von den Flammen ergriffen waren. Binnen wenigen Minuten war die große Stadt, waren aber auch zahlreiche Dörfer und Villen der Umgebung ein Trümmerhaufe und ein großes Grab.

Die Rettungsversuche und Untersuchungen, die sofort nach dem Ereignis begannen, zeigten eine Reihe ganz merkwürdiger und erstaunlicher Wirkungen. Die Körper der Getöteten zeugten von der ungeheuren Glut, die im Augenblick des Ausbruches über die Stadt dahingewälzt worden war. Aus dem Fort von Morne d'Orange waren vierzöllige Geschütze 30 Meter weit fortgetragen. Ein kolossales Erzstandbild der Jungfrau Maria schleuderte der Luftdruck 40 Fuß zur Seite. Aber mit alledem war nichts einem Erdbeben Ähnliches verbunden, ja eine Reihe sehr kundiger Fachgelehrter haben übereinstimmend die Ansicht geäußert, daß es sich auf Martinique um ein lokal beschränktes und — im geologischen Sinne — verhältnismäßig harmloses Ereignis gehandelt hat. Borchgrevink, der alsbald nach der Katastrophe und später noch einmal ihren Schauplatz besuchte, um Studien über die Ursachen und den Umfang des Ausbruches zu machen, schrieb in seinem Berichte für die „Westminster Gazette" allerdings, die geologischen Ereignisse in Westindien dürften mit den Ausbrüchen des Mont Pelée und des Vulkans La Soufrière auf St. Vincent ihr Ende noch nicht erreicht haben, was ja auch durch die Fortsetzung der vulkanischen Entladungen im Herbst 1902 bereits seine Bestätigung fand. „Es liegt auf der Hand," sagt er, „daß die Erdkruste sowohl oberhalb des Wassers als auf dem Grunde des Karaibischen Meeres sich in Erregung befindet und daß beständig Änderungen stattfinden. Der Mont Pelée auf Martinique und La Soufrière auf St. Vincent stehen in engster Beziehung zueinander. Sobald die Tätigkeit des einen aufhört, zeigt der andere Neigung zu Ausbrüchen, und auch auf den übrigen in der Nähe liegenden Inseln, wo diesmal kein Ausbruch stattfand, waren Anzeichen dafür vorhanden, die auf eine Verbindung zwischen dem Pelée und der Soufrière hindeuteten. Jedenfalls ist noch ein sehr starker Druck in der Erdrinde vorhanden."

In der Tat sind die Berge, besonders der Pelée, monatelang nicht zur Ruhe gekommen. Aus der hie und da berstenden Erde brachen immer wieder Rauch- und Feuersäulen. Schweflige Dämpfe und kochende Schlammergüsse, zuweilen auch Aschenregen, ließen die Bewohner von Martinique, bis in die südlichsten Teile, die man anfänglich für vollkommen sicher gehalten, nicht zum Gefühl der Erleichterung gelangen. Man sprach von kleinen versunkenen Inseln, ja von Teilen Martiniques selbst, welche das Meer zu verschlingen drohe, trotzdem drangen die im Mai aus der nördlichen Hälfte der Insel entflohenen Landbewohner auf die Erlaubnis zurückzukehren.

Im Juni wurde die Bildung mehrerer neuer Krater beobachtet, die sich zunächst mit gelegentlichem Ausstoßen von Rauch begnügten. Im August aber schien die Sache zum zweitenmal kritisch zu werden. „Am 24. August", schrieb eine Zeitung in Fort de France, „sahen wir vom Kai des Carbet deutlich den Gipfel des Vulkans, auf dem unter einem Funkenregen eine weißglühende Flamme brannte. Es war wie ein angezündeter Kegel, den eine Rauchsäule überragte. Die Bewohner schienen nicht unruhig, weil sich dasselbe Schauspiel seit einiger Zeit jeden Abend zeigte. Aber am 25. August war das Bild verändert, der Anblick war geeignet, die Mutigsten zu erschrecken. Der Berg spie eine dicke Rauchwolke aus, die sich in der durchsichtigen Luft unter einer leuchtenden Sonne erhob. Sie stieg wie kochend empor und rollte in flockigen Spiralen durch den Luftraum. Gegen 5½ Uhr schien dieser Rauch sich zu verdunkeln. Am Abend sah man eine lodernde rote Feuersäule aus dem Krater steigen."

Es waren in der Tat die Anzeichen des Sturmes. Am 30. August begannen die Ausbrüche von neuem und am Abend steigerten sie sich zu einer zweiten Katastrophe, die eine Reihe von Dörfern vernichtete und 3000 Tote und Verwundete hinterließ. Die Gasausbrüche schienen diesmal weniger beteiligt (ihre Wirkung wird naturgemäß geschwächt, wenn die senkrecht emporgeschleuderten Gase nicht unmittelbar die bewohnten Orte treffen), dagegen richteten fallende Steine, Feuersbrünste, kochende Wasser- und Schlammströme unsägliches Unheil an. Jetzt war das Vertrauen bei den meisten Bewohnern der Insel gebrochen, selbst von der südlichen Hälfte verlangten viele, fortgebracht zu werden. Dabei dauerten Angst und Aufregung an. Am 3. September sah man schon wieder den südlichen Horizont von roten Feuergarben erhellt und mußte auf einen neuen Ausbruch auf einer der anderen Inseln gefaßt sein. Es schien in der Tat, als ständen die kleinen Antillen auf einem einzigen Vulkan.

Demungeachtet halten, wie oben erwähnt, zahlreiche Autoritäten an der Ansicht fest, daß es sich, vorläufig wenigstens, um lokale, mehr oberflächliche als tiefgehende Erscheinungen handelt. Zunächst spricht die bisherige Abwesenheit starker Erderschütterungen für diese Anschauung, ebenso der verhältnismäßig schwache Ausfluß von Lava. Explosionen wie die des Mont Pelée sind in historischen Zeiten schon mehrmalig beobachtet, ohne daß ernsthafte Störungen der Erdrinde sie verursacht oder begleitet hätten. Selbst der furchtbare



Ausbruch des Krakatau an der Sundastraße war lediglich die Folge einer übermäßigen Dampfansammlung in irgend welchen unterirdischen oder unterseeischen Höhlungen. Wenn in die Risse und Spalten eines alten Vulkans, der wenn auch oberflächlich geschlossen, innerlich doch mit den tiefen und glutheißen Schichten der Erdrinde in Verbindung steht, Wasser einsickert, so muß dieses bald in Tiefen gelangen, wo es verdampft. Nimmt man nun an, der Wasserzufluß hörte nicht auf, verstärkte sich vielmehr, indem die unterirdischen Strömungen ihre Kanäle immer weiter auswaschen, so kann es schließlich zu einem übermächtigen Einbruch des Meerwassers in die Spalten und Höhlungen eines Vulkans kommen. Man muß dabei im Auge behalten, daß Ereignisse, wie wir sie hier schildern, immer Vulkane betreffen, die als einzelne Kegelberge aus dem Meere steigen oder unmittelbar am Meere liegen, so daß die erwähnten Wassereinbrüche sich tief unter der Meeresoberfläche in den Sockel der Berge ergießen. Der Druck des Wassers kann dabei auf Hunderte von Atmosphären steigen und dementsprechend die Temperatur, die zur Verdampfung erforderlich ist, auf viele hundert Wärmegrade. Schließlich muß natürlich das eingedrungene Wasser unter allen Umständen zur Verdampfung gelangen und die Spannkräfte, die alsdann der plötzlich und in ungeheuren Mengen entwickelte Wasserdampf annehmen kann, sind jedenfalls unwiderstehlich. Schon zu mehreren Malen sind auf diese Weise ganze Bergkuppen einfach weggesprengt, Vulkane aufgeplatzt wie überheizte Dampfkessel und das unter Wirkungen, die denen eines regelrechten Vulkanausbruches weit überlegen waren. Gerade alte, längst nicht mehr tätige Vulkane, deren Krater bis an den Rand mit Wasser gefüllt waren, sind von solchen Katastrophen mehrfach betroffen.

Die Ansicht, daß auch die Tätigkeit des Pelée und des offenbar durch alte unterirdische Spalten mit ihm verbundenen Soufrière auf solchen Wassereinbrüchen beruht, ist wahrscheinlich wohlbegründet, nichtsdestoweniger kann sie den Ernst der Lage, den die Katastrophe von Martinique geschaffen, nicht abschwächen. Das Karaibische Meer mitsamt dem benachbarten Golf von Mexiko ist eine in geologischer Beziehung äußerst faule Gegend. Man wird nicht fehlgehen, wenn man auch hier eins jener kolossalen Einbruchsbecken der Erdrinde sieht, an deren Rändern der Zusammenhang zwischen der versunkenen Scholle und den stehen gebliebenen Teilen dauernd gelockert worden ist. Auf diesen Rändern pflegen sich stets Vulkane in großer Zahl anzusiedeln, wie dies bereits im vorigen Jahre an dem großen Vulkanzirkus des Malaiischen Archipels erläutert worden ist. Man kann sich die Sache etwa so vorstellen: Durch die Fugen, welche zwischen den gesunkenen und stehen gebliebenen Schollen der Erdrinde entstanden sind, findet die wie immer entstandene Spannung der inneren Hohlräume einen Ausweg. Die entweichenden Dämpfe, Gase und Flammen führen mit sich ungeheure Mengen zersplitterten, halbverbrannten Materials, Laven, Aschen, Tuff, Steine, und aus ihnen baut sich ein Kegel auf, der bei mehrfachen oder lange anhaltenden Ausbrüchen enorme Dimensionen annehmen kann. Je höher er wird und je seltener die Ausbrüche erfolgen, um so mehr werden sich die natürlichen Kanäle eines solchen „Sicherheitsventils" verstopfen, um so schwerer wird es durch die überlagernde Masse den unterirdischen Gewalten gemacht, denselben Weg aufs neue zu benützen, und um so näher liegt die Bildung einer neuen Einbruchsstelle, die alsbald Neigung hat, sich zu einem zweiten Vulkan zu türmen. So ist das Heranwachsen der Vulkanreihen gerade über den Einbruchsspalten, d. h. an der Trennungslinie von Land und Wasser erklärt, und nicht minder die Tatsache, daß die ältesten und höchsten Vulkane am wenigstens zu aktiver Tätigkeit geneigt sind.

Was aber solche alte Einbruchsspalten in zweiter Linie und in bedeutend unangenehmerer Weise auszeichnet, sind die Erdbeben. Ihre Erklärung liegt ebenso nahe wie die der Vulkane. Die Bruchränder einer alten Spalte brauchen, wenn auch Änderungen in historischer Zeit nur selten nachzuweisen sind, keineswegs bereits zur Ruhe gekommen zu sein. Es können sich von Zeit zu Zeit immer neue Verschiebungen und Gewichtsausgleiche zwischen den verschiedenen Teilen der Erdrinde vollziehen, die sich oberirdisch als Erschütterungen bemerkbar machen. Wieweit auch unterirdische Explosionen, Einbrüche infolge vulkanischer Entladungen bei den Erdbeben mitspielen, ist hier nicht zu erörtern. Daß aber fast sämtliche Länder des mittleren Amerika, von Mexiko bis Venezuela, schwer unter dieser Geißel zu leiden haben, ist bekannt, die Namen Caracas und Jorulla bezeichnen ungefähr die örtlichen Grenzen einer Reihe von Zerstörungen, die zu den schrecklichsten in der Geschichte des Erdantlitzes gehören.

Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen ein Ereignis, wie es jetzt auf den Antillen sich vollzog, alle Staaten Mittelamerikas nebst Mexiko in ängstlicher Spannung aufhorchen ließ, ob und wie weit das Unheil sich wohl noch ausbreiten werde. Über die Rolle der Vulkane und Erdbeben speziell in Mexiko verbreitete sich bei dieser Gelegenheit in der „Rundschau für Geographie und Statistik" H. Lemcke aus eigener Erfahrung, und das Wesentlichste von seinen Erzählungen ist interessant genug, um auch hier auszugsweise Platz zu finden.

Mexiko ist recht eigentlich ein Land der Vulkane und der unheimlichen unterirdischen Gewalten. Erderschütterungen von größerer oder geringerer Ausdehnung und Stärke fehlen in keinem Jahre, die Hauptstadt Mexiko hat ihrer fast jährlich einige zu verzeichnen, die freilich bisher immer harmlos verlaufen sind, ohne daß man berechtigt wäre, daraus auch für die Zukunft Schlüsse zu ziehen. Prophezeite doch A. v. Humboldt für den kleinen schlummernden Penon, eine winzige Vulkanwarze dicht bei der Stadt, eines Tages ein fürchterliches Erwachen.

Imposant und lange Zeit für unersteigbar gehalten, ragen die schneebedeckten Riesenvulkane Orizaba, Popocatepetl, Jetaccihuatl und Toluca, die beiden ersteren höher als der Montblanc, die



letzteren ihm wenig nachstehend. Besonders der Orizaba, der seine letzten Lavaergüsse im XVI. Jahrhundert, bereits zur Zeit der Spanier, ins Land ergoß, ist als weithin sichtbare Seewarte von mächtiger Wirkung. Erst 1848 haben einige nordamerikanische Offiziere seinen schwer zu ersteigenden Gipfel erreicht, von dem man nach Osten die lachende Ebene und das blaue Weltmeer, nach Westen die Ketten der übrigen Vulkane erblickt. Ein riesiger Krater, fast eine geographische Meile im Umfang messend, stürzt mit steilrechten, wild zerrissenen Wänden 700 bis 800 Fuß tief ab, ein schwarzer Schlund gähnt am Boden des Kraters und entsendet grauweiße, stechende Wirbel von Schwefeldampf. Ein dumpfes Brausen aus der unsichtbaren Tiefe kündet an, daß die Gewalten des Unterirdischen auch heute noch nicht zur Ruhe gekommen sind. Die Wände des Kraters sind zum Teil mit Schnee bedeckt, zum Teil tragen sie alte verglaste Lavafelder, deren größtes sich zehn Meilen lang über den Abhang des Berges ergossen hat. Am Fuße des Orizaba dagegen sind die alten Lavaströme bereits zu fruchtbarem, dunklem Ackerboden verwittert und bilden hier eine der ergiebigsten Landschaften von Mexiko.

Fast ebenso hoch, ebenfalls in die Schneezone hineinragend und durch unausgesetzte Entsendung dichter schwefliger Dämpfe seinen aktiven Charakter bekundend, erhebt sich weiter im Innern der Popocatepetl, dessen Kraterrand schon 1834 von dem preußischen Gesandten in den Vereinigten Staaten erklettert wurde. Übrigens ließ bereits Cortes aus dem Krater dieses Vulkanriesen den Schwefel holen, der zur Bereitung des Pulvers diente, womit der spanische Eroberer den letzten Widerstand im Lande niederschmetterte. Weiter nach Westen hin erniedrigen sich allmählich die Gipfel der Vulkane, nur im Toluca steigt die vom Atlantischen zum Stillen Ozean deutlich erkennbare Linie der Feuerberge noch einmal über die Schneegrenze empor.

Besonders fesselnd ist, was Lemcke über die unmittelbare Wirkung des Erdbebens, ja schon eines einzelnen heftigen Erdstoßes auf den menschlischen Geist und alles Lebendige mitteilt. „Das letzte Erdbeben," schreibt er, „welches ich in der Hauptstadt Mexiko im April dieses Jahres (1902) erlebte, ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Es war ein schwüler, windstiller Tag gewesen und der Mond, im Zunehmen begriffen, stand in vollem Glanz am Himmel. Da, 8 Uhr 5 Minuten abends, während ich in meinem Arbeitszimmer am Schreibtisch sitze, fängt der Stuhl an zu wackeln und der Kristallkronleuchter in der Mitte des Zimmers heftige Schwingungen zu machen. Sofort war mir die Situation klar, und gleich einem Betrunkenen eile ich, da der Boden unter den Füßen wellenförmig schwankte, in den Garten hinaus, wo ich meine Frau ebenfalls taumelnd wandeln sehe; ich nehme sie in den Arm und wir suchen uns gegenseitig zu halten. Wir sehen, wie die Bäume im Garten hin und her schwanken, als ob sie entwurzelt werden sollten; alles wackelt, wir eilen aus dem Garten auf die Straße; ein baumlanger Polizist, gerade vor dem Gartentor, steht wie gebannt, die Beine weit auseinander gespreizt, um nicht zu fallen. Pferde vor Karossen schnauben und bäumen sich und sind nicht von der Stelle zu bringen. Der Boden schwankt aufs neue, das Gebälk der Häuser knarrt, die Mauern bersten, die Schindeln der Dächer rasseln; die Menschen stürzen aus den Häusern auf die Knie und beten: Santo Dios, santo fuerte, libra nos, Señor, de toto mal! (Heiliger Gott! heilige Allmacht, erlöse uns, Herr, von allem Übel!) Nur anderthalb Minuten dauerte dieses Erdbeben, und dennoch eine lange, lange Zeit für diejenigen, die solch eine Erscheinung miterleben. Als dann alles vorüber war, erkannte man noch lange an dem starren Blick der Menschen und dem Zittern der Tiere, daß der mächtige Erdgeist in den Tiefen der Vulkane wieder einmal ein Lebenszeichen von sich gegeben."

Wie hält es der Mensch in solchen Ländern aus, fragt sich der Bewohner von Gegenden, die gegen diese unheimlichen Gewalten der Tiefe gesichert sind? Erdbeben und Vulkane, wie ist es möglich, daß Länder und Inseln, die von dieser Geißel jeden Augenblick heimgesucht werden können und tatsächlich oft genug heimgesucht worden sind, nicht nur nicht entvölkert sind, sondern sogar zu den dichtbewohntesten, trotz aller Schrecken der Vernichtung immer wieder aufgesuchten Landschaften gehören?

Die Antwort ist zum Teil in dem unversiegbar optimistischen Charakter des Menschen überhaupt und insbesondere der Rassen zu suchen, welche die Vulkangegenden des Erdballs vorzugsweise bewohnen. Zum Teil beantwortet diese Frage Sapper in seinen Untersuchungen über die Wirkungen des Vulkanismus auf die Bodengestaltung und die Kultur von Mittelamerika (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, 1902). Seine Resultate sind zu wichtig und gehören zu eng in den Kreis des hier Erörterten, um übergangen zu werden.

Durch die Entstehung der gewaltigen mittelamerikanischen Vulkangebirge, die etwa ans Ende der Tertiärzeit zu verlegen ist, hat nicht allein die Küstengestaltung, sondern haben auch die Boden- und Klimaverhältnisse der mittelamerikanischen Länder einschneidende Veränderungen erlitten. Mittelamerika ist heute nicht mehr nur ein Land der Vulkane, sondern geradezu ein durch die Vulkane gewordenes Land. Die Riesenketten und Kegel, die der geborstene Boden emporgesandt und die bis über 4000 Meter, bis in die Gefilde des ewigen Schnees hineinreichen, bestimmen heute nicht bloß den Lauf der Gewässer und die Lage der großen Binnenseen, sondern überhaupt die klimatischen Grundlagen, Winde und Niederschläge. An ihren Abhängen und in ihren Tälern streichen die gehemmten Seewinde aufwärts, bis sie in hinreichend kühle Regionen gelangen, um sich ihrer Feuchtigkeit zu entledigen. Durch die vulkanischen Bergketten werden die Luftströmungen in ihrer Richtung bestimmt, werden die im Windschatten liegenden Gebiete zur Trockenheit und Unfruchtbarkeit verurteilt, andere Gegenden mit tropischen Regen gefeuchtet. Eine entscheidende Rolle für die landwirtschaftliche

Nutzbarkeit des Bodens spielen endlich die Auswurfmassen der Vulkane, die in zahlreichen Gegenden den Boden in einer unglaublichen Ausdehnung und Mächtigkeit bedecken. Es ist eine alte Kolonistenerfahrung dieser Länder, daß das alluviale Schwemmland wohl hin und wieder, der von alten vulkanischen Aschen bedeckte Boden aber Jahr für Jahr die üppigste Ernte trägt. Die starre Oberfläche erkalteter Lavaströme ist freilich zur Unfruchtbarkeit auf lange Zeiten verdammt, aber ihre Flächenerstreckung ist ja auch verschwindend gegenüber den von Asche bedeckten Landflächen. Wird doch die an Nährsalzen reiche, leicht verwitternde Asche nebst den Tuffbrocken bei starken vulkanischen Ausbrüchen zuweilen mehrere hundert Kilometer weit getragen. Diese alten Aschenfelder, die den ursprünglichen Boden stellenweise bis zu 500 Meter Mächtigkeit bedecken, bilden den weitaus fruchtbarsten Teil der mittelamerikanischen Staaten. Was Wunder, wenn sie auch die am dichtesten besiedelten Teile sind? Von der starken Kaffeeernte Mittelamerikas wachsen nicht weniger als neun Zehntel auf solchem vulkanisch bereicherten Boden. Bedenkt man dies alles und erinnert sich endlich, daß unter der großen Zahl von Erdbeben und Vulkanausbrüchen solche von der verheerenden Natur des neuesten Ereignisses auf den kleinen Antillen glücklicherweise nur selten sind, so wird man die rasche Wiederbesiedlung derartig zerstörter Gebiete — vielleicht immer noch leichtsinnig, aber immerhin auch begreiflich finden.

Um auf die Katastrophe von Martinique zurückzukommen, von welcher dieses Kapitel ausging, wird auch dort die Vernichtung, die bleiche Furcht und die blinde Flucht einem neuen Leben, einem neuen Gedeihen Platz machen? Sicherlich! Nicht einmal der gewaltige, jetzt gleich Herkulanum und Pompeji verschüttete Teil der Insel wird auf lange hinaus ein Trümmerfeld bleiben. Im Jahre 1883 ereignete sich in der Sundastraße mit der fürchterlichen Explosion der Insel Krakatau die gewaltigste vulkanische Katastrophe, über welche menschliches Zeugnis vorhanden ist. Ein großer Teil der Insel verschwand überhaupt, der Rest wurde mit einer 60 Meter dicken Schicht von Lavapulver bedeckt, welche sich in nichts von gestoßenen Glasscherben unterschied. Daß unter dieser glühenden Bedeckung keine Spur von Pflanzenleben übrig blieb, ist selbstverständlich. Als Dr. Treub die Insel drei Jahre später besuchte, fand er sie von unten bis an die Bergspitzen mit einer Vegetation von Farnen bedeckt, für welche ein dünner Überzug von Algen den Boden bereitet hatte, indem diese Pflänzchen ihre zarten Wurzeln in den Aschenhaufen niedersenkten und durch ihre hygroskopischen Eigenschaften die Oberfläche dauernd anfeuchteten. Der Besucher zählte bereits 11 Farnarten, einige wenige Phanerogamen und, am Strande, auch die Anfänge des Wiederentstehens der gewöhnlichen indo-malaiischen Strandflora. Heute haben die Farne längst im Vergehen und Entstehen eine neue Humusschicht über das alte Aschenfeld gebreitet, und ein üppiges Gewand neu entstandener Kinder der tropischen Flora verbirgt dem Unwissenden, welche furchtbare Zerstörungsarbeit vor 20 Jahren auf diesem Eiland vollzogen wurde. Und so wird sich, wenn die unterirdischen Gewalten ausgetobt haben, auch die Wiedergeburt von Martinique vollziehen.

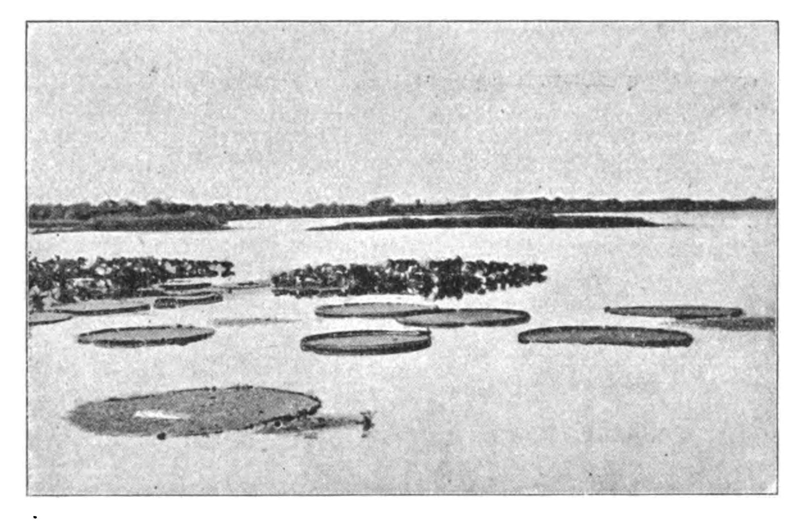
Unter den Indianern der Amazonasquellen.

Tief im Innern von Südamerika erstrecken sich noch über viele hundert Meilen märchenhafte, unerforschte Gebiete, unbestrittene Tummelplätze der Indianer oder der Mischrassen, die vor fünfhundert Jahren der spanische Ansturm im Zusammenprallen mit den eingeborenen dunkelhäutigen Völkern gezeugt hat. Nachkommen alter, kulturgesegneter Reiche vielleicht, heute eine herabgesunkene Gesellschaft, verurteilt, den fremden Eindringling zu erschlagen, wo sie ihn findet, oder aber, wo sie ihn schont, vernichtet zu werden, gleichviel ob durch seinen Branntwein oder seine Zivilisation.

Die Quellengebiete und Urwälder des Amazonenstromes bilden das größte dieser wenig erforschten Länder, wenn auch nicht das einzige. Wo die rechtsseitigen Nebenflüsse des Amazonenstromes, der Madeira, Tapajos und Schingu, in geheimnisvollen Verschlingungen und unter dem Laubmeere undurchdringlicher Urwälder sich mit den Quellen des Paraguaysystems berühren, liegen ungefähr die unbetretensten Landstrecken von Südamerika, hier ist die Heimat der aussterbenden Naturvölker, denen dieser und der nächste Abschnitt gewidmet sein soll. Das Matto Grosso und das Gran Chaco sind die Namen, welche ihre Wohngebiete auf der Karte bezeichnen. Matto Grosso, der „dichte Wald"; Gran Chaco, das „große Jagdgebiet", beide Landschaften mögen ihre Namen einst mit mehr Recht als heute getragen haben, denn zwischen den fieber- und sumpferfüllten Urwäldern der Flußtäler bedecken im „Matto Grosso" dürre „Kampos", aus Gras, Gestrüpp und verkrüppeltem Baumwuchs bestehend, weit größere Flächen, und im „Gran Chaco" mangelt es an jagdbarem Wilde gar sehr. Obwohl zu den brasilischen Vereinstaaten gehörig, sind die Hauptplätze des Matto Grosso doch auf dem Wasserwege des Laplata am leichtesten erreichbar; der Dampfer, der monatlich einmal die Hauptstadt Cuyaba besucht, fährt den Paraguay und Rio Laurenzo aufwärts, bis er sich bei Cuyaba dem Quellengebiete des Amazonassystems auf kaum 100 Kilometer genähert hat.

Von Cuyaba aus trat auch der Schinguforscher Dr. Max Schmidt aus Altona, dessen Reisespuren wir nunmehr folgen wollen, seine Expedition zu den wenig bekannten Indianerstämmen des Matto Grosso an. Die vom Herbst 1900 bis zu Anfang 1902 dauernde Reise betraf vornehmlich die Indianer am Rio novo, am Paranatinga und Kulisehu, die ihr Wasser teils zum Paraguay, teils durch den Schingu (oder Xingu) zum Amazonenstrom senden. Die berühmten Expeditionen Karls v. d. Steinen hatten in den Achtzigerjahren zuerst etwas Licht in diese geheimnisvollen Quellgebiete und ihre recht spärliche Bewohnerschaft gebracht. Da von Cuyaba zu den Schinguquellarmen eine lange und am besten am Anfang des Winters, das heißt im März, ausführbare Landreise zu machen ist, so hatte Schmidt, der im

November 1901 in Cuyaba eintraf, noch Zeit genug, sich zunächst den Stämmen in der Nähe des Paraguay zu widmen und bei ihnen sich auf die Schwierigkeiten vorzubereiten, die ihn bei den viel primitiveren Schingustämmen erwarten mochten. Schon Karl v. d. Steinen hatte festgestellt, daß die Indianer des Matto Grosso, meist von den Portugiesen zum Christentum bekehrt, nur noch in kleinen Stämmen von 50 bis 100 Köpfen existieren, die übrigens ihre Nationalität, ja ihre Sprachen streng beibehalten haben, obgleich unter ihnen auch das Portugiesische hie und da gesprochen oder doch verstanden wird. Europäische Geräte und Waffen sind bei den Bakairi am Rio novo, ja bis zum Paranatinga, wohl gebräuchlich, haben aber die heimischen Werkzeuge noch keineswegs verdrängt, ebensowenig wie die christlichen Gebräuche die alten Sitten und Gewohnheiten. So wurden z. B. in Rosario die katholischen Feiertage mit einem wunderbaren Gemisch christlicher, indianischer und afrikanischer Gebräuche gefeiert, letztere ins Land gebracht durch die Menge von Negersklaven, die Südamerika zur Zeit seiner kolonialen Blüte verbraucht hat. Ihrem Hang zur Untätigkeit und zum Vergnügen entsprechend, haben die Indianer den katholischen Festtagen ein rührendes Interesse entgegengebracht, sie aber, um sie recht von Herzen genießen zu können, allesamt in die Regenzeit verlegt, weil sie dann ohnedies zu Hause bleiben und mit nichts Wichtigem beschäftigt sind. So traf denn Schmidt in Rosario eine so herrliche Zeit, daß beinahe jeder Tag ein Feiertag war, und er die Tänze und Weisen der Indianer, die nebst viel Geschrei, Feuerwerk und Getränken hauptsächlich dazu gehören, bequem studieren konnte.



Victoria Regia auf dem Amazonas.

Daß die Indianer dieses Gebietes, wenigstens in der Nähe des ziemlich besiedelten Paraguay, nicht längst ausgerottet sind, liegt wohl daran, daß ihre Wohngebiete, meist in den Flußtälern an flachen, nur für das leichte Rindenboot zugänglichen Wassern liegend, wegen der Malaria doch keine Siedlungsstätten für die Weißen werden können. Schmidt konnte aber bei seinem längeren Aufenthalt unter den Indianern sogar feststellen, daß besonders unter den am Paranatinga wohnenden Bakairi indianische Anschauungen und Gebräuche eher zu- als abgenommen haben. Das ist um so auffälliger, als das Bakairidorf am Paranatinga schon zur Zeit der zweiten Steinenschen Expedition dem Untergange durch Aussterben nahe schien. Inzwischen hat aber diese Sache eine erfreuliche Wendung genommen, und zwar sind es zum Teil die europäischen Forschungsreisen im Schingugebiet, die diese Besserung verursacht haben. Karl v. d. Steinen wies bereits darauf hin, daß zur Erhaltung des Stammes am Paranatinga eine Vermischung mit anderen, noch weniger kultivierten Stämmen aus dem eigentlichen Schingugebiet das beste Mittel wäre, und er wird auch nicht unterlassen haben, die Häuptlinge selbst in diesem Sinne zu beeinflussen. Die von Stamm zu Stamm ziehenden Forschungsexpeditionen wirkten aber, indem sie Führer von einem Volke zum anderen mitnahmen, auch selbst auf eine freundliche Annäherung der Stämme hin. Leider sind Reisen in diesen Gebieten noch keineswegs gefahrlos, so ist eine Expedition von fünf Amerikanern in den Schinguwäldern vollständig verschollen. Jedenfalls bemerkte Dr. Schmidt bei seinem Aufenthalt unter den Bakairi am Paranatinga, daß sich die Verhältnisse hier seit v. d. Steinens Anwesenheit sehr geändert haben. Zu den eingesessenen Bakairi haben sich eine ganze Anzahl von Indianern aus dem Schingugebiete gesellt, die zwar von jenen noch als Fremde, als „Xinguanos“ bezeichnet, aber doch freundlich behandelt werden und sich zum Teil auch schon Grundeigentum erworben, das heißt bepflanzt haben. Die Gebräuche, Feste, Tänze dieser Zugewanderten sind noch ganz die früheren und üben sichtlich mehr Einfluß auf die Bakairi aus, als daß sie umgekehrt durch ihre christlich angehauchten Sitten verändert würden.

Vom Paranatinga mußte Schmidt auf dem Landwege durch die Wälder zum Kulisehu, einem oberen Nebenfluß des Schingu, vordringen, eine 40tägige Reise, die mit einer ziemlich kleinen Karawane von drei Reit- und zehn Lasttieren etwa Mitte März 1901 angetreten wurde. Leider teilt Schmidt in seinem vorläufigen Reisebericht (Globus, Bd. 82) über diesen Marsch durch die Kampos nichts Näheres mit. Die Expedition, die mit so wenig Tieren und Leuten — Schmidt hatte nur vier Indianer und einen Mulatten bei sich — für nahezu unausführbar gehalten worden war, gelang indessen, und gegen Ende des April konnte am oberen Kulisehu das Lager auf demselben Platze aufgeschlagen werden, wo früher die Meyersche Schingu-Expedition gelagert hatte. Da die Weiterreise zu Wasser stattfinden sollte, galt es nun zunächst, Fahrzeuge herzustellen.

Die Geschicklichkeit und Schnelligkeit der Indianer beim Bau der Kähne war bewundernswert. Ein gewaltiger Jatubabaum an einem Bach in der Nähe des Lagers wurde ausgewählt, und rasch erhob sich um den glatten Stamm ein dreistöckiges Gerüst aus dünnen Bäumen, die mit Schlingpflanzen verknüpft wurden. Von dieser Rüstung aus, die sie mit einer affenartigen Sicherheit und Schwindelfreiheit erklettern, wurde der Baum bearbeitet. In die zähe, dicke Rinde wurden von unten bis oben zwei handbreite Einschnitte gemacht; dann trieben die Indianer Pflöcke aus dem geschmeidigen Taquararohr zwischen Holz und Rinde und begannen mit unendlicher Behutsamkeit die beiden großen Rindenhälften abzulösen. So zäh auch die Rinde ist, so bekommt sie doch beim Loslösen und beim späteren Herunterlassen auf den Boden leicht Risse, die durchaus vermieden werden müssen. Es gelang aber, unter geschickter Anwendung des allmählich zur Erde gesenkten Gerüstes, die abgelöste Rinde heil in die wagrechte Lage zu bekommen. Jedes Rindenstück, den halben Umfang des Stammes und eine beträchtliche Länge messend, sollte zur Herstellung eines vollständigen Kanoes dienen. Es wurde eine Art Bootsform aus Holz, den Boden nach oben gekehrt, aufgerichtet und die an den Rändern geglättete Rinde, die noch feucht und schmiegsam war, darüber in der gewünschten Gestalt zurechtgebogen. Ein unter dem Boote angezündetes und mit den trockenen Blättern der Buritipalme unterhaltenes Feuer half dabei, die Rinde geschmeidig zu erhalten. An den Enden wird sie zum Schlusse hochgebogen und zusammengefügt. Das Erstaunlichste an dieser Arbeit war die Schnelligkeit, mit der sie von den Indianern vollzogen wurde. Binnen drei Tagen waren die beiden Kanoes, jedes für zwei Mann und eine ziemlich starke Ladung ausreichend, fertig zum „Stapellauf", den die Erbauer feierten, indem sie eine Revolverkugel auf den entrindeten und zum Absterben verurteilten Riesenstamm abfeuerten; die Kugel prallte allerdings von dem eisenfesten Holz ab.

Sechs Tage hatte man sich nur in dem Lager am Kulisehu aufgehalten, dann trat Dr. Schmidt mit drei Begleitern die Weiterreise auf dem Kulisehu an, während zwei Indianer mit den Reit- und Tragtieren sich zum Rückweg durch den Urwald anschickten. Nach viertägiger Fahrt erst traf man das erste Indianerboot mit drei Bakairi, die wohl zuerst etwas scheu waren, durch gutes Zureden aber bald zutraulich wurden und unsere Reisenden nach ihren Wohnstätten begleiteten. Die Bakairi bewohnen zwei Dörfer am Kulisehu, in deren einem, dem „Schildkrötendorf", Schmidt eine vortreffliche Aufnahme fand und die Gastfreundschaft des einen Häuptlings etwa 14 Tage genoß. Derselbe versorgte nicht nur den Forscher mit Fleisch und sonst Nötigem, er lud ihn auch ein, seine Matte in seiner Hütte aufzuschlagen. Neben dem freundlichen Wesen des Deutschen trug seine Geige am meisten dazu bei, ihm die Herzen zu gewinnen, und vollends die Kinder tummelten sich um den Reisenden bald, wie um einen alten, lieben, bekannten Onkel, der sogar an ihren Spielen teilnehmen und sein Mittag mit ihnen teilen mußte. Soggr die Weiber sammelten sich, als Schmidt einmal an einem Fieberanfall daniederlag, mitleidsvoll um seine Hängematte und suchten ihn mit viel Beredsamkeit zu bewegen, sich ihrem Medizinmanne anzuvertrauen. Der Deutsche, der von den Künsten jenes Ehrenmannes bereits einiges gesehen hatte, besaß aber doch noch Energie genug, sich seinen Besuch vom Leibe zu halten.

Gelegentlich einer Rodung im Walde beobachtete der Forscher, daß zu diesen Gelegenheiten die ganze Dorfgemeinschaft in kommunistischer Weise aufgeboten wurde. Die Jünglinge und Knaben machten sich mit einem erheblichen Aufwand von Gesang und Lärm an die Arbeit des Baumfällens, die mit großer Berechnung und Geschicklichkeit bewältigt wurde. Die Familienväter, soweit sie nicht halfen, saßen abseits und verarbeiteten einen Teil des geschlagenen Holzes sofort zu allerlei Hausgeräten.

Der Kulisehu erwies sich bei der Weiterreise als eine recht lebhafte Verkehrsstraße. Wie überall im Schingu-Quellgebiete, wohnen auch hier zahlreiche Indianerstämme nahe aneinander, und wenn auch jeder von ihnen nur 1 bis 2 Dörfer bewohnt und selten aus mehr als 100 Köpfen besteht, so sind doch die nationalen Gebräuche und Grenzen, Sprachen und Rechte zwischen ihnen streng aufrecht erhalten. Den Kulisehu und seine Nebenflüsse bewohnen z. B. sieben Stämme, die sich zwar das Recht zuerkennen, sämtlich den Fluß zu befahren, auf ihm zu fischen, Lager an den Ufern aufzuschlagen, aber keineswegs Handel zu treiben oder ohne weiteres das Gebiet anderer Stämme zu betreten. So wurde unserem Forscher, als er auf der Weiterfahrt in einen Nebenarm des Kulisehu eindringen wollte, von seinen Indianern widersprochen. Das sei nicht erlaubt und sie würden es nicht riskieren, er müsse sich dazu mit Führern aus dem Stamme versehen, der diese Gegend bewohnte. Das Recht, die Nebenflüsse seines Gebietes zu befahren und darauf zu fischen, behält eben jeder Stamm sich selber vor. Als die Bakairi den Reisenden bis zum Dorfe der Nahuqua gebracht hatten, lehnten sie es überhaupt ab, ihn noch weiter zu begleiten, übertrugen vielmehr ihn, seine Boote und seine Habe den Nahuqua zur Weiterbeförderung. Dabei ist das Verhältnis der Stämme untereinander ein durchaus friedliches, zum Teil sogar freundschaftliches. Sie besuchen sich untereinander, tauschen ihre Handelsartikel aus und begrüßen sich freundlich, wenn ihre Kanoes auf der großen gemeinschaftlichen Verkehrsstraße einander begegnen.

Die Bootfahrt, die jetzt am Ende der Regenzeit auf dem reichlich Wasser führenden Flusse verhältnismäßig leicht war, wird im Sommer durch die mangelnde Wassertiefe und die vielen Stromschnellen sehr erschwert. Die Indianer sind indessen gute Fährleute und wissen das Kanoe auch unter und zwischen den Laubmassen, die stellenweise das Wasser ganz überwuchern, geschickt hindurchzubringen. Als die ersten Begleiter, die Schmidt auf dem Kulisehu hatte, sich dem Gebiete der Nahuqua näherten, gingen sie ans Land und ver-

steckten einen großen Teil ihres Proviants und ihrer Gerätschaften, um ihrer bei dem beabsichtigten Besuche nicht verlustig zu gehen. Tatsächlich wurde den Ankömmlingen zuweilen alles abgenommen, was die Gastwirte für brauchbar und ihren Gästen entbehrlich erachteten. Jeder Stamm übt gegen die in sein Gebiet kommenden Nachbarn Gastfreundschaft, und man hält es sogar für Ehrenpflicht, den Abziehenden genügend Proviant bis zum nächsten Dorfe mitzugeben, dagegen scheint es ihnen überflüssig und unstatthaft, den durchziehenden Fremden Dinge zu lassen, die etwa als Handelsartikel bei dem nächsten Stamme verwertet werden könnten. Nicht daß solcher Handel nicht üblich wäre, im Gegenteil sind die Schinguaner an den Austausch ihrer Produkte so gewöhnt, daß sich sogar eine Art Arbeitsteilung ausgebildet hat. So sind die Tonwaren der Mahinaku, die Steinbeile der Trumai, die Flechtarbeiten der Bakairi im ganzen Schingugebiete beliebt. Aber jeder Stamm hält streng darauf, den Handel mit seinen Nachbarn rechts und links selbst in der Hand zu haben und dem Warendurchgang durch sein Gebiet zu steuern. Wir werden uns darüber nicht weiter wundern, denn im Grunde war es vor einigen hundert Jahren genau ebenso bei uns.

Aus diesem allgemein geachteten Landrecht ist auch eine Art Zollaufsicht entstanden. Wenn sich Schmidts Kanoes im Gebiete eines neuen Stammes befanden, pflegten die Insassen des ersten begegnenden Bootes den Inhalt der Fahrzeuge genau zu mustern. Als Zeichen der vollzogenen Kontrolle wurde alsdann ein Pfeil ausgetauscht.

Der Verkehr schien unter diesen Beschränkungen keineswegs zu leiden, denn man traf recht häufig Boote, zuweilen auch solche mit Stammesgenossen, die vom Besuche in einem anderen Dorfe wieder heimkehrten. Von den Nahuqua wurde Dr. Schmidt zu den Auetoindianern begleitet, bei denen er sich zwei Tage aufhielt, der gefahrvollste, aber auch lohnendste Teil seiner Reise. In einen Seitenarm des Kulisehu einlaufend, erklärten die Begleiter eine kleine Bucht, in der ein paar fremde Kanoes lagen, für den Landungsplatz des Auetodorfes, welches aber mehrere Stunden vom Flusse entfernt an einer Lagune liegt. Schon lange vor diesem Hafen versperrte ein fast undurchdringliches Geflecht von Bäumen, Schling- und Wasserpflanzen die Fahrstraße, nur mühsam konnte das Boot unter und zwischen den Laubmassen hindurchgezogen werden.

Ein schmaler Indianerpfad führte bald durch fußhohe Sümpfe, bald durch Schilfwiesen und dichten Wald nach dem gesuchten Dorfe. Zweimal unterbrach den Weg ein Wasserarm, über den ein langer, runder Baumstamm als einzige Brücke führte. Wer nicht die Seiltänzergeschicklichkeit der Indianer besaß, mußte durch das bis über die Brust reichende Wasser hindurch, wobei sich Schmidt den Keim zu der bald darauf bei ihm ausgebrochenen Fieberkrankheit holte. Endlich kam man aus dem Walde in die Mandiokapflanzungen und bald darauf in das Dorf der Auetos. Wie ein Bienenschwarm hing sich der ganze Stamm, Männer, Weiber und Kinder, an die Fremden und besonders an den Weißen, der sich des Gedränges erwehren mußte, indem er ein paar Perlen von sich warf. Darob großes Gebalge zwischen Weibern und Kindern, so daß der Reisende, der sich auf einen Baumstamm mitten im Dorfe niedergelassen, den Stammesältesten wenigstens Rede und Antwort stehen konnte. Schmidt wurde gastlich aufgenommen und vom Häuptling in sein Haus geladen.

Das ganze Dorf bestand aus fünf großen Häusern von rundlich ovaler Form gleich riesigen Bienenkörben, die um ein sechstes Haus, die Festhalle, herumlagen. In den fünf Wohnhäusern lebten jedenfalls über 100 Personen, mehrere Familien in jeder einzelnen Hütte. Das Haus bestand eigentlich nur aus einem ovalen, schildkrötenartigen Blätterdach mit erheblichen Lücken, welches von zwei großen Pfosten und von den Pfählen der niedrigen Wand getragen wurde. Um die beiden Mittelpfosten gruppierten sich strahlenartig eine Menge von Hängematten und zwischen ihnen durfte auch der Gast, und zwar neben dem Häuptling, seine Matte aufschlagen. Ruhe freilich fand er darin nicht. Mochte schon die Anwesenheit von vielleicht 25 Personen in der einen Hütte, darunter eine Menge Kinder und Säuglinge, die sich genau so betrugen, wie in weniger unzivilisierter Gesellschaft, auch wenig zum ruhigen Schlaf beitragen, so war es doch in noch höherem Grade die innere Unruhe des Reisenden, seine Furcht vor einem tückischen Anschlag, die ihn hinderte, während der Nacht ein Auge zu schließen. Der Häuptling selbst war ihm keineswegs unverdächtig vorgekommen, die Habgier der Leute war ihm bekannt — vielleicht fürchtete er die Zahl der im Innern des Kontinents verschollenen Reisenden zu vermehren. Allerdings ereignete sich nichts, aber immerhin verschaffte seine innere Unruhe und Schlaflosigkeit ihm die Gelegenheit, das nächtliche Treiben in solch einer Indianerhütte in allen seinen Zügen zu beobachten. Wir lassen ihn hier mit eigenen Worten schildern:

„Der Häuptling hatte mir für meine Hängematte einen Platz neben der seinigen angewiesen. Neben der letzteren war die Matte der Häuptlingsfrau angebracht, die ihren niedlichen kleinen Jungen bei sich liegen hatte. Weiterhin kam die Hängematte eines älteren Jungen, dahinter die der Häuptlingstochter, die beim Eintritt der Dunkelheit vergnüglich mit ihren Beinchen mit den Beinen ihres Liebhabers spielte, dessen Hängematte über der ihrigen angebracht war. Vergnüglich pendelten alle Hängematten mit den nackten Insassen hin und her, immer zwischen zweien loderte ein helles Feuer, das von Zeit zu Zeit von den behend aus der Matte springenden Indianern angefacht wurde. In der einen Hälfte des Wohnraumes hauste in der geschilderten Weise mit uns zusammen die Familie des Häuptlings, in der anderen Hälfte wohnten zwei andere Gruppen in ähnlicher Weise. Kindergeplärr ertönte während der Nacht aus mehreren Ecken zugleich."

Schmidt hatte unter den Aueto auch Gelegenheit, die hergebrachten Tänze der Indianer zu beobachten, die unter den Klängen der Flöten



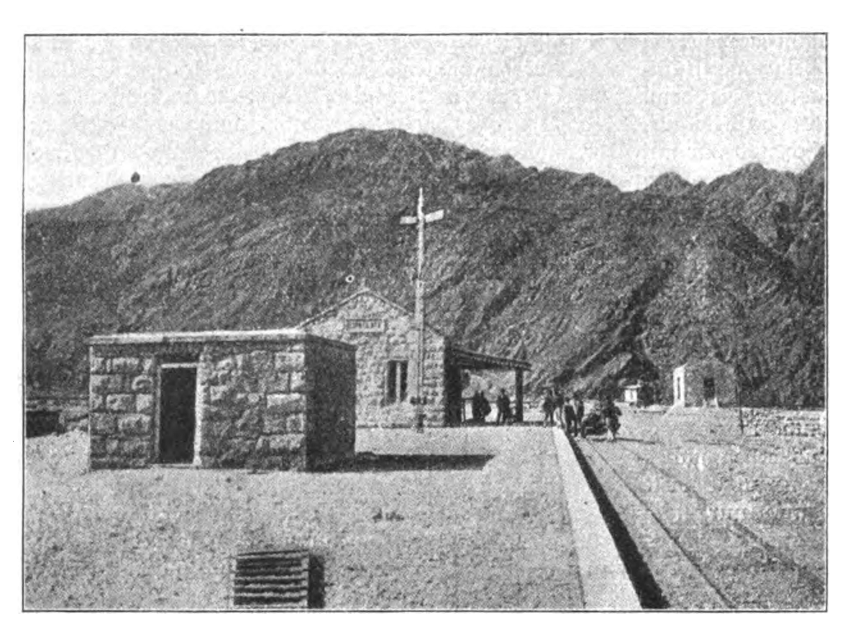
und einer aus einem gehöhlten Stamm bestehenden Riesentrommel stattfanden. Die heiligen Musikinstrumente wurden nebst den Masken, die beim Tanz angetan werden, in der Festhütte aufbewahrt, die für Weiber und Kinder unzugänglich und nur mit zwei ganz niedrigen Türen zum Hineinkriechen versehen ist. Unter den Masken waren die seltsamsten riesige Spiralen von 10 Fuß Durchmesser, die aus dem Stamm einer Schlingpflanze gerollt waren und die sich die Tänzer mit dem Mittelpunkt auf den Kopf setzten. Bei den Bewegungen des Tänzers vollführte dann der herunterhängende Rand der elastischen Spirale die sonderbarsten Sprünge.

Schmidt besuchte zum Schluß seiner beschwerlichen Reise noch die dem Aussterben nahen Guato, die an und auf einigen Seen im Gebiete des oberen Paraguay leben. Es sind nur noch wenige Familien, die ein so ausschließliches Wasserdasein führen, daß sie selbst ihre ganze Habe meist im Kanoe mit sich herumschleppen. Die Folge ist, daß sie das Gehen beinahe verlernt haben und ihre Beine auffallend verkümmern. Natürlich sind sie dafür um so gewandtere Ruderer. Der einzige Beweggrund, der sie zeitweise einige Wochen ans Land fesselt, ist — leider — die Sucht nach dem Alkohol. Aus dem reichlich fließenden Saft der Akuripalme gewinnen sie teils durch bloßes Stehenlassen der Flüssigkeit einen sehr berauschenden Trank, teils begnügen sie sich damit, den Saft frisch zu trinken, da er selbst dann schon eine alkoholische Wirkung ausübt. Die Schopfblätter der zum Teil sehr hohen Palmen werden nach außen umgeknickt, in das derart freigelegte Herz wird eine Vertiefung eingeschabt oder geschnitten und in dieser der Saft des verstümmelten Baumes während der Nacht gesammelt. Morgens klettert dann alles, Männlein, Weiblein und Kinder, in die Bäume, und bald sieht man die ganze Gesellschaft behaglich zwischen den breiten Palmblättern kauern und standhaft zechen. Zum Teil wird der Saft in Kalebassen gefüllt und an Stricken heruntergelassen, aber der größte Teil dürfte mit Hilfe der kleinen Saugröhrchen, welche die Indianer bei sich führen, gleich an Ort und Stelle verzehrt werden. Es ist eigentlich ein Wunder, daß aus dieser Kneiperei in luftigen Höhen nicht häufig Unglücksfälle entstehen, denn die Indianer betonten auf Nachfrage, daß sie keineswegs des Wohlgeschmackes wegen, sondern um sich zu betrinken und die Freuden des Rausches zu genießen, den Palmsaft so gern trinken. Da Schmidt in dem von ihm besuchten Seengebiete nur noch 46 Indianer fand und außer dem Alkohol und der für diese Leute unverdaulichen Zivilisation auch die Pocken ziemlich häufig unter ihnen aufräumen, so werden die Tage der Guato wohl bald gezählt sein.

Nordenskjölds Forschungsreise im Gran Chaco.

Wo die Grassteppen von Paraguay, die Hochebenen von Argentinien, die silbernen Schneedome von Bolivia und die lianenverstrickten Urwälder von Chile einander berühren, vier Staaten und ebensoviel Klimate, Bodenformen, Sprachen und Völker zusammenstoßen, dehnt sich über eine Fläche gleich der des Deutschen Reiches das Gran Chaco, das „große Jagdgebiet" unbezwungener Indianerstämme. Es ist nirgends weniger als 100 geographische Meilen vom Meere entfernt, und wo es ihm am nächsten ist, trennt beide die furchtbare Mauer der Kordillere. Vom 19. bis zum 29. Breitengrad und vom Ufer des Paraguay bis an die Kordillere reichend, umfaßt das riesige Gebiet, welches der Name Chaco bezeichnet, die verschiedensten Striche und Naturverhältnisse. Die unergründlichen Urwälder der Gebirgsabhänge im Westen, aus denen die glänzenden Kegel der eisbedeckten Vulkane auftauchen, die Llanos oder Grasebenen des Nordens, die bolivianischen Hochlande mit ihrer großen, ernsten Einsamkeit, die Salzsteppen, und Wüstenstriche des südlichen Chacos, nur eins ist allen Strichen gemeinsam, daß sie der Fuß des weißen Mannes äußerst selten und nur unter Fährnissen betritt. Nur in den Flußtälern, die besonders von Südosten weit in die einförmige Ebene von Gran Chaco hineinreichen, haben sich argentinische Ansiedler neuerdings in größerer Zahl festgesetzt, nicht ohne den erbitterten Widerstand der heimischen Indianer, die durch eine Reihe von Forts in Schach gehalten werden müssen.

Schlimmer ist es den kühnen Pionieren ergangen, die über die schmalen Flußlinien hinaus die Geheimnisse des Innern zu erforschen versuchten. Wenige Reisende bisher, die diesen Versuch nicht mit dem Untergang bezahlt haben. Wieviel Opfer hat nicht allein der Norden des Chaco, das unzugängliche Flußsystem des Pilcomayo, gefordert! Als reißender Bergstrom verläßt der Pilcomayo die „Puna", das bolivianische, schluchtenreiche Hochgebirgsland und wendet sich durch die nördliche Chacoebene gen Südosten, umgeben und unzugänglich gemacht durch viele Meilen breite, schreckliche Wälder, in denen man zehn Meilen reiten kann, ohne einen Tropfen Wasser zu finden, wo man verdurstet, wenn man nicht den Spürsinn der Indianer besitzt, die die süßen Lagunen wittern oder die wasserhaltigen Wurzeln einiger Pflanzen ausgraben. Wo bleibt der Pilcomayo? In den Paraguay mündet bei Asuncion ein ziemlich beträchtlicher Strom, der bei den Indianern denselben Namen führt, aber noch hat niemand nachgewiesen, ob es derselbe Strom ist, dessen Oberlauf man kennt. Der Franzose Creveaux, der große Pionier des Amazonenstromes und Paraguay, wurde bei seinem Versuch, den Unterlauf des Pilcomayo zu erforschen, im Jahre 1880 ermordet. Thouar setzte es durch, das Chacogebiet zu durchkreuzen, aber ohne das genannte Stromgebiet zu durchforschen. Lissa, der die trockenen Wälder des Pilcomayo zu durchstreifen unternahm, hat sich, wie die Indianer erzählen, in den Qualen des Durstes selbst erschossen; ob nicht auch ihn seine indianischen Begleiter getötet, ist eine offene Frage. Im Jahre 1900 drang der Spanier Ibarreta von Bolivia aus weit stromabwärts vor, er sah den Strom zuletzt sich in endlose Sümpfe verlieren, die nach Aussage der Indianer den unteren Pilcomayo speisen. Ibarreta sollte die Frage ebenfalls nicht lösen. Die



Eine Eisenbahnstation in den Anden.

hinterlistigen Rothäute luden ihn auf eins ihrer Dörfer, um ihn dort feig im Schlaf zu morden. Andere Gerüchte behaupten zwar, wie Nordenskjöld erzählt, daß Ibarreta als Gefangener der Indianer noch am Leben sei, doch hält der schwedische Forscher den Untergang der Expedition für erwiesen. Nur zwei indianische Begleiter entkamen, von denen der Schwede den einen selbst in seinen Diensten hatte. Auch mit Ibarreta war die Reihe der Opfer, die das unheimliche Gran Chacogebiet gefordert hat, nicht abgeschlossen, noch 1901 machte der deutsche Hauptmann Sirvent, der als Instrukteur des chilenischen Heeres in Südamerika weilte, eine Forschungsreise in die unbekannten Indianerterritorien, von der er nicht zurückkehrte, und nicht besser scheint es 1902 der Expedition Boggiano gegangen zu sein, die ebenfalls bis jetzt verschollen ist, obwohl ihre Aufgabe nur ein Vorstoß von einigen Monaten sein sollte.

Aus diesem jungfräulichen Gebiete eine Reihe neuer Entdeckungen, vor allem Sammlungen zoologischer, botanischer, geologischer und vorzeitlicher Funde mitzubringen, hat sich die in den Jahren 1901 und 1902 im Chaco tätige Expedition des Schweden Erl. Nordenskjölds, eines Sohnes des unlängst gestorbenen Polarforschers und Asienumseglers, zur lohnenden Aufgabe gemacht. Aus einer Reihe von Reisebriefen, welche die „Umschau“[1]) veröffentlichte, sei von den lebensvollen Bildern, die der Forscher in seinen Briefen mitteilt, das Hauptsächlichste wiedergegeben.

Im Nordwestwinkel, wo die Grenzen von Chile, Argentinien und Bolivia zusammenstoßen, näherte sich die schwedische Expedition dem Chacogebiet. Auf dem letzten größeren Gebirgsrücken, mitten im Urwald, wurde das erste dauernde Lager aufgeschlagen, um mit Hilfe der durch Freundlichkeit und kleine Geschenke gewonnenen Indianer die Schätze der Natur und die Überbleibsel früherer Kulturen zu sammeln. Dunkler Urwald umrahmte rückwärts den kleinen Rancho, der zum Feldlager ausersehen war, Wildschweine und verwilderte Hühner belebten ihn. Die Indianer kamen zuweilen, um die Wildschweinherden, wie es auch in Nordafrika und auf Ceylon üblich ist, zu Roß mit dem Speer zu jagen, sonst verirrten sich nur vereinzelte Gauchos in den Urwald, um nach versprengten Stücken ihrer Herden zu suchen. Im Osten blickte man hinaus auf die unendlichen Graswüsten des Chaco, im Westen öffnen sich trockene, abflußlose Gebiete mit Salzsteppen, salzigen Lagunen und Hainen von Palmen und Kakteen. Bei La Quinta, wo das Lager aufgeschlagen war, sind heiße Quellen, die von den Indianern viel aufgesucht werden, teils krankheitshalber, teils „um sich den Schmutz des ganzen Jahres abzuwaschen“. Dem Fremden gegenüber erwiesen sich die Matakos und Chiriguanen zwar falsch und lügnerisch, aber nicht bösartig, sie ließen sich sehr gut verwenden, um für die Expedition Gürteltiere, Kolibris, seltene Vögel und Insekten oder Altertümer zu sammeln, zu denen das Gürteltier dem Suchenden oftmals den Weg zeigt. Bei seinen langen unterirdischen Wanderungen entdeckt es alle alten Kulturstätten, die der Sand der Flüsse oder der Boden des Urwaldes begraben hat, und vor seinen Höhlen liegen oftmals ganze Haufen von Scherben, Gefäßen und alten Steinwaffen. Wunderhübsch schildern Nordenskjölds Reisebriefe das Tierleben des schweigenden, lianenverstrickten Urwaldes, der trotz seiner anscheinenden Ruhe der Schauplatz so vielen Lebens, so vieler Kämpfe ist.

Dem Tapir und den zierlichen Hirschen, die nachts den Rand der Lagune aufsuchen, schleicht der Jaguar nach, dessen Spuren man leicht im feuchten Boden wiederfindet. Wenn es in den trockenen Büschen kracht und prasselt, rette sich, wer kann! Es ist eine Wildschweinherde, die wie ein Ungewitter durch den Urwald braust, um plötzlich irgendwo anzuhalten und ein Lager aufzuschlagen. Klapperschlangen, die riesigen Tarantelspinnen, sonderbare Füchse bevölkern die sandigen Schluchten, die der Wildbach zur Regenzeit gegraben hat. Papageien streichen plappernd durch die Wipfel, der Alligator belebt die Flüsse und Süßwasserlagunen, während im heißen, salzigen Brackwasser höchstens einige seltene Krebsarten leben. Viel Stoff zur Beobachtung gab das benachbarte Indianerlager der Matakos, die zwar noch nicht zu den eigentlichen Chacobewohnern zählen, sich aber gleich ihnen völlig frei fühlen und den Weißen als Eindringling nur ungern in ihren Wäldern sehen. Stirbt von ihren Angehörigen ein bevorzugtes Mitglied, so bringen sie die Leiche zur Bestattung nach den heiligen Ge-

[1]) Frankfurt a. M. 1901 und 1902.

filden des Gran Chaco, um sie dort in salzgetränktem Boden zu bestatten.

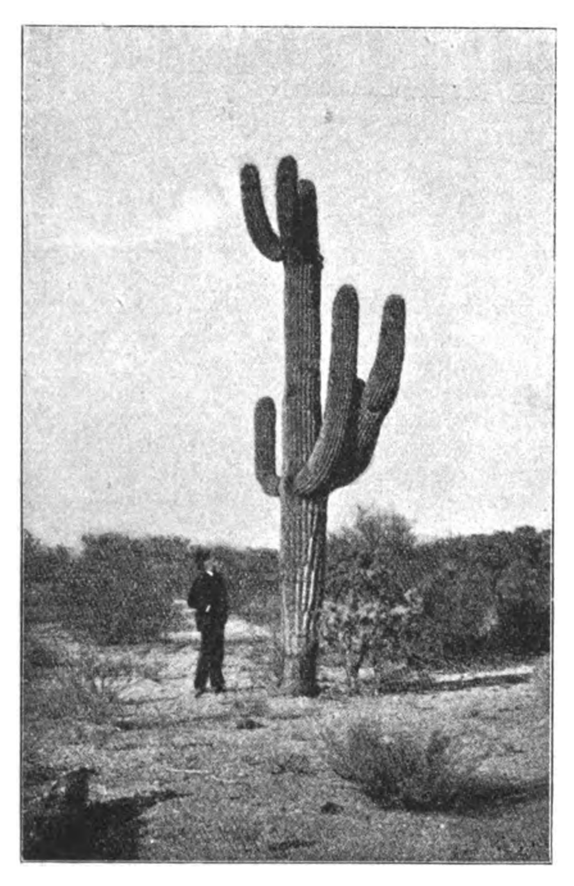
Auf der Hochebene von Puna wurde das zweite Hauptlager der Expedition aufgeschlagen, im Gefilde der salzigen Steppen, wo die Natur von großartiger Einsamkeit, von majestätischer Öde und Erstarrung ist. Das Auge, in den Urwäldern von Quinta durch düstere Laubgänge und Schlingpflanzengestrüpp gefangen, schweifte auf der Puna de Jujuy über unermeßliche Weiten. Im Westen hemmten nur die fernen, schneebeladenen Mauern der Kordillere den Blick. Besonders der 6000 Meter hohe Riesendom des Chânis, den einer der Teilnehmer im November 1901 bestieg, gewährte mit seinem schimmernden Eismantel einen gewaltigen Eindruck. „Schön", schreibt Nordenskjöld, „ist sein zackiger Gipfel, wenn er sich scharf gegen den blauen Himmel abzeichnet, oder wenn schwarze Gewitterwolken, die sich um seinen Gipfel gesammelt haben, sich in Blitzen entladen, die beinahe alle den Bergriesen treffen, oder wenn die aufgehende Sonne einen Rosenschimmer auf die schweren Wolken wirft, die sich alle bestreben, an dem gewaltigen Gebirgskamm vorbeizukommen." Auf der anderen Seite schweifte das Auge über die unendliche Ebene, über die ungeheure »Salina grande«, deren Oberfläche, aus kristallisiertem Salz bestehend, bei bedecktem Himmel einem unabsehbaren Schneefelde, bei Sonnenschein einem großen Meerbusen mit Inseln und Landzungen glich. Kein Gewächs, mit Ausnahme einiger harter Gräser, wurzelt in dem Salzboden der zahlreichen, ausgedehnten „Salinas", während sonst einförmiges Gebüsch die Flächen des Chacogebietes bedeckt. Hatte in den Urwäldern der Sierra ein lebhaftes, wenn auch wenig hörbares Tierleben die Sinne beschäftigt, so herrschte auf den Steppen der Hochebene noch tiefere Stille. „Vicuñas (lamaähnliche Huftiere) wandern über die Ebene, erheben die langen Hälse über das Gebüsch und eilen, sobald sie den Reiter wittern, scheu davon. Kleine, unansehnliche Vögel fliegen in den Büschen, grüne, grausprenklige Eidechsen schlüpfen scharenweise zwischen den Bodenerhebungen umher. In der Laguna del Sauzal und am See der Indianer bei Quinta lärmten Hunderte Enten. Hier oben in die Laguna Kolorado wagt sich nur selten ein Vogel. Sie hat Salzwasser. Beinahe ganz still ist es um den roten See, der von Bergen aus rotem Sandstein umgeben ist und einen Boden hat, der rot leuchtet von dem Verwitterungskies der umgebenden Berge. Selbst die Papageienscharen, die in den vom Wasser durchfurchten Strandbergen umherschwärmen, lärmen nicht so wie in den Urwäldern von Quinta." Indessen ist die Tierwelt nicht gerade arm; Enten, Gänse, Raubvögel, der gewaltige Kondor und der seltsame Flamingo sind an den Ufern der Lagunen zu finden. Ein malerisch-schwindelnder Bergpfad zog sich zwischen Kämmen von schreienden Gesteinsfarben in ein enges Tal hinab, dessen Eingänge blühende Säulenkakteen mit ihren Stacheln verteidigten. „Ein Kolibri hat sein Nest wie eine Festung zwischen die Stacheln gebaut. Ein Chinchilla (die kaninchenartige Wollmaus, der kleine Nager der Felsengebirge, dessen Pelzhaar die alten Inkas schon schätzten und webten) huscht von Stein zu Stein und verschwindet plötzlich in seine Höhle. Der Kondor hat Adler und Falken zu einem Mittagsmahl geladen, das aus einem der am Wege gefallenen Maulesel besteht."

Nordenskjölds Reisegenosse Graf E. von Rosen bestieg in Begleitung des Konservators der Expedition und eines Indianers den oben geschilderten Chânis, dessen Höhe er auf 6100 Meter angibt. Es war historischen Gedenkens das erstemal, daß ein menschlicher Fuß den Gipfel des Bergriesen betrat. Etwas über der Schneegrenze blieben die beiden Begleiter v. Rosens im Zustand äußerster Atemnot und Erschöpfung zurück; Rosen selbst erreichte, mehr kriechend als steigend, den Gipfel, überrascht, dort oben Mauerreste, Topfscherben und Vorräte von Kaktusholz zu finden, Kulturreste, die offenbar auf die Zeit vor der spanischen Besiedlung zurückwiesen. Vielleicht lag hier zur Zeit der Inkakultur eine Opferstätte oder auch eine Signalstation. Leider



Lamas, die als Lasttiere verwendet werden.

wurde Rosen durch die Bergkrankheit zur Vornahme näherer Untersuchungen unfähig gemacht. Zurückkehrend, fand der Tourist seine beiden Begleiter an derselben Stelle, wo er sie verlassen hatte, den Konservator betäubt, den Indianer so kraftlos, daß er sich kaum aus dem Schnee erheben konnte: „Der Konservator", schreibt Rosen in einer kurzen Mitteilung (Umschau, 25. Januar 1902), „hatte, bevor er einschlief, die schrecklichsten Halluzinationen gehabt und war äußerst erschöpft. Ich glaubte, ich wäre mit heiler Haut davongekommen, einen Tag aber nach der Besteigung begann Wasser aus der Gesichtshaut zu fließen, die Haut wurde schwarz



Nest im Innern eines Riesenkaktus.

und große Stücke fielen ab. Ich sah aus, daß ich Leute zu Tode erschrecken konnte, denn mein Gesicht war schwarz und weiß gestreift. Jetzt bin ich jedoch wieder vollständig hergestellt."

Interessante Mitteilungen enthalten Nordenskjölds Briefe über die Indianer der bolivianischen Puna (Hochebene), deren Gewohnheiten von ihrem heidnischen Aberglauben, von Naturreligion und den Anfängen des Christentums, das ihren Vorvätern die spanischen Mönche beizubringen suchten, gleichmäßig durchsetzt sind. Auf dem Dachfirst ihrer Hütten fand der Reisende friedlich nebeneinander das Kreuz aus Kaktusholz und das Horn der Pachamama, der alten, die Erde und ihre heiligen Kräfte personifizirenden Göttin. Auf den Paßhöhen sind ihr zu Ehren ungeheure Steinhügel getürmt und kein vorübergehender Indianer versäumt, einen Stein hinzuzulegen. Nordenskjöld nennt den Indianer der Puna düster und verschlossen, wie sie selbst, ungastfreundlich wie die Hochebene, lügnerisch wie die Luftspiegelungen der Steppe und karg und geizig wie die Natur des Chacogebietes, die nur Wüstenvegetation und salzige Gewässer erzeugt, das Gegenteil des lachenden, leichtsinnigen, tanzenden und trinkenden Indianers der Sierra.

Auch die Puna wurde überschritten und im nördlichen Chaco, in dem waldreichen Quellgebiet der großen Gewässer, die später ein elendes Ende in Sümpfen und Salzlagunen nehmen, ein dauerndes Lager aufgeschlagen. Hier wurde gesammelt, getrocknet, ausgestopft, das Volksleben studiert und ein reger Handel mit den Indianern unterhalten, die ihre Jagdbeute und ihre Altertumsfunde gegen Schiffszwieback und abgelegte Hemden oder gegen Tabak und Branntwein vertauschten. Jagden, Ausflüge, Forschungen in Steppe und Wald, Vergnügen und Spiele wechselten und vereinten die Teilnehmer zu einem fröhlich ungebundenen Lagerleben. „Graf Rosen hat auf der Tigeresplanade (die Lagerstraße) einen Bogenschützenkampf zwischen den Indianern angeordnet. Mit Schreien und Lachen begleiten die Indianer den Gang des Weltkampfes. Ein großer rotgemalter Indianer erhält den ersten Preis. Ein Indianer macht Feuer an, indem er mit großer Geschwindigkeit zwei Stäbchen gegeneinander reibt. Dies ist die Methode, deren sich die Choroten ausschließlich bedienen . . . Fries kommt aus dem Walde zurück. Er hat einige Enten geschossen und eine Menge Schwämme gesammelt. Wir begleiten ihn nach dem »Botanicum«. Hier stehen gewaltige Pressen. An der Wand hängt eine Liane, . . zwei Stammproben von Palmbäumen stehen am Eingang. Überall, wo Platz ist, liegen Schwämme zum Trocknen ausgebreitet, und dies Trocknen bereitet Fries während der Regenzeit viel Kummer. Ein Kolibri ist hier untergebracht und nicht bei dem Zoologen Hofsten, denn die Kolibris konkurrieren hier mit den Schmetterlingen im Befruchten der Blüten." So waren alle Abteilungen der Expedition in emsiger und auch fruchtbarer Tätigkeit. Im „zoologischen" Zelt wurden Skorpione, Spinnen, Schlangen u. dgl. konserviert, Tiere ausgestopft, Vogelbälge präpariert. Rosen sammelte ebenso eifrig alle die tausend Gegenstände, die die heutige Kultur des Chacoindianers mit der seiner Vorfahren zu vergleichen gestatten und unter tausend Opfern an Geld und Gesundheit gesammelt werden, um später in den unergründlichen Kisten der längst überfüllten ethnographischen Museen ungesehen zu verstauben.

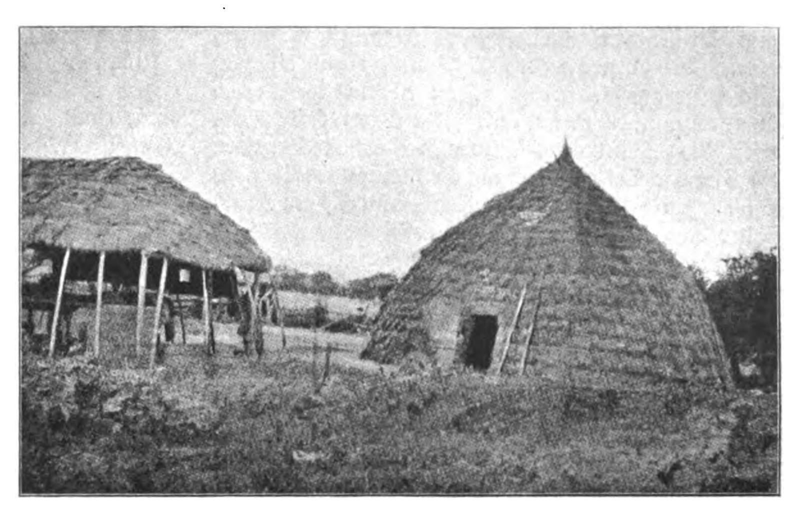
Ein lebensvolles Bild entwirft der Leiter der schwedischen Expedition endlich von den Wäldern des Chaco und den vielstämmigen Indianervölkern, welche in ihnen hausen. „Mit Ausnahme der Chiriguaner sind diese Völker ohne jede Zivilisation. Sie leben von der Jagd, vom Fischfang, wildem Honig und von allen den Wurzeln und Früchten, die der Wilde als Nahrung zu gebrauchen versteht. Aus Chaguarbast verfertigen sie ihre Decken, Hemden, Netze und Taschen. Mit Holzstäbchen machen sie Feuer an. Als Schmuck verwenden sie Federn und Blumen. Sie sind oft prächtig bemalt und täto-

wiert. . . Die Choroten lieben es mehr, sich zu schmücken, als die anderen. Ihre jungen Krieger tragen Halsbänder und Ringe und Federn. Die jungen Mädchen haben selten einen anderen Schmuck als eine prachtvolle Tätowierung oder Bemalung, und eine Wilde mit blauen Schnörkeln auf den Wangen und an der Stirn, sowie mit roten Strichen auf der Nase und um den Mund sieht wirklich besser aus als eine nicht tätowierte und bemalte."

Flach oder in langen, unendlich eintönigen Wellenlinien erstreckt sich der salzige Boden der Chacogefilde, den diese Kinder der Freiheit ihr eigen nennen und mit den ihnen allein verfügbaren Waffen, Meuchelmord und Hinterlist, verteidigen. Über endlosen Grasflächen mit starren, trockenen Halmen und dürren, dornigen Büschen wiegen sich vereinzelte Palmenhaine. Für den Reiter undurchdringlich, bietet der Wald gegen die glühende Tropensonne gleichwohl keinen Schutz. Der ausgedörrte Boden führt so wenig Wasser, daß der durstige Wanderer tagelang sucht, bevor er eine Lagune oder ein Rinnsal entdeckt, oft genug auch dann noch mit salzigem, ungenießbarem Wasser. Nur der Indianerinstinkt vermag in dieser Wüste Lebensbedingungen zu finden, und trotzdem ist selbst hier die Rothaut nicht sicher vor der Verdrängungswut und den ausrottenden Zivilisationsbestrebungen des weißen Kulturträgers. Sehr wahr sagt Nordenskjöld: Hätte Gran Chaco Gold oder Äcker, längst hätte der Weiße Besitz ergriffen von Santa Cruz de la Sierra bis Corrientes. Aber auch so wie es ist, werden die wilden Stämme des Chaco ihrem Geschick nicht entgehen.

Im Anschluß an diese neueren Ergebnisse der Chacoforschung sind die Mitteilungen eines spanischen Jesuitenpaters doppelt interessant, der in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in den südamerikanischen Besitzungen Spaniens wirkte. Seine handschriftlichen Aufzeichnungen über die Völker des Chacogebietes, die schon damals durch ihre trotzige Abwehr der spanischen Unterwerfungsversuche einen wahren Legendenkranz um sich gebildet hatten, sind von einem Jesuitenpater der Gegenwart, Anton Hounder, wieder aufgefunden und ihrem wesentlichen Inhalt, größtenteils sogar dem Wortlaut nach im „Globus" veröffentlicht worden.

Der heute fast entvölkerte Chaco muß damals, etwa von 1650 bis 1750, ziemlich dicht besiedelt gewesen sein. Nach hundertjährigen heißen Kämpfen zwischen den Indianern und den Spaniern, deren Ausrottungspolitik in Südamerika sattsam bekannt ist, zählte der Jesuit etwa um 1770 noch dreizehn verschiedene „heidnische Völkerschaften" in den Chacoländern, deren Kopfzahl er teils freilich nur noch auf einige tausend, teils aber auch auf 20.000 bis 50.000 bezifferte. Er zählte dieselben nicht nur einzeln ihrem Namen und Wohnsitze nach auf,



Grashaus der Wichita-Indianer.

sondern versuchte sie auch zu charakterisieren und teilt über ihre Geschicke mancherlei mit. Von den Chiriguanos, unter denen sich auch Nordenskjöld aufhielt, erzählt das alte Manuskript, daß sie, dank ihren Lebensgewohnheiten, ihren festen Wohnsitzen und ihrer guten politischen Gliederung, aber auch wegen ihrer ausgezeichneten Charakter- und Geisteseigenschaften zweifellos die mächtigste Nation des Chcao seien. Gegen die spanische Herrschaft hatten sie sich bisher erfolgreich gewehrt, mit den benachbarten Chacostämmen lagen sie ihrerseits stets in Fehde, suchten sie zu unterjochen und brachten auf ihren Feldzügen so viel Sklaven mit heim, daß sie aus ihnen ganze Sklavendörfer gründen konnten. Die Mataguayos nennt der Pater die hinterlistigsten und feigsten, die dem Christentum unterworfenen Lulastämme die gutartigsten, die Guanas die schönsten, die am Paraguay wohnenden Mbayas aber die tapfersten und grausamsten Indianer des Chaco. Des eingehenderen äußert er sich über den erbitterten und hartnäckigen Kampf, den die spanischen Eroberer führten, um sich die Nationen dieser unerforschten Gebiete zu unterwerfen, und anderseits die Indianer, um sich des Joches der verhaßten spanischen Schlächter zu erwehren.

Bald nach dem spanischen Einfall in die Küstengebiete drang, diesen Erzählungen zufolge, der Spanier Andres Manso auch in den Chaco ein. Er überschritt die Kordillere de Chiriguanos, den Versuch aber, in den Llanos eine Stadt zu gründen, die den umwohnenden Eingeborenen zur Zwingburg würde, bezahlte er mit dem Leben und seine Expedition mit dem Untergange. Um die Chiriguaner zu strafen und der spanischen Herrschaft dauernd zu unterwerfen, sandte nunmehr der Vizekönig Francisco de Toledo ein starkes Heer, dessen Kreuzzug in die Steppen freilich die Indianer nicht aufzureiben vermochte, dafür aber eine Rachbegierde, einen Blutdurst und eine Wut unter ihnen entfachte, die den Spaniern auf Jahrzehnte hinaus jede Kolonisationstätigkeit vereitelte. Die schrecklichen Metzeleien der Indianer in den Provinzen Chichas, Pilaya, Laguna und Santa Cruz, die Zerstörung der Städte Pilaya, Paspaya und andere Niederlassungen, wo immer Spanier oder

zum Christentum übergetretene Stämme wohnten, waren die Antwort der Chiriguaner auf die spanische Herausforderung. Nun hörten die Kriege überhaupt nicht mehr auf. Die Stadt Esteco am Ufer des Salado im Süden des Chaco mußten die Spanier bald nach ihrer Gründung wieder verlassen. Im XVII. Jahrhundert gründete ein Statthalter eine neue Stadt namens Santiago de Guadalcaza, die zwischen dem Vermejo und dem Rio Grande von Xunui lag, sie hielt sich nur zwei Jahre vor den Angriffen der erbitterten Eingeborenen. Eine dritte Gründung am Paraguay wurde nach 60 Jahren mit Krieg überzogen und zerstört. „Überhaupt", erzählt der Chronist weiter, „hatten die Gewalttätigkeiten der Spanier bei fast allen Chaconationen den größten Haß entflammt, der sich durch ständige Einfälle in die spanischen Provinzen Luft machte und viele Kolonistenstädte an den Rand des Verderbens brachte... Die Guyakurus dehnten ihre mörderischen Streifzüge bis in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt von Paraguay aus, plünderten und entvölkerten sämtliche Hazienden nördlich von Asuncion längs und in der Nähe des Rio Paraguay. Die Abipones und Makobis drangen mordend bis unter die Tore von Santa Fé und verübten blutige Greuel in nur 6 Meilen Entfernung vor der Stadt. In der Stadt San Miguel trugen sie Mord und Todschlag bis in die Häuser und hielten sich mehrere Monate im unmittelbaren Umkreis der Stadt."

Es wollte zur Beruhigung des Chaco nicht viel besagen, wenn die Spanier von Zeit zu Zeit unter einem Statthalter „voll Entschlossenheit, Klugheit und Eifer für das Gemeinwohl" ihrerseits in die Indianerterritorien einbrachen, Gleiches mit Gleichem vergalten und die Eingeborenen zu einem Frieden zwangen, den die Eroberer stets durch ihre Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten zuerst wieder brachen, was der Pater selbst lakonisch eingesteht. Mit Mühe und Not gelang es, an den Grenzen des Chaco wenigstens, und auch dort wohl mehr durch die Klugheit der Jesuitenmissionen, als das Schwert der Eroberer, eine Reihe neutraler Stämme zu gewinnen, die als Puffer gegen das seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts ohne neue Bekehrungsversuche gelassene Innere benützt werden konnten; die Absichten der Jesuiten zielten allerdings weiter. „Und da seitdem auf diese Weise Friede eingetreten ist, so ist begründete Hoffnung vorhanden, nach wenigen Jahren das ganze Land oder doch den größten Teil desselben dem christlichen Glauben gewonnen zu sehen," schließt nämlich das Dokument des ehrwürdigen Chacopaters, der nicht ahnte, daß binnen wenigen Jahren die Sache einen ganz anderen Verlauf nehmen würde. Es erfolgte in der Tat 1767 die Ausweisung der Jesuiten sowohl aus Spanien als den Kolonien, was natürlich ihre Kulturarbeit an den Chacogrenzen binnen kurzem wieder zu nichte machte. Dann aber trat binnen wenigen Jahrzehnten die Losreißung der südamerikanischen Besitzungen vom Mutterlande ein, und die neugeborenen Staaten hatten zunächst mehr zu tun, als sich um die Eingeborenenreste der großen Innengebiete zu kümmern, die sie auf dem Papier unter sich verteilten.

Afrika.

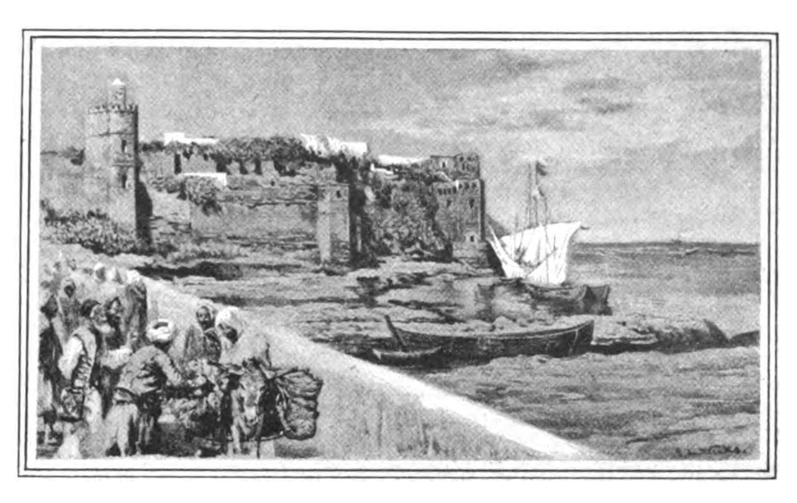
Leben und Reisen in Marokko. Der Sultan von Marrakesch und seine Erben. Tanger und Gibraltar. Die Herkulesgrotte von Ras Aschakkar. Wildschweinjagden in Marokko. Reise durch das marokkanische Küstengebiet. Im Tale des Tensift nach Marrakesch. In der Heimat der Störche. Die Ebene von Marrakesch und ihre Chattaras. Am Hofe des Sultans von Marokko. Reise durch die Atlasvorberge. Gastfreundschaft in den Berberdörfern. Französische Forscher in Marokko und ihre Ziele. * Deutsch-Ostafrika. Die Usambara-Eisenbahn und die Zentralbahn. Verkehrsfragen in Ostafrika. Deutsche Wegebauten. Eine Merubesteigung. Von Mwapwa nach Kilimatinde auf der Landstraße. Der Handel am Tanganjikasee und seine Wege. Aus dem ostafrikanischen Naturleben. Der Charakter der Pflanzenwelt in den Nyassabergen. * Vom Kamerunfluß bis zum Tschadsee. Zu Füßen des Pik von Kamerun. Pflanzenleben am Kamerunberg. Ein Fetischdorf am Aguberge. Kriegsjahre in Kamerun. In den Fullahstaaten von Adamaua. Die Neger der Graslandstämme von Nordkamerun. Der Kriegszug nach Garua und die Fullahschlacht bei Marrua. Die Dreiländerecke am Tschadsee. Rabehs Reich und Sturz. Deutschland am Tschadsee. Ein englischer Freundschaftsdienst. Eisenbahnpläne für Kamerun. * Zwischen Oranje und Sambesi. Verkehrsmittel und Besiedlung in Deutsch-Südwestafrika. Die Eisenbahn Swakopmund—Windhoek. Das Land und sein Wert. Bewässerungswerke. Schafzucht im Namaland. Kamele in Westafrika. Reise im Sandfeld. Steppenbrände bei den Buschleuten. Otaviminen-Gesellschaft. Die neue transafrikanische Überlandbahn und der deutsche Anteil daran. Auf der Löwenjagd am Kunene. Der Wildreichtum in Südwestafrika. * Im Reiche Cecil Rhodes'. Vom Kapstadt nach Buluwayo im Salonwagen. Die Ruinenstätten von Ophir. Auf der Mailcoach durch Maschonaland. Die Opfer des Eisenbahnbaues in Rhodesia. Vom Sambesi zum Nyassasee, die Schireroute. Eisenbahn- und Telegraphenbau im Herzen von Afrika. Das Erwachen des Frühlings am Sambesi. Erziehung des Negers zur Arbeit.

Leben und Reisen in Marokko.[1]

Häufiger als sonst richten sich jetzt die Augen Europas auf das maurische Sultanat in der Nordwestecke von Afrika. Es geht etwas vor, das weiß man allgemein, aber was es ist, darüber herrschen vielleicht selbst in den politischen Werkstätten der „Mächte" verschiedene Auffassungen. Gewiß ist nur eins: ungefähr vier Großmächte brennen darauf, eines Tages das Erbe des Sultans von Marokko anzutreten, und einige andere sind mindestens daran interessiert, daß diese und jene Macht Marokko nicht bekommt. Wer Tanger besitzt, teilt sich mit England in den Besitz des Schlüssels zum Mittelmeer, dessen Einfahrt längst nicht mehr durch die Kanonen Gibraltars allein beherrscht wird. Das ist für Frankreich und Rußland Grund genug, Marokko nicht auch noch in englische Hände fallen zu lassen. England wiederum wird tun, was es kann, um den Aufbau eines französischen „Anti-Gibraltar" bei Tanger oder Ceuta zu verhindern, denn damit wäre die Wertlosigkeit von Gibraltar

[1] Das nachfolgende Bild des gegenwärtigen Zustandes von Marokko ist vor dem Ausbruch der jüngsten Unruhen in diesem Lande geschrieben, dürfte aber auch durch ihren Ausgang, wie immer er sich gestalten mag, nicht wesentlich verändert werden.

besiegelt. Endlich sind noch Deutschland und Italien da, von denen ersteres schon jetzt seine erheblichen Handelsbeziehungen mit Marokko geltend machen kann, während sich Italien wohl in Tripolis bezahlt machen würde, wenn es bei der Aufteilung von Marokko leer ausgehen sollte. Deutschland wird, wenn es eines Tages offen als Bewerber um das Sultanat auftritt, wenigstens den Vorteil haben, daß sowohl England als der Zweibund lieber die deutsche als die französische beziehungsweise britische Flagge über Tanger sehen würden. Das wahrscheinlichste Ergebnis dieser Eifersucht wird inzwischen sein, daß die mark- und kraftlose Selbstherrlichkeit von Marokko noch eine ganze Zeit, gestützt durch europäische Krücken, bestehen bleiben wird.



Rabat.

Aber was ist denn schließlich im Lande der Riffkabylen und der Gebirgsraubstämme zu holen, unter denen sogar die vom Koran gestützte Autorität des Sultans mehr als fadenscheinig ist? Nun, von vielen Besuchern wird zunächst das Klima von Marokko für das beste erklärt, was innerhalb Afrikas für die europäische Landwirtschaft noch zu finden ist. Weder Fieberdistrikte noch unerträgliche Hitze verhindern die dauernde Besiedlung. Allerdings sind heiße, trockene und unfruchtbare Distrikte vorhanden, aber die Möglichkeit einer leichten Bewässerung ist für ungeheure Gebiete gegeben, die Hitze ist nicht unerträglich und die Fruchtbarkeit in den bewässerten Strichen ganz erstaunlich. „Die Erschließung und Zugänglichmachung des Innern von Marokko", sagt K. Floericke, „würde dem deutschen Unternehmungsgeist Gegenden von fabelhaftem natürlichen Reichtum eröffnen. In dieser Beziehung käme insbesondere das wilde Susland in Betracht, dessen ungeahnte und heute noch unzugängliche Mineralschätze eines Tages Europa in Staunen setzen werden." Was den Ackerbau betrifft, so sind Klima und Boden, immer eine zureichende Bewässerung vorausgesetzt, den europäischen Kulturgewächsen und der subtropischen Flora gleich zuträglich. Sicher sind einst große Teile Marokkos Fruchtkammern an Ergiebigkeit gewesen, zahlreiche noch erhaltene und viel mehr verfallene Kanäle deuten auf eine frühere Intensität der Bodenkultur, von der heute nichts mehr vorhanden ist. Allerdings solange der Landmann in steter Furcht vor vagabundierenden Räuberhorden auf einer, vor den habgierigen und gewissenlosen Schergen des Sultans auf der anderen Seite hin und her geworfen wird, hat er wenig Veranlassung, über die notwendigsten Bedürfnisse seines elenden Daseins hinaus etwas zu erwerben. Jeden erübrigten Piaster würde er, gleichviel an wen, doch bald wieder los werden.

Über Bewohner und Natur dieses seltsamen und noch immer recht unzugänglichen Landes hat unter den deutschen Reisenden wohl niemand mehr Erfahrungen gesammelt, als der Marburger Geologe Theobald Fischer, der nun schon zum drittenmal Marokko zum Gegenstand seiner Forschungsreisen gemacht hat. Da über Fischers dritte Reise, die sich überdies nur in den fruchtbaren „Schwarzerdegürtel" des westlichen Landes erstrecken sollte, ausführliche Mitteilungen noch nicht vorliegen, so diene zur Kenntnis von Land und Leuten Fischers Reise im Jahre 1899, die ihn ziemlich tief ins Innere führte, und über welche er in Petermanns Mitteilungen ausführlich berichtet hat.

Die Reise führte von Marburg im Februar 1899 über Frankreich und Gibraltar nach Tanger, wo durch die Reisevorbereitungen und diplomatischen Schwierigkeiten ein unerwünschter Aufenthalt von fast drei Wochen entstand, genug, um die Umgebung der alten Hafenstadt nach allen Seiten zu erkunden. Im Besitz der besten Reede von Marokko — von einem eigentlichen Hafen ist überall an der ganzen Küste noch keine Rede — würde Tanger das wichtigste Eingangstor von ganz Nordafrika sein, sobald der natürliche Hafen ausgebaut und moderne Befestigungen angelegt würden. Heute ist dieser stärkste Punkt am Eingang des Mittelländischen Meeres tatsächlich unbefestigt. „Die vier Batterien, die am flachen Strande der Bucht in früheren Zeiten angelegt worden sind," schreibt Prof. Fischer, „sind ganz in Verfall. Die alten eisernen Kanonen, die vom Kap Malabata so drohend auf den Vorübergehenden herabschauen, haben keine Lafetten, sondern sind einfach in Scharten der verfallenen steinernen Batterie gelegt, die dafür von dem nur mit Lebensgefahr zu ersteigenden Turm wenigstens eine entzückende Aussicht bietet. Ein mit 20 Pfennigen täglich besoldeter Wächter wohnt in einer armseligen Steinhütte am Eingang in die Batterie."

Tanger ist indessen mehr als nur der zukünftige Riegel des Mittelmeeres. Es ist das Hamburg von Marokko, der erste Ein- und Ausfuhrhafen, überhaupt die regste Handelsstadt des Scherifenstaates. Die ganze Umgegend bildet einen großen Gemüsegarten, der nicht nur trefflich bewässert, sondern auch heldenmütig gegen das drohende Vorrücken der Sanddünen beschützt wird.

Tanger, von so vielen Europäern bewohnt, daß der echte Marokkaner es kaum noch als eine Stadt Mohammeds anerkennen will, ist der erste Platz des Landes, wo man außerhalb der Mauern und Tore, d. h. in grüner Umgebung, zu wohnen wagt. Während die übrigen Städte, besonders Marrakesch, mit allen Unbequemlichkeiten des engen Mauergürtels und der Zusammenpferchung in schmalen Gassen behaftet sind, steigt Tanger, in einen Kranz grüner Gärten gehüllt, vom Meere zu dem hohen Vorgebirge empor, auf welchem die alte Stadt liegt. Da Tanger als der alte Sitz der europäischen Gesandtschaften immerhin den höchsten Grad persönlicher Sicherheit innerhalb Marokkos verbürgte, so haben sich hier schon früh Europäer angesiedelt, und besonders Engländer, denen ein Ausflug von dem nahen Gibraltar die Bekanntschaft mit der schönen Umgebung von Tanger vermittelte, haben hier in größerer Zahl ihre Landhäuser inmitten schöner, halbtropischer Gärten. Zwischen Tanger und Gibraltar besteht überhaupt ein reger Verkehr, da letzteres fast vollständig von der afrikanischen Küste aus versorgt wird. H. Moeser, der in verschiedenen Teilen von Marokko lebte, sah von Tanger aus täglich ganze Schiffsladungen von lebendem Vieh, Nahrungsmitteln und Früchten über die Meerenge führen und meint, daß Gibraltar mit seinen 30.000 bis 40.000 Menschen ohne Tanger sein würde, wie „ein Dampfer ohne Kohlen". Nur den Getreideexport erlaubt das Gesetz von Marokko nicht, und wenn dies Verbot früher einmal gerechtfertigt gewesen ist, um den übermäßigen Verkauf von Brotkorn zu hindern, so ist es jetzt, wo in guten Erntejahren große Kornmengen im Lande verfaulen, höchst unsinnig und schädlich, wird aber nichtsdestoweniger starrköpfig aufrecht erhalten.

Mit der Besiedlung durch gutsituierte Fremde ist Tanger natürlich auch wohnlicher und schöner geworden. Gute Straßen sind entstanden, Reitwege erschließen manchen reizenden Punkt der hochgelegenen Küstenstrecke. So zieht sich am „Monte", dem Ostabhang des aussichtsreichen Djebel, ein Reitweg zwischen Villen, modernen Parks und zuletzt zwischen alten verlassenen Gärten dahin, von welchem Theobald Fischer nicht genug Rühmens machen kann, ja dessen Aussichten er den schönsten der Welt zur Seite stellt. „Ich sah hier", schreibt der Forscher, „nach einem heftigen Nordweststurme einen Sonnenuntergang von unvergleichlicher Pracht. Die ganze spanische Küste vom Kap Trafalgar bis zur Punta de Europa war so scharf beleuchtet, daß man an den weißgrauen Felsen von Gibraltar die sich zur Höhe schlängelnden Wege deutlich erkennen konnte. Die weißen Dünen hinter Tarifa leuchteten wie Schneefelder und an den Bogen der Sierra de los Gazulas konnte man deutlich die Faltung der Schichten erkennen. Zuletzt erschien ein Regenbogen, wie eine Riesenbrücke über die Meerenge gespannt. Man reitet zuweilen wie in einem von üppigem Grün gebildeten Tunnel von Korkeichen und Immergrüneichen, Aleppokiefern, Zypressen, besonders lusitanischen, untermischt mit Lorbeer, Arbutus, Viburenum, Pistazien, Feigen- und Ölbäumen, alles überrankt von Efeu, Geisblatt, Clematis, Convolvulus, Reben und Brombeeren. Bald hat man den Einblick in einen wenig gepflegten Garten mit hohen Drachenbäumen, Palmen, Apfelsinen, Agaven, Opuntien, alles in größter Üppigkeit, bald schweift der Blick frei über das Meer."

Die Landesbewohner fand Fischer im allgemeinen nicht so schlimm, wie sie oft, besonders von den französischen Reisenden, geschildert worden sind. Von durchaus räuberischer Lebensart sind nur die nomadisierenden Araberstämme und arabisierten Berber, die in den Ebenen ihre Zelte bald hier, bald dort aufschlagen und den Sultan so wenig wie etwas anderes in der Welt fürchten. Je weiter von Marrakesch, der Hauptresidenz, entfernt, um so unabhängiger fühlen sie sich, und es sind schon die besseren unter ihnen, die sich mit einer Verkehrssteuer von den durchziehenden Karawanen begnügen, anstatt sie einfach auszuplündern. Delbrel, der 1899 die Gebiete des Innern zwischen Fez und der algerischen Grenze durchwanderte, kam durch das Gebiet dieser auffäßigen Stämme nur, indem er sich als Mohammedaner verkleidete und sich den religiösen Übungen seiner begleitenden Moslim aufs genaueste anschloß. Trotzdem befand er sich mehr als einmal in Lebensgefahr, aus der ihn nur die größte Kaltblütigkeit rettete. Harmlose, fleißige Gärtner und Bauern sind dagegen die unvermischten Berberstämme, die an den Gebirgsabhängen und an den freilich oft nur aus Grundwasserströmen bestehenden Flüssen ihre kleinen Dörfer oder Städte bewohnen. Ihre Häuschen sind kleine, flache Stein- oder Lehmhütten, ihre Verfassung ist von patriarchalischer Art.

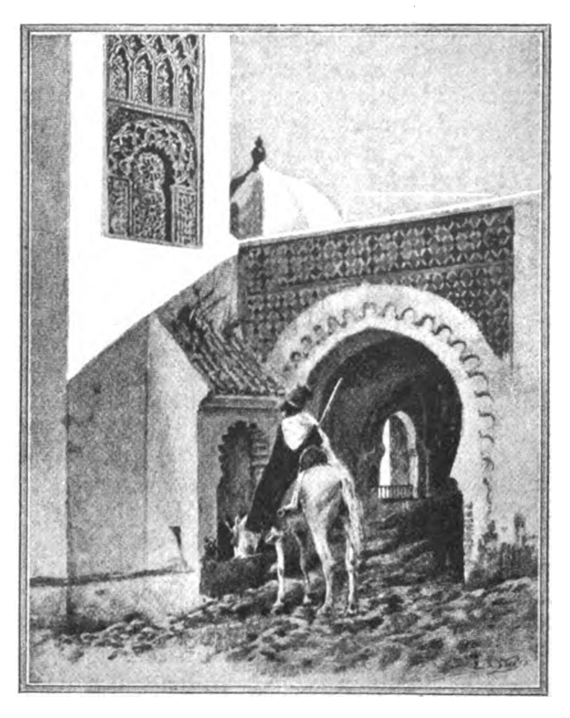
Von Fischers Ausflügen in die Umgebung Tangers ist ein Ritt nach den sogenannten Herkulesgrotten von Ras Aschakkar am meisten erwähnenswert. Eine Stunde südlich vom Kap Spartel liegt in einem Kranz reizender, bis 15 Fuß hoher Zwergpalmen das Berberdorf Djebila, dessen Bewohner großenteils vom Ertrage der benachbarten Mühlsteinbrüche leben. In den harten Sandstein der Küste hat seinerzeit das Meer tiefe Grotten genagt, die jetzt den Namen der Herkulesgrotten führen. Da die tiefer gelegenen Höhlen mit ihrem Boden unter den heutigen Wasserstand herabgehen, so hat man daraus auf ein Sinken des Landes geschlossen, Fischer äußert dagegen die einfachere Ansicht, daß der Steinbruchbetrieb, der hier uralt ist, beim Verfolgen der geeignetsten Sandsteinadern stellenweise tiefer in den Fels gedrungen ist. Die hier verfertigten Steine, kleine runde Mahlsteine für die Handmühlen der Berberhäuser, gehen über einen großen Teil des Landes. Südlich von Djebila breitet sich über große Flächenräume ein unberührtes Gebiet der Macchienvegetation aus, jener immergrünen Mittelmeerflora, in der die Wacholder, Pistazien, Myrten, Oleander und baumartige Eriken die Hauptvertreter bilden. Dieses wüste Gebiet ist ein Dorado der Wildschweine und gleichzeitig seiner Bodengestaltung wegen ein herrliches Jagdgebiet. Der Sultan hat es als solches der in Tanger ansässigen Fremden-



kolonie, in erster Linie den Gesandten, abgetreten und als Mohammedaner damit weder sich noch seinen Untertanen etwas entzogen, denn letztere, soweit sie nicht ebenfalls auf den Koran schwören, sind Juden. In der Tat werden hier in jedem Frühling, und zwar zur Märzzeit, glanzvolle Parforcejagden auf den wilden Keiler abgehalten, der dabei, wie in Indien, mit dem Speer gejagt wird. Die ganze europäische Gesellschaft von Tanger, verstärkt durch zahlreiche Besuche aus der Heimat, Offiziere aus Gibraltar u. s. w., schlägt dann für eine Woche ein Zeltlager in der Macchienzone auf, um sich einer mehr oder weniger ungebundenen Freiheit zu erfreuen und mit Leidenschaft dem Reiten und Jagen hinzugeben.

Am 7. März endlich war alles zur Abreise von Tanger bereit, ein Dolmetsch besorgt und ein Berbersoldat, der als lebendiger Paß des Sultans diente und ohne den kein autorisierter Reisender ins Innere des Landes entlassen wird, zur Verfügung gestellt. So konnte selbst Sturm und Regen, die gleichzeitig einsetzten, den Reisenden nicht mehr zurückhalten. Da der Ritt ins Innere erst von Mogador, dem westlichen Hafenplatz, angetreten werden sollte, so zog Fischer zunächst längs der Küste nach Arzila, wohin der gewöhnliche Reiseweg zur Zeit wegen des Wetters unpassierbar war. Die Reise an der Küste entlang bot keine Schwierigkeiten mit Ausnahme eines Flußüberganges, der wenig angenehm, wenn auch ungefährlich von statten ging. Die Weiterfahrt erfolgte bis Mogador zu Schiff, wobei Fischer jede Möglichkeit zu landen oder von einer Landungsstelle bis zur nächsten ein Stück zu Pferd oder zu Fuß zurückzulegen, nach Kräften ausnützte.

Von Mogador, wo Fischer bei den dort wohnenden Europäern herzliche Aufnahme fand, führte die Reiseroute nach Marrakesch, der Residenz des Sultans, und zwar auf dem noch völlig unbekannten Wege durch das Tal des Tensiftstromes. Der aus dem hohen Atlas kommende Strom durchschneidet in vielen Windungen, tief in die Hochebene eingegraben, alle verschiedenen Vegetationsgebiete zwischen dem Hochgebirge und dem Atlantischen Ozean und mündet etwa 60 Kilometer nördlich von Mogador. Da das Land gleich von der Küste steil ansteigt und alsbald eine Höhe von mehreren hundert Metern erreicht, so gibt es in den tief eingeschnittenen und teilweise bewaldeten Schluchten der Küstengewässer hübsche Szenerien. Im Tal eines früher wasserreichen, jetzt aber nahezu ausgetrockneten Baches fand Fischer eine uralte Ölmühle. Sie war in eine Höhle hineingebaut, die einst ein Wasserfall im Herabstürzen hinter und unter seinem Bette ausgewaschen hatte. Der Eingang zu der Höhle ist jetzt gegen das bei Regenwetter darüber hinwegstürzende Wasser durch dichte Dornwände geschützt. Diese alten Mühlen — Fischer entdeckte auf seinem Wege später noch eine zweite — besitzen zur Aufnahme der Oliven einen aufgemauerten, schüsselförmig gewölbten Herd, auf welchem ein aufrecht stehender großer Mühlstein ruht. Mit Hilfe einer riesigen Welle aus hartem, zähem Holze wird der Stein durch menschliche oder tierische Kraft auf dem gehöhlten Unterstein herumgewälzt, während der Olivenbrei mit Krücken immer aufs neue unter den Stein geschoben wird. Wenn die ganze Herdwölbung von einem gleichmäßig zähen schwarzen Schlamm angefüllt ist, setzt der Berber seine Ölpresse in Bewegung. Sie besteht aus einem ungeheuren, alten Olivenstamm, dessen Gewicht schon allein als Presse dienen könnte. Derselbe wird horizontal gelagert, an einem Ende solid befestigt und am anderen mit Hilfe einer mächtigen Schraube heruntergedrückt. Darunter kommen geflochtene Körbe, angefüllt mit dem dunklen Olivenbrei, aus welchem das riesige Gewicht des Stammes das ziemlich saubere Öl herauspreßt. Es fließt in ein steinernes Becken, wo es sich noch weiter klärt, um dann in Krüge und Schläuche gefüllt und in die deutschen Faktoreien nach Mogador gebracht zu werden.



Moschee und Straßenbrunnen in Tetuna.

Äußerst schwierig gestaltete das Fortkommen der kleinen Karawane sich im Tensifttal. Teilweise ziemlich breit und bequem zu passieren, verengt sich dasselbe stellenweise zu einer Schlucht mit hohen Steilwänden, in der man zufrieden sein mußte, bald hüben, bald drüben einen schmalen Streifen zum Fortkommen zu finden, und deshalb genötigt war, recht oft von einer Seite des Flusses nach der anderen zu lavieren. Der Tensift wurde auf diese Art wohl zwanzigmal gekreuzt, was nicht immer gefahrlos war. Zuweilen war es trotzdem unmöglich, ihn zu verfolgen, es mußte dann das Steilufer erklettert und der Ritt oben fortgesetzt werden, bis man nach einigen Windungen wieder auf den Flußlauf stieß.

Bei der Berberansiedlung Mehdin trat man aus dem Gebiete der fruchtbaren Schwarzerde in den Steppengürtel ein. Die Karawane wurde hier von einem Läufer eingeholt, der aus Mogador mit Briefen nachgesandt worden war, welche Fischer dort vergeblich erwartet hatte. Der Mann

hatte täglich 75 Kilometer zu Fuß zurückgelegt, und das in einem für unsere Begriffe straßenlosen Terrain. Die Bewohner von Mehdin, denen wie auch allen späteren Ansiedlungen die bevorstehende Ankunft eines Franken schon bekannt geworden war, hatten noch nie einen Christen gesehen, da ihre Siedlung, wie die ganze Reiseroute Fischers, weit ab von der gewöhnlichen Straße zwischen Mogador und Marrakesch lag. Ihr Kaid war dem Reisenden schon am Tage zuvor entgegengekommen und hatte sich durch den lebendigen Geleitsbrief des Reisenden, d. h. den Schutzsoldaten, von dem Zweck und Ziel desselben unterrichten lassen. Die Leute erwiesen sich hier wie in den meisten Dörfern, wo man mit Fremden noch nie zu tun gehabt hatte, bescheiden und höflich. Sie teilten dem Forscher von ihren Vorräten mit, und höchstens ihre begreifliche Neugier, die sich nichts, was der Fremdling verrichtete, entgehen ließ, konnte lästig empfunden werden. Ebenso freundliche Aufnahme und Unterstützung fand der Forscher bei dem ehrwürdigen Kaid von Amri, der ihm seine Söhne entgegensandte, um seine Wünsche zu erfahren und für seine Sicherheit zu sorgen.

Sehr hübsch erzählt Fischer von dem massenhaften Vorkommen des Storches, den er geradezu den Charaktervogel von Marokko nennt. In vielen Gegenden lassen sich die etwa im März aus dem Süden kommenden Störche in solchen Massen nieder, daß trotz der an Anbetung grenzenden Rücksicht der Marokkaner für ihre geflügelten Sommergäste kaum Nistplätze genug zu beschaffen sind. Sie nisten nicht nur auf allem alten Mauerwerk, auf den kaum 2 Meter hohen Berberhäuschen, sondern auch auf den kegelförmigen Reisighütten, auf Opuntien und Ölbäumen. Niemand tut ihnen etwas zuleid, eine merkwürdige Erscheinung bei einer Bevölkerung, die sonst herzlos alles Lebende vertilgt. Ein Aberglaube oder eine sich an das jährliche Erscheinen der Störche knüpfende Sage ist es, die dieses scheinbare Wunder zuwege bringt. Die Störche sind nach dem Glauben der Berber keine gewöhnlichen Vögel, sondern verwandelte Menschen, die Bewohner ferner, unbekannter Inseln, die zur Frühlingszeit Vogelgestalt annehmen und als Zugvögel über das Meer nach Marokko wandern. Im Herbst kehren sie von hier in ihre Heimat zurück und werden wieder Menschen bis zum kommenden Frühling. Einen Storch zu töten, würde in Marokko als ein Verbrechen betrachtet werden. Der Winteraufenthalt der marokkanischen Störche ist im Sudan, von wo sie im März nach Norden ziehen, um genau wie diejenigen des Mittelmeergebietes bei uns, der Brutpflege zu obliegen. Im Mai sah Fischer bereits junge Störche von ansehnlicher Größe. Im August wandern sie schon wieder nach dem Süden. Die Verehrung der Störche ist ziemlich im ganzen Lande verbreitet, in Faz fand Fischer sogar ein auf einer Stiftung beruhendes Hospital für kranke oder verletzte Langbeine. Auch der ebenfalls in großen Schwärmen vorkommende Kuhreiher genießt übrigens eine ähnliche Schonung.

Der Reisende war mittlerweile aus der Steppe mit ihrer recht spärlichen Bevölkerung in die steinige, geröllreiche Ebene von Marrakesch eingetreten, und die schneebeladenen Kämme des Hohen Atlas winkten bereits aus ziemlicher Nähe. Die Ebene von Marrakesch ist eins der dichtest bewohnten und fruchtbarsten Gebiete von Marokko, obwohl sie an vielen Stellen nichts weiter als ein nacktes Geröllfeld vorstellt. Sie bietet jedoch ein günstiges Terrain für Bewässerungszwecke, und dies im Verein mit der in der Umgegend der Residenz verhältnismäßig großen Sicherheit erklären ihre starke Besiedlung. Vom Fuße des steilen, zerrissenen Atlas bis an den Oberlauf des Tensift erstreckt sich eine ziemlich geneigte, sonst aber tischglatte Ebene, die hauptsächlich aus den Verwitterungsprodukten des Gebirges aufgebaut ist und in den oberen Teilen aus einer mächtigen Geröllschicht, in der Mitte aus Kiesbänken und gegen den Tensift zu aus Sandschichten besteht. Überlagert und oberflächlich durchsetzt sind diese Schichten mit Kalk, der teils aus den zur Regenzeit niederstürzenden Gebirgswässern sich absetzt, teils aus dem Grundwasser stammt, welches durch die Wärme und Trockenheit der Luft emporgesogen wird und unter Ausscheidung seines Kalkgehaltes verdunstet. Dieser Kalkgehalt im Verein mit der fleißigen Arbeit macht den Boden dort, wo Bewässerung vorhanden ist, sehr fruchtbar. So ziehen sich um den ganzen unteren Rand der Ebene Palmenhaine, und am oberen Lauf des Tensiftflusses reiht sich Oase an Oase. Die Oberfläche der Ebene von Marrakesch ist beinahe wasserlos, da die aus dem Atlas kommenden Bäche teils in dem porösen Boden verschwinden, teils unter der großen Trockenheit des Klimas rasch verdunsten. Aus demselben Grunde ist auch die Anlage oberirdischer Bewässerungskanäle ziemlich zwecklos, denn ihr Inhalt würde größtenteils verdunsten, bevor er an Ort und Stelle gelangt. Es ist deshalb in Marokko seit uralten Zeiten ein großartiges Netz unterirdischer Bewässerungsarme angelegt worden, welches heute leider zum größten Teil verfallen und außer Tätigkeit gekommen ist; die noch brauchbaren Reste davon sind es aber, die den heutigen Stand der Bodenkultur zumeist ermöglichen. Besonders in der Ebene von Marrakesch sind diese noch vorhandenen „Chattaras“ die Lebensadern der Oasen und Dörfer, in denen außer dem Gemüsebau besonders die Dattelpalme und der Ölbaum gepflegt werden.

Von dem 16tägigen Aufenthalt Fischers in Marrakesch zu reden, würde hier zu weit führen. Von vielen Reisenden ist die Residenz des Sultans besucht und geschildert worden, und wenn sie auch in ihrem heutigen Zustand nur ein Schatten dessen ist, was sie einst, als die schönste Perle maurischer Baukunst, bedeutete, so bietet Marrakesch doch auch gegenwärtig noch eine Fülle des Sehenswerten. Der Sultan, ein junger, wenig hervortretender, seinerzeit von Gnaden des allmächtigen Ahmed ben Musa auf den Thron gesetzter Mischling aus maurischem und Tscherkessenblut, ist nicht gerade der unzurechnungsfähige Weichling und Träumer, als den ihn die europäische Presse oft hingestellt hat, aber doch energielos genug, um seine Ratgeber schalten und den Gang der Dinge gehen zu lassen, wie sie wollen. Den Kultureinflüssen ist der Sultan

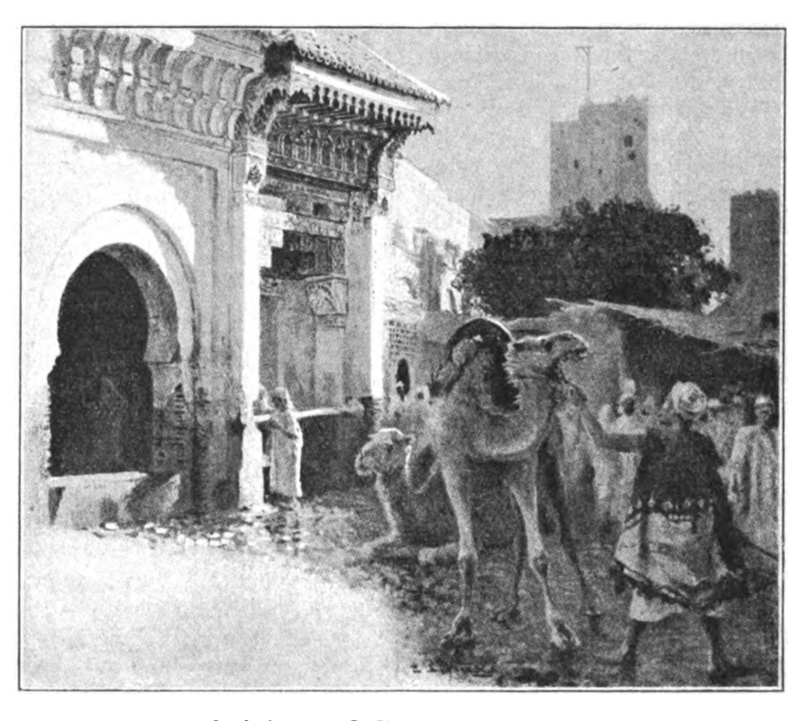


Abd-ul-Aziz, wie die meisten mit ihnen in Berührung kommenden Orientalen, so weit zugänglich, als es sich um die rein äußerlichen Erfolge der Technik und Wissenschaften handelt. So hat Abd-ul-Aziz (ich folge hier einem Berichte von Dr. H. Moeser, Globus, Bd. 80) seinen Palast in Marrakesch mit einer kleinen, durch alle Räume laufenden elektrischen Eisenbahn versehen lassen — damit er nicht nötig hat, seine erhabene Person aus einem Zimmer in das andere zu Fuße zu transportieren. Auch als Amateurphotograph und als Liebhaber des Phonographen und Kinematographen ist er bekannt geworden. Seine Lieblingsmusik, Wagner, Mascagni, Gounod, wird ihm durch eine Kapelle von — 80 Klarinettisten ebenso schön als herzerweichend vorgetragen, von sonstigen Liebhabereien zu schweigen.

Für politische Gemütserschütterungen, wie die Revolution seit dem Ende des Jahres 1902 sie allerdings reichlich mit sich gebracht hat, ist der Sohn des Propheten weniger eingenommen. Sein Heer leitet und verwaltet der schottische Renegat Kaid Maclean, der bereits seit 25 Jahren in marokkanischen Diensten steht. Vor den Annektionsgelüsten der Franzosen, welche unausgesetzt wie die Ratten an der Ost- und Südgrenze von Marokko nagen, glaubt sich der Sultan wohl durch seine Schutzgesandtschaft an die Höfe in Berlin, Petersburg und London für eine Weile gesichert zu haben. Der ihm in hohem Grade unbequemen Gesandtschaftsbesuche in Marrakesch hat er sich anderseits durch das scheinbare Zugeständnis eines marokkanischen Auswärtigen Amtes in Tanger entledigt, eine Neuerung, bei der die Mächte ihre Rechnung wohl weniger machen werden als der Sultan, der sich im gegebenen Falle wenig um die Abmachungen seines Ministers in Tanger kümmern dürfte. Fischer, der Gelegenheit hatte, den Sultan in Marrakesch zu sehen, schildert ihn als kränkliche, apathische Erscheinung. Dieselbe Gelegenheit, nämlich das Beiram- oder Hammelfest, gab dem Reisenden auch die Möglichkeit, denjenigen Kaids und Provinzialbehörden, in deren Gebiet ihn die Weiterreise noch führen würde, seinen Schutzbrief vorzulegen und sie im voraus von seinen Absichten zu unterrichten. Der Sultan, der am Beiramfeste öffentlich die Zeremonie des Hammelopferns vollzieht, ist bei dieser Feier von allen Würdenträgern und den Behörden der loyalen Landesteile umgeben. Nach dem öffentlichen Opfer sah Fischer die „Parade" der in ihrer ganzen Lumpenherrlichkeit angetretenen „Armee".

Am 21. April konnte in Begleitung zweier in Marrakesch erwarteter Europäer die Weiterreise angetreten werden. Sie führte zunächst einige Tage hindurch nordöstlich durch die Vorberge des Atlas, um auch das Leben der hier hausenden Gebirgsstämme kennen zu lernen. Zwischen Olivenhainen und Weizenfeldern, die zu Ende April etwa das Aussehen zeigten, wie die unsrigen im Juli, lagen die kleinen Berberdörfer mit ihren Lehmhäuschen. Würde dies Volk nicht von der schamlosen Willkür seiner Herrscher und seiner Verwaltung ausgepreßt bis auf den letzten Blutstropfen, so könnte hier der glücklichste, wohlhabendste Menschenschlag Afrikas wohnen; solange freilich die Lieferanten, welche die kindischen Wünsche des Sultans für abenteuerliche Summen befriedigen, als Bezahlung eine Provinz oder einen Zoll überwiesen bekommen, um daraus ihren Profit zu erpressen, ist der Fleiß des berberischen Landmannes umsonst.

Einen eigentümlichen, reizvollen Charakter erhält diese schöne Mittelgebirgslandschaft durch die kleinen, viereckigen Kastelle, die in großer Zahl von allen Bergvorsprüngen in das Tal hinabschauen. Es sind aber nicht, wie man zuerst vermuten möchte, alte Raubburgen oder mittelalterliche Schlößchen, sondern ebenso prosaische wie nützliche Vorrats- und Aufbewahrungshäuser der Dorfbewohner. Wenn zu unruhigen Zeiten ihrer Habe Gefahr droht, oder wenn im Winter die viehzüchtenden Stämme über die Gebirgspässe nach den Weidestrichen am Nordrande der Sahara wandern, so wird die Habe diesen wohlbefestigten und von Wärtern behüteten Aufbewahrungshäusern überantwortet. Im Innern sind die Kastelle in lauter einzelne, verschlossene Kammern, wie die Zellen eines Bienenstockes, geteilt. Die Reisenden fanden in dieser Gegend, über deren fabelhaften Reichtum an Störchen sie in Erstaunen gerieten, fast durchweg gute Aufnahme. Meist wurde ihnen sogar Fleisch nebst anderen guten Nahrungsmitteln schon entgegengesandt, und diejenigen Dörfer, in denen nicht übernachtet wurde, ließen es sich nicht nehmen,



Straßenbrunnen „El Chonaz in „Marrakesch.

wenigstens durch ein reichliches Festessen ihre Gastfreundschaft zu beweisen. Ja es kam zu unerwünschten Reiseverzögerungen, da die mohammedanische Begleitmannschaft, welche natürlich diesen Freitisch für unendlich wichtiger als Fischers geographische Reisezwecke erachteten, sich keine Gelegenheit einer derartigen Atzung entgehen lassen wollten. Man wurde mit der Zeit so verwöhnt, daß die Karawane, als z. B. in Demnat die Behörden es an der gewohnten Aufmerksamkeit ganz fehlen ließen, ihrerseits einen energischen Protest gegen diese nichtachtende Behandlung erhoben. Es wurde dann auch unter vielen Entschuldigungen sofortige Remedur geschaffen, und als des Pudels Kern stellte sich heraus, daß am Tage zuvor aus dem Provinzialgefängnis zwanzig schwere Verbrecher entsprungen und deshalb die hohe Obrigkeit in etwas ungewöhnlicher Aufregung war. Das würde vermutlich, fügt Fischer mit dem trockenen Humor des Gelehrten hinzu, in einer deutschen Kleinstadt auch nicht viel anders sein.

Nach mehrtägigem Ritt wurde der etwa auf der Grenze zwischen dem Hohen und Mittleren Atlas aus den Bergen kommende Um-er-Rbia erreicht, in dessen Flußtal die Reise erst nordwestlich, dann über die Hochebene nördlich nach Casablanca verfolgt wurde. In einem unbeschreiblichen Zustand von Abgerissenheit kamen die Reisenden nach einem 14tägigen scharfen Ritt an die Küste, wo die nächste Dampfergelegenheit nach Tanger benützt wurde, denn der Urlaub des Marburger Professors näherte sich seinem Ende, und die verbleibende Zeit reichte gerade aus, um die Heimreise, mit einem einzigen Rasttage in Baden-Baden, glücklich zu bewältigen.

Der Zahl nach sind die meisten Reisenden, die sich in den letzten Jahren in das Innere von Marokko begeben haben, Franzosen. Die Regierung der Republik hat sich stets in höherem Grade bereit gefunden, wissenschaftliche Reisen in Gegenden, die politisch mit Interesse angesehen werden, zu unterstützen, als das in Deutschland üblich ist. Nach Delbrel und Dr. Weißgerber brachte im Jahre 1900 und 1901 Leutnant v. Segonzak längere Zeit in Marokko zu, um teilweise tiefer in das Innere einzudringen, als die meisten seiner Vorgänger. Seine Absicht, von Marrakesch quer durch den Atlas ins Wadi Sus zu gelangen, scheiterte freilich an dem energischen Widerstand der Atlasbewohner, aber er gelangte wenigstens durch das Atlasvorland ins untere Susland und ging dann die Küste wieder nördlich entlang nach Mogador. Im Jahre 1901 durchwanderte er, oftmals unter ernsten Gefahren, die durch die ungebändigten Kabylenstämme berüchtigte Riffküste und die bisher unzugänglichen Gebirgsländer des nördlichen Marokko. Auch der Franzose E. Doutté machte 1901 größere Reisen in Marokko. Man geht sicherlich nicht fehl, wenn man in diesen französischen „Forschern" mindestens ebensosehr Emissäre sucht, die die Stimmung und die Verhältnisse im Innern des Landes im Interesse Frankreichs zu erkunden suchen. Die Beweise für dieses Vorgehen würden unschwer zu erbringen sein. Nicht nur daß den gegen den Sultan aufsässigen Stämmen des Innern und der Küste von Frankreich offenbare Unterstützung geleistet worden ist, auch gelegentlich der Vorstöße von Algier auf die teils unabhängigen, teils von Marokko beanspruchten Oasen des Grenzgebietes sind Verträge mit den Häuptlingen verschiedener Stämme abgeschlossen worden, die wenigstens nominell dem Sultan von Marokko unterstehen. Allein schon die Verlängerung der algerischen Eisenbahn, die im vorigen Jahre bis zu ihrem damaligen Endpunkte geschildert wurde, ist eine unzweifelhafte Bedrohung Marokkos und jeder Macht, die etwa außer Frankreich von Marokko Besitz ergreifen würde. Die Bahn, die nun bereits bis Igli im Bau ist und dabei einige hundert Kilometer weit auf vormals marokkanischem Boden läuft, wird den Karawanenhandel der Tuatstraße, der vom Nigerbogen und Sudan jetzt durch Marokko nach Mogador und Faz geht, bald genug aufs algerische Gebiet nach Oran lenken. England und Deutschland, als die Hauptteilhaber am „Handelshause Marokko", werden einmal die Leidtragenden bei dieser stillen Kräfteverschiebung am Nordrande der Sahara sein, wenn sie der politischen Wühlarbeit Frankreichs nicht beizeiten zu begegnen wissen.

Deutsch-Ostafrika.

Das größte deutsch-afrikanische Besitztum steht in Bezug auf seine Eisenbahnverbindungen noch immer auf der gleichen jämmerlichen Stufe. Wenigstens ist es nicht zu verlangen, daß man, während die Engländer ohne viel Worte Tausende von Kilometern Eisenbahn von Norden, Süden und Osten in den Erdteil hineinstrecken, von der deutschen Riesenlinie Tanga-Muhesa-Korogwe, 86 Kilometer lang, ein großes Aufheben macht. Dieser Eisenbahnbau hat acht Jahre zu seiner Vollendung gebraucht, obwohl er ein ausgezeichnetes Plantagen- und Forstgebiet nicht nur durchschneidet, sondern auch zum Hinterlande hat. Die Fortsetzung der als Usambara-Bahn bekannten Linie muß dem deutschen Reichstag, sofern die Kolonialregierung sich dazu überhaupt herbeiläßt, sozusagen kilometerweise abgerungen werden. Das gesunde Hochland von Westusambara kann überhaupt nur durch den Weiterbau, zunächst bis Mombo (150 Kilometer) erschlossen werden; bis zu dem für die Kolonisation oft als geeignet empfohlenen und im vorigen Bande eingehender geschilderten Kilimandscharogebiete würden dann abermals 150 Kilometer zu bauen sein. Wann wird es dahin kommen? Da jedoch der Bahnbau bis an den Westabhang des Usambaragebirges jedenfalls binnen kurzem den Reichstag und die Zeitungen beschäftigen wird, so sei wenigstens über diesen anscheinend zukunftsreichsten Teil der Kolonie einiges mitgeteilt.

Zwischen den Flüssen Pangani und Umba liegend, ist das Usambaragebirge ungefähr so groß wie das Herzogtum Braunschweig, und der westlichere, in jeder Beziehung wertvollere Teil beginnt bei Korogwe, also gerade da, wo die Bahn aufhört. Bananen, Mais, Tabak, Zuckerrohr gedeihen in den Niederungen, an den Abhängen Kaffee nebst den übrigen Kolonialgewächsen, im Hochlande sind reich

liche Weiden, und riesige Flächen sind mit Wald bedeckt. Man schätzt die 25.000 Hektar Zederwälder allein auf 27 Millionen Mark. Der schwere Boden hat zu großen Pflanzungen allerdings auch ohne die Anwesenheit einer Bahn verlockt. An den Ostabhängen von Westusambara liegen zahlreiche Plantagen, aber noch viel größer sind die im Besitz verschiedener Gesellschaften befindlichen Landflächen, die erst der Eisenbahn warten. Vorläufig sind die Eingeborenen mit ihren Viehherden noch die wichtigste Einnahmequelle der Regierung; die 67.000 Bewohner von Westusambara zahlten 1901 über 45.000 Rupien Hütten- und Gewerbesteuer. Aber das Land könnte vielleicht die zehnfache Menge an Herden erhalten, ungeachtet der Plantagenwirtschaft. Die Absicht der Regierung, deutsche Ansiedler zur Anlage selbständiger Bauerngüter heranzuziehen, wird wohl wenig Erfolg haben. Es werden in der Umgebung von Kwai Parzellen von 100 bis 200 Hektar gegen 2 Mark pro Hektar verkauft, aber da man für die Ansiedlung ein Kapital von 9000 Mark erforderlich hält, statt den Leuten mit Baugeldern und anderen Unterstützungen möglichst weit entgegenzukommen, so wird dieses Angebot kaum etwas verlockendes haben. Für den deutschen Bauer ist nach Ansicht der meisten Kenner das tropische Afrika ungeeignet, gleichviel ob hoch oder tief gelegen, das Risiko der großen Viehsterben und die nur bei sehr vorsichtiger Lebensweise zu vermeidende Fiebergefahr sind starke Hindernisse. Ein Kapital von 9000 bis 10.000 Mark überdies wird meist in der Heimat besser angelegt werden können. Ostafrika ist der geeignete Boden für Kolonialunternehmungen im großen Stil, für Plantagen, für die Erschließung und Gewöhnung der Eingeborenen an die Geräte und Hilfsmittel der Kultur, die sie später nicht mehr entbehren mögen und gern mit den Erzeugnissen eigenen Fleißes bezahlen werden. Auch die Viehzucht kann und wird zweifellos Erträge bringen, aber vermutlich nur, wenn sie ebenso wie der Plantagenbau mit großen Mitteln begonnen und auf die Arbeit der Schwarzen unter weißer Aufsicht basiert wird, nicht auf die Arbeit einzelner Kolonisten, die schwerer körperlicher Anstrengung unter diesem Klima nun einmal nicht gewachsen sind. Aber auch für diesen Zweck sind Eisenbahnen unerläßlich, mindestens eine Reihe von Küstenbahnen und eine große, bis zu den Seen führende Linie. Die Produktion und der Handel des Innern sind keineswegs unbedeutend, nur bekommen wir wenig davon zu sehen. Die Handelswege der arabischen Händler nach dem Kongogebiet und über die Seen zum Sambesi haben für den Weg zur Küste niemals viel übrig gelassen, und die vollendete Ugandabahn der Engländer vom Viktoriasee zur Küste hart neben der deutschen Grenze hat vollends das ihre getan, um den Verkehr selbst von den Straßen und Karawanenwegen des Innern, wenigstens im Norden und im Kilimandscharogebiet, an sich zu locken. Eine deutsche Bahn zum Viktoria Nyansa über Moschi ist damit so gut wie überflüssig geworden, wenigstens auf einige Menschenalter hinaus, denn um zwei Parallelbahnen von je 1000 Kilometer Länge zu ernähren, dürfte der Verkehr im Norden doch nicht genügen.

Panganifälle in Usaguba.

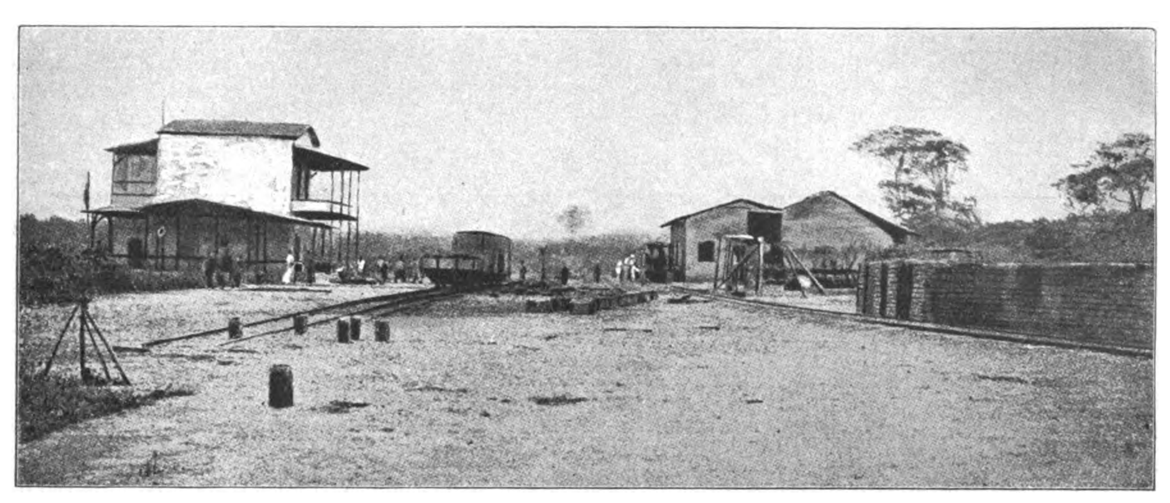
Was zu tun übrig bleibt, ist der Bau der sogenannten Zentralbahn von Dar es Salâm zum Tanganjika, deren erster Abschnitt bis Mrogoro (230 Kilometer) bereits vom deutschen Reichstag verlangt, aber bei der Stagnation der parlamen-

tarischen Arbeit während der letzten Jahre noch nicht einmal zur definitiven Ablehnung, geschweige zur Annahme gelangt ist. Über diese Zentralbahn, beiläufig ein Objekt von 100 bis 150 Millionen Mark, sind übrigens die Ansichten der Sachverständigen genau so geteilt, wie über jede, die Kolonien betreffende Frage. Der eine erklärt sie für eine Ehrensache, der andere für eine wirtschaftliche Notwendigkeit, der dritte für blanken Unsinn. Wenn selbst Männer wie der Kilimandscharoforscher Dr. Meyer absprechende Urteile über die Eisenbahn zu den Seen gefällt und damit die Ausführung des Projekts um vieles erschwert haben, so ist das unter allen Umständen zu bedauern, denn daß sich ein Land, größer als Deutschland, auf die Dauer nicht ohne Eisenbahnen halten läßt, wenn man nicht auf jeden Nutzen daraus verzichten will, liegt doch zu klar auf der Hand. Anderseits liegt für Deutschland auch kein Grund vor, den Engländern und Belgiern, die Miene machen, sich von allen Seiten dem Hinterland der deutschen Besitzung zu nähern, den ganzen Verkehr von und nach dem Innern von Deutsch-Ostafrika widerstandslos zu überlassen.

Auch die sogenannte Kap-Kairobahn, der Lieblingsplan des verstorbenen Rhodes, sollte ja, nachdem zuerst ihre Leitung durch den Kongostaat ins Auge gefaßt war, später nach der Aussprache zwischen dem deutschen Kaiser und Rhodes am Ostufer des Tanganjika, d. h. durch Deutsch-Ostafrika geführt werden. Neuerdings griff man dann wieder auf das ursprüngliche Projekt zurück, vielleicht — wie einige Blätter sich äußerten — weil die fortwährende Verschleppung der deutschen Zentralbahn in England verstimmt habe. Zu dieser sonderbaren Annahme äußert sich einer der besten und nüchternsten Kenner von Afrika, Singer, im „Globus" folgendermaßen:

Die projektirte Centralbahn in Deutsch-Ostafrika.

„Man kann die sogenannte ostafrikanische Zentralbahn für wünschenswert, für unumgänglich notwendig oder für überflüssig halten, auf die Entschlüsse der englischen Kolonialpolitiker hat die Frage, ob das Deutsche Reich die Zentralbahn bauen wird, jedenfalls nie den geringsten Einfluß ausgeübt. Die Zentralbahn soll speziell deutschen Interessen dienen, die Kap-Kairobahn aber nur englischen. Diese Interessen sind in den östlichen Uferländern des Tanganjika nicht nur nicht konvergierend, sondern eher einander entgegengesetzt. Jedenfalls wäre eine durch das deutsche Gebiet nach Uganda einerseits und nach Nordrhodesien anderseits führende englische Bahn geeignet, Deutsch-Ostafrika noch



Bahnhof Muhesa.

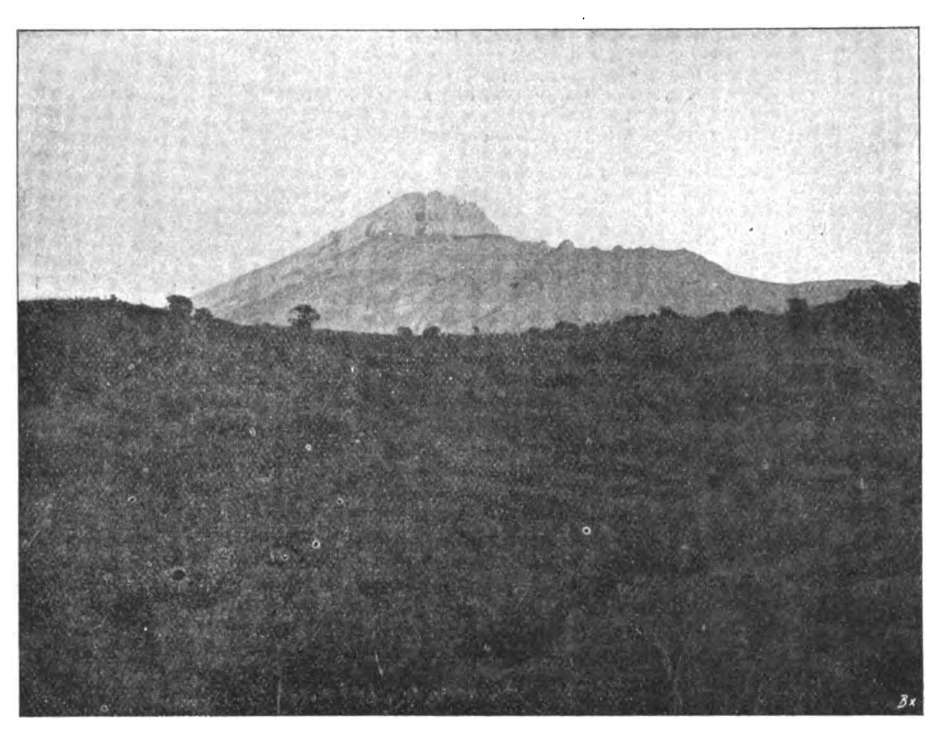
schneller und gründlicher auszuarmen, als es jetzt schon durch die nach dem Kongostaate und nach Nyassa gehenden Verkehrswege geschieht. Will man sich bei uns jetzt noch nicht entschließen, die Seen mit der deutschen Küste zu verbinden, so muß die englische Transkontinentalbahn unserem Schutzgebiet ferngehalten werden ... und unter diesen Umständen würden wir es geradezu für ein Glück halten, wenn das englische Konsortium uns mit seiner Kap-Kairobahn vom Halse bleibt. Sind wir vorläufig nicht in der Lage, unser Hinterland auszubeuten, so soll es ein nichtdeutsches Unternehmen noch viel weniger tun, weil es unser Schade wäre. Im übrigen würde die Zentralbahn, wenn sie später doch einmal gebaut wird, in ihrer Bedeutung durch die Linienführung der Kap-Bahn über das weit abliegende Katanga nichts einbüßen." Diese Ausführungen sind wenigstens insofern einseitig, als sie lediglich auf die roheste Form der Landesausnützung (Gummi, Elfenbein u. dgl.) hinzielen, die Plantagenwirtschaft aber ganz außer acht lassen.

Im übrigen ist Singer von der Ausführung der nordsüdlichen Transafrikabahn noch lange nicht überzeugt. „Da jetzt die Schirehochlandbahn gebaut wird, ist in kurzer Zeit auf eine so gute und billige Verbindung mit Nordost-Rhodesien zu rechnen, daß die Fortführung der Kapbahn über den Sambesi hinaus eigentlich gegenstandslos geworden ist. Es hätte eher einen Zweck, wenn man sie von Ost nach West durch das Sambesibecken nach Angola, nach der Westküste leitete. Das wird man sich in England auch sagen. Wir glauben danach, daß die Kap-Kairobahn für lange, lange Zeit nur ein schöner Traum bleiben wird, über den wir uns nicht aufzuregen brauchen. Und auch die Kongo- und Katangabahnen stehen vorläufig erst auf dem Papier."

Über diese letzteren Bahnen hier nur so viel, daß mit Hilfe der Kongobahnen teils die obere Hälfte des Kongostromes der Dampfschiffahrt erschlossen werden, teils die Verbindung bis zum Tanganjikasee hergestellt werden soll, die Katangabahn aber bezweckt eine Verbindung vom Tanganjika südwestlich um den Merusee bis zur Nordgrenze von Rhodesia. Da die Rhodesschen Bahnen, welches immer das Schicksal der Kap-Kairobahn sein mag, jedenfalls über den Sambesi bis an dieselbe Grenze fortgeführt werden, so wird mit der Katanga- und Kongobahn sowohl den Interessen Englands als denen des Kongostaates und schließlich auch den deutschen gedient sein. Der Handel des Innern von Deutsch-Ostafrika hat dann nach Norden, Westen und Süden die bequemsten Wege über fremde Bahnen und Häfen, nur nach Osten zur deutschen Küste muß er mangels geeigneter Verkehrsmittel versiegen.

Am Straßenbau freilich, dem einzigen Fortschritt im Verkehrsinteresse, den die Kolonialverwaltung ohne die Zustimmung der heimischen Bierpolitiker selbständig pflegen kann, läßt man's in Deutsch-Ostafrika nicht fehlen. Auf Tausende von Kilometern sind aus den alten fußbreiten Negerpfaden fahrbare Wege von 5 bis 6 Meter Breite (sogenannte Barabara) geworden, die man sich freilich nicht so vorstellen darf wie unsere heimischen Chausseen, sondern so, wie es ein unzerstörbarer Karren mit 10 bis 15 Paar Ochsen davor etwa bedingen mag.

Da sind zunächst die alten Karawanenstraßen zum Kilimandscharo, die nunmehr nach der Fertigstellung der Ugandabahn sichtlich veröden. Von Tanga gehen zwei gute Straßen nach Aruscha und Moschi, den großen Militärstationen und Verkehrsknotenpunkten am Kilimandscharo. Ihre Länge beträgt 360 bis 380 Kilometer, eine Entfernung, die von den Lastkarawanen in 16 bis 18, von den Briefboten in 10 bis 12 Tagen zurückgelegt wird. Die Bahn bis Korogwe hat natürlich diesen Weg um einige Tage abgekürzt. Leider gehen die Straßen weiterhin durch einen 50 Kilometer breiten wasserlosen Steppengürtel, der ihre Benützung noch mehr erschwert, als die Schwierigkeiten des Terrains. Da nun auch von Voi, einer nur 150 Kilometer von Moschi entfernten Station der Ugandabahn, ein Karawanenweg dorthin geht, so ist es kein Wunder, daß fast die ganze Ausfuhr diesen Weg nimmt und die Straßen nach Tanga beinahe nur noch von den Karawanen der Kolonialregierung belebt werden. Eine Fortführung der Usambarabahn bis zum Kilimandscharo ist unter allen Umständen notwendig, soll nicht dieses ganze Gebiet, das



Der Meru von der gleichnamigen Landschaft (Südost) aus.

nächst dem Kilimandscharo der höchste Punkt des deutsch-ostafrikanischen Gebietes, und alle Vegetationsformen von der Flora der Ebene bis zur alpinen Pflanzenwelt finden sich an seinen Abhängen wieder.

Der Militärposten Groß-Aruscha, 1901 nach dem erfolgreichen Feldzug gegen die aufsässigen Waruscha angelegt, ist jetzt ein bequemer Ausgangsort für die Besteigung des alten Vulkans, dessen Flanken, von der Station aus gesehen, besonders imposant erscheinen, wenn der Gipfel nach kalten Nächten mit breiten Schneefeldern bedeckt ist. Der Weg führt von hier durch das lachende, fruchtbare Land der Waruscha nach Norden. Durch Felder von Hirse und Mais, Erbsen und anderem Gemüse gelangten die Wanderer in die Landschaft Ndesgois, deren prächtige Bananenhaine schon die Bewunderung von Höhnel erregte, der den Meru im Jahre 1887 vergeblich zu besteigen versuchte. Die Bananenpflanzungen mit ihrem saftigen Grün bedeckten hier die Vorberge des Meru in großer Ausdehnung und hüllten die Reisenden zuweilen in ein förmliches Waldesdunkel. Dazwischen erstreckten sich üppige Wiesenmatten mit rauschenden Bächen, und über die Wellenlinien dieses Hügellandes ragten die zackigen Grate des Merukraters scharf und greifbar in den blauen Himmel. Dann vertiefte sich der Weg in einen schönen Hochwald von lichtem, freundlichem Charakter, der in die Landschaft Nyongongara führt, wo das Klima und die Höhe den fruchtbaren Charakter der vorhergehenden Gebiete bereits stark verändert haben. Aus dem Hochwalde tretend, hatten die Reisenden den großartigen Anblick des gewaltigen Kraterkegels, der sich hier unvermittelt aus der Hochebene erhob und an seinem Ostabhang eine breite Zusammenbruchsspalte hatte, durch die man in den riesigen Kraterzirkus hineinblicken kann.

Ein prachtvolles Waldgebiet von Thujabäumen dehnt sich an den Hängen des Kraters aus, durchzogen von den Fährten der Elefanten und Nashörner, während sich das sonstige jagdbare Wild, Antilopen, Giraffen, Gazellen u. s. w., in Herden über die große Steppe verstreut findet, die den Fuß des Kegels nach Norden und Nordosten umgibt. Der Urwaldgürtel, der den vulkanischen Kegel, wie beim Kilimandscharo, Kenia, Ruwenzori u. a., auch beim Meru umgibt, ist hier

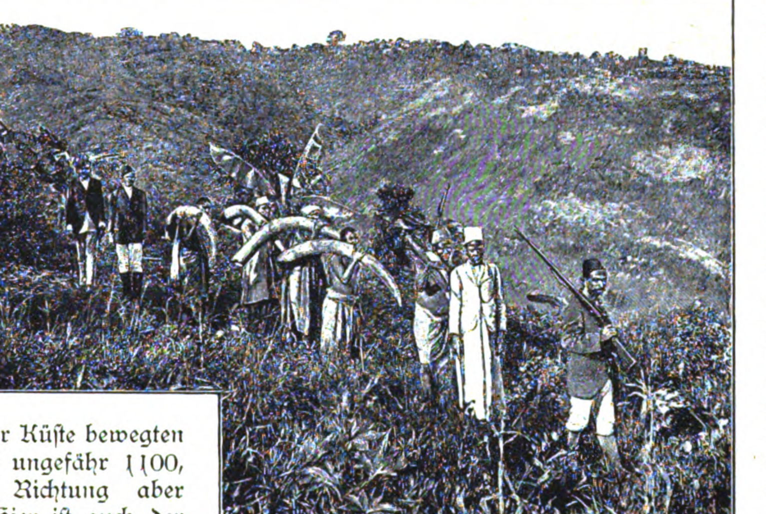
zweifellos einmal zu den produktivsten der Kolonie gehören wird, wirtschaftlich ganz und gar von dem englischen Uganda abhängig werden. Auf die Weiterführung der Bahn von Moschi bis zum Viktoriasee mag man dann angesichts der Zentralbahn, die ja doch einmal zur Wirklichkeit werden muß, leichten Herzens verzichten. Wird doch die letztere nicht nur den Tanganjika-, sondern auch den Viktoriasee erreichen und wenigstens die südlich und östlich von ihm liegenden Gebiete, mit Hilfe einer gut entwickelten Dampfschiffahrt aber wahrscheinlich die ganze deutsche Uferstrecke des Sees wieder für den deutschen Handel gewinnen. In den noch wenig besuchten Ländern zwischen dem Viktoriasee und dem Kilimandscharo, die bereits von zwei Karawanenstraßen durchzogen werden, ist ein erheblicher Verkehr wohl auch in Zukunft kaum zu erwarten.

In der gebirgigen Osthälfte dieses riesigen Gebietes, an der Straße von Moschi nach dem Viktoriasee, liegt zwei bis drei Tagereisen von Moschi entfernt der neue Posten Groß-Aruscha in dem gleichnamigen fruchtbaren Gebiete, der neuerlich auch der Ausgangspunkt einer kleinen Entdeckungsreise war. Von hier aus bestieg nämlich im November 1901 der Kommandant der zur Beruhigung der räuberischen Waruschastämme angelegten Station, Leutnant Schieritz, mit dem Meteorologen Dr. Uhlig und einem Sergeanten der Schutztruppe den gewaltigen Meru. Nur 70 bis 80 Kilometer vom Kilimandscharo entfernt, bietet der ältere Meruberg, aus der Ebene gesehen, fast einen noch imposanteren Anblick, obwohl er 1500 bis 1600 Meter niedriger ist. Seine Basis ist bedeutend kleiner, und steil und unvermittelt steigen die schroffen Wände zu dem zerrissenen Kraterkegel hinan. Mit 4460 Meter Höhe ist er immerhin

schmäler, wenn auch ebenso schwer durchdringlich, darüber erstreckt sich von 2700 bis 4000 Meter die Zone des alpinen Pflanzenwuchses, die allerdings durch die mächtigen Erikabäume ein ziemlich reiches und wechselvolles Ansehen erhält.

Leider sollte der junge Offizier, der mit Dr. Uhlig als erster den Merukrater erreichte, an der weiteren Mitarbeit bei der Erforschung des ostafrikanischen Gebietes jäh verhindert werden; die Strapazen und das Klima des Landes haben ihn im Februar 1902 hingerafft.

Die Hauptstraßenzüge des Landes nehmen sämtlich die Richtung von der Küste zu den Seen. Als belebteste Stammlinie der ganzen Kolonie kann man die Straße von Dar es Salâm und Bagamoyo, den untereinander durch eine prächtige Kunststraße verbundenen Hafenstädten, nach Tabora, dem Haupthandelsplatz des Innern, bezeichnen, ein Weg von zwei Monaten für Karawanen, 35 bis 40 Tagen für Boten. Mit ansehnlichen Kunstbauten, Brücken, Fähren u. s. w. gewinnt die Straße die Hochebene und erreicht nach etwa 400 Kilometer Mpapua, den ersten großen Knotenpunkt des Straßennetzes im Innern. Von hier zur Küste bewegten sich im Jahre 1900 ungefähr 1100, in entgegengesetzter Richtung aber 1350 Karawanen. Hier ist auch der Hauptmarkt für die Verpflegsstationen, die an den Straßen in den Abständen eines Tagemarsches errichtet und mit Unterkunftshallen verbunden sind. In Mpapua wurde zum Schutz gegen die Massai und Wahehe eine Militärstation angelegt, die trotz der äußerlichen Beruhigung des Landes auch im letzten Jahre noch mehrfach Gelegenheit zum Eingreifen erhielt.

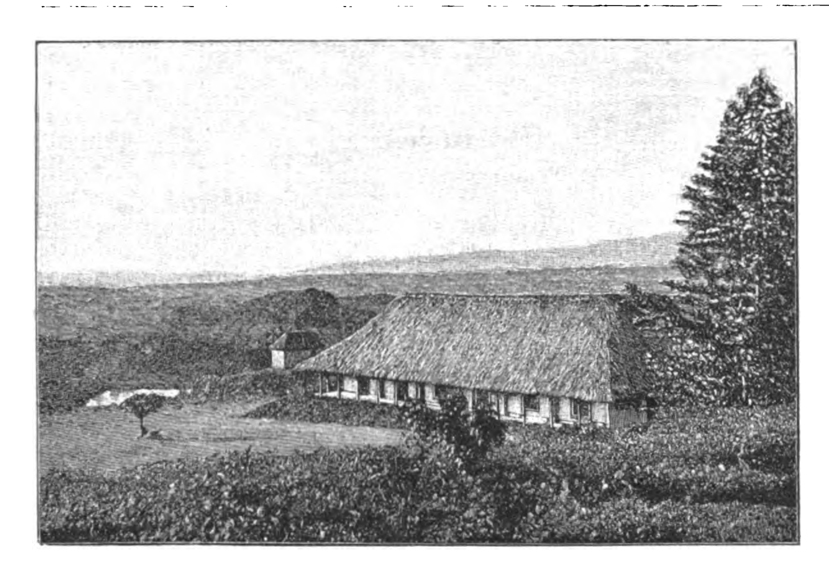


Elfenbein-Karawane in Moschi.

Mpapua (Mwapwa) ist von Kilimatinde, der nächsten, mit einem Regierungsgebäude ausgezeichneten Station auf dem Wege nach Tabora, 9 bis 10 Tagereisen entfernt. Ein Bericht über eine im Oktober 1901 gemachte Reise des Paters Nik. Fisch (im Afrikaboten) möge uns mit der Art des Reisens und dem Zustand der Wege auf diesen großen Hauptrouten des Landes ein wenig näher bekannt machen. Als Maultierroute genießt dieser Abschnitt der großen Heerstraße sogar eine gewisse Berühmtheit. Wir werden gleich sehen, was es damit auf sich hat.

Nach einer halsbrecherischen Kletterei, erzählt der Pater, erreichten wir die Barabara, aber lieber Himmel, das soll eine Heerstraße sein? Zunächst, in der Ebene, ein furchtbares Staubmeer, die Straßenoberfläche schon wieder verwachsen von den alles überziehenden Dornen, und allenthalben zerschnitten durch tiefe, zur Regenzeit eingewühlte Rinnen. Es war zuerst eine wasserlose Steppe zu durchkreuzen, in die sich die schwarzen Träger mit ihrem gewöhnlichen Leichtsinn ohne hinreichende Wasservorräte hineinstürzten. Erst anderthalb bis zwei Stunden später pflegten die Patres auf ihren tüchtig ausgreifenden Maultieren aufzubrechen. Die Straße war in der Tat in einer Breite von 5 Meter durch den Wald gehauen, das heißt die dünnen und mittleren Bäume waren abgehauen, die riesigen Baobabs aber wohlweislich stehen gelassen, und an die massenhaft herumliegenden Felsblöcke hatte vollends niemand gedacht. Überdies war der Weg längst wieder bis auf einen Fuß Breite, die Gänsemarschbreite der Negerkarawanen, zugewachsen. Nach fünfstündigem Marsche war der Rand der großen Mbunia-Ebene, mit einem Baobab von 20 Meter Umfang als Rastplatz, erreicht. Der erste Wasserplatz ist von hier vier Stunden entfernt, man brach deshalb, um wenigstens zum Frühstück Wasser zu haben, mitten in der Nacht wieder auf. Bei Tagesanbruch meldete das singende „Karibu" der Neger, daß die Hälfte Weges zurückgelegt, und morgens um ½9 Uhr wurde unter dem Schattendach eines Baobab an einem trockenen Wadi (Flußlauf) gelagert. Fisch begleitete die Träger, die sich sofort zu dem noch eine Viertelstunde entfernten Wasserplatz aufmachten. Mitten im Flußbett waren große, 7 bis 8 Fuß tiefe Brunnenlöcher gegraben, an deren Grund sich etwas Wasser zeigte. Auf einem schmalen Abstieg klettern die Neger zwischen Dorngestrüpp in die Tiefe, um mit Kürbisschalen zu schöpfen. Die Löcher, mindestens ein Dutzend an der Zahl, sind von den Wagogo zum Tränken ihrer Herden angelegt, die zahlreich vorüberziehenden Karawanen benützen nicht allein die bequeme Gelegenheit, sondern behandeln die früher gefürchteten, jetzt aber sehr eingeschüchterten Wagogo obendrein so unverschämt, daß Pater Fisch sich veranlaßt fühlte, die Träger zurechtzuweisen.

Vom 8. bis 10. Oktober wurde in Dodona gelagert und es entspann sich zwischen den Wagogo und den Mitgliedern der großen Karawane ein reger Tauschhandel. Der Überfluß an gutem Wasser und eine ergiebige Jagd an Antilopen und Perlhühnern verschaffte den Trägern hier einen mit Jubel begrüßten Feiertag. „Die Wagogo



Missionskirche in Rungwe.

sahen selten so viel Menschen und sicherlich noch seltener solche reiche Leute, die außer ganzen Kisten Pesetas auch noch ganze Kilometer von den schönsten Kotonnaden mitgebracht haben. Gleich fahren sie alles auf, was Haus und Stall bieten. Zuerst erscheinen die Pombekrüge, 15 Pesetas die 20 Liter. Unsere Neger sind zu große Bacchusdiener, um auch nur einen Tropfen übrig zu lassen. Dann kommt Mehl, Hühner, Schafe und Böcke. Es fehlt nicht an Abnehmern, für eine Mark kauft man ein fettes Schaf oder einen Bock, für 2 bis 3 Sous ein Huhn. Die Pesetabeutel werden schonungslos in Angriff genommen, und fast schmunzelnd geben die Träger, die sonst so zäh sind, ihren falschen Mammon. Die Wagogo gehen froh mit ihrer Beute nach Haus und werden ausgescholten. Diese runden Dinger sind nichts wert im Lande, da es nichts dafür zu kaufen gibt. Bescheiden kommen sie zurück, um diesmal den Käufer zu spielen." Dann schildert der Pater mit wehmütigem Humor, wie nunmehr die armen dummen Landeskinder von den raffinierten Karawanennegern angeführt, betrogen, ausgezogen und zum Schluß auch noch ausgelacht und verspottet werden.

Am 10. Oktober ging es weiter bis Singe, wo früh gerastet wurde und wegen der furchtbaren Hitze erst zur Nachtzeit wieder aufgebrochen werden konnte. Durch eine wasserlose Salzsteppe geht der Marsch bis zum Bubufluß, der ziemlich ausgetrocknet befunden wurde. Die Träger, die, von ihren Frauen begleitet, die Anstrengungen und den Durst der heißen Tage mit viel Geduld und guter Laune ertragen hatten, stürzten sich mit Halloh in die lauen Pfützen, um sich zunächst einmal zu baden. Dann erst legten sie sich der Länge nach auf den Bauch, um sich ordentlich vollzutrinken. Am Abend des 14. Oktober wurde die letzte Rast unter einem ungeheuren Baobab gemacht. Am nächsten Morgen war man noch nicht lange marschiert, als schon die freundlichen Berge von Kilimatinde auftauchten, über denen bald in einem Gebirgssattel das hübsche Gebäude der deutschen Station sichtbar wurde, „die jetzt den Wagogo und Wahehe sagt, wer Herr im Lande ist". Daß die Eingeborenen auch jetzt noch keineswegs durchweg gesonnen sind, den Weißen als „Herrn im Lande" zu betrachten, lehrten im Sommer 1902 die erbitterten Kämpfe, die die Schutztruppe von Kilimatinde, verstärkt durch die Garnisonen mehrerer Nachbarstationen, mit den aufständischen Bewohnern der Gebirgs- und Höhlenlandschaft Kinyakama zu bestehen hatten.

Von Kilimatinde ist ein 10- bis 15tägiger Marsch bis Tabora zurückzulegen. Tabora, eine Hauptniederlage der deutschen Ostafrika-Gesellschaft, ein Zentrum der Missionstätigkeit, ist der Hauptpandelssitz der ganzen Kolonie. Eine Menge indische und arabische Händler, die den Verkehr und Handel des Landes nach wie vor in der Hand haben, sind hier seßhaft, und täglich treffen hier zahlreiche Karawanen ein und gehen andere nach allen Richtungen der Windrose ab. Zwei große Straßen führen von Tabora zum Viktoriasee, und daß selbst von hier, aus dem Herzen des Landes, jährlich Hunderte von Karawanen diese Wege gehen, um ihre Lasten der Ugandabahn zuzutragen, spricht für die Rolle jenes englischen Unternehmens. Nach Udjidji am Tanganjikasee führt eine große Straße in etwa 30 Tagen, von dort reichen gute Wege längs des Ostufers nach Norden bis zum Kiwusee, nach Süden bis Wiedhafen am Nyassa. Udjidji, die historische Stelle, wo Stanley Livingstone fand, wurde im Jahre 1901 von dem der Kap-Kairobahn vorauseilenden Telegraphen erreicht und ist nebst Karema und Bismarckburg, zwei südlicheren Stationen an dem Tanganjikasee, als Anschlußpunkt der deutschen Telegraphenlinien der Kolonie an die englische Überlandlinie bestimmt.

Damit kommen wir zum Tanganjikasee selber. Wollte man dieses ungeheure Wasserbecken, mehr ein Schlauch als ein Binnenmeer, in Deutschland unterbringen und legte die Nordspitze auf Hamburg, so würde das Südende just die Reichsgrenze bei Salzburg erreichen. Der deutsche Anteil am See, die ganze Ostküste, hat eine Küstenentwicklung von rund 750 Kilometer. Auf dieser Strecke gibt es an nennenswerten deutschen Handelsplätzen Bismarckburg mit dem Wißmannhafen und Udjidji mit dem 11 Kilometer entfernten Hafen Kajomo, dazwischen liegen noch einige Missionen. Der gegenüber liegende Kongostaat hat wenigstens drei gute Häfen, wovon Albertville als Endpunkt der zukünftigen Kongobahnen für die deutschen Handelsinteressen der gefährlichste ist. England aber hat auf seiner winzigen Küstenstrecke an der Südwestecke des Sees fünf Handelsniederlassungen, die durch die treffliche Stevensonstraße (hart an der deutschen Südwestgrenze, wie die Ugandabahn an der Nordgrenze) mit dem Nyassasee verbunden sind. Von hier geht die englische Dampferfahrt unter Benützung des Schire direkt zum unteren Sambesi. Eine so treffliche,

billige Route, daß selbst die Ausfuhr des Kongostaates sie benützt. Wird nun noch die sogenannte Schirebahn, zur Umgehung der Schirefälle, gebaut, so sind die deutschen Karawanenstraßen mit ihren Trägern völlig wertlos gegen die englischen und belgischen Ausfuhrwege. Nur eine große Bahn zu den Seen kann dieser Entwicklung Einhalt tun. Wohl wurde ein deutscher Dampfer von 40 Tonnen auf den Tanganjikasee gesetzt, aber England hat deren drei und der Kongostaat einen solchen von 100 Tonnen, und was hilft der Dampfer, wenn ihm die Häfen und Anschlußwege fehlen? „Wo sind die Zeiten hin," klagt Singer im „Globus", „wo die Händler aus dem Kongoquellengebiet, aus dem mittleren Kongobecken, aus den Ländern bis Stanleyfalls und bis zum Aruwimi ihren Weg zur Ostküste des Kontinents, nach Bagamoyo nahmen? Kommt wohl heute noch ein Elfenbeinzahn von jenseits des Tanganjika nach den deutsch-ostafrikanischen Häfen?"

Es ist ein gewaltiges Land, dessen Erschließung der deutschen Tatkraft zwischen dem Indischen Ozean und dem Tanganjikasee offen steht. Die Natur hat ihre ganzen Reize, der Himmel seine volle Fruchtbarkeit darüber ausgeschüttet. Unter der Tropensonne steigen himmelragende Gebirge bis in die Region der Gletscher empor, und über Urwaldwipfeln flattern am Kiwusee die drohenden Feuerzungen der Vulkane. Löwen und Leopard durchstreifen noch die Steppe und lauern an den Tränkstellen des Flusses ihrer Beute. Der Elefant und das Nashorn brechen noch durch das Unterholz der Urwälder, und herdenweis tummeln sich Giraffen und Gazellen in den Ebenen. In den Flüssen wälzt sich das Nilpferd, und an die Furten ziehen abends endlose Züge von Zebras, Antilopen und seltenen Huftieren in leuchtendem, gestreiftem Gewande. Das Land ist wie ein ungeheurer märchenhafter Tierpark für den, der die Natur zu belauschen versteht, und märchenhaft groß und gewaltig sind seine Naturerscheinungen. Furchtbare Gewitter erheben sich im tropischen Teile des Landes zu regelmäßigen Tageszeiten. Purpurwolken rollen sich auf über dem Horizont, und man vernimmt den Ton des Sturmes aus der Ferne, während rings um die Natur den Atem anhält. Jetzt bricht das Wetter herein, ein brausender Stoß, eine fahle Wolke Staubes, ein krachender Schlag, und unaufhaltsam stürzt die Sintflut herab. Unendlich größer aber sind die Schrecken des Gewitters im Urwalde, wie es R. Kandt aus Ruanda schildert, wo der Eingeborene durch Pfeifen und Speerschwingen angstvoll das drohende Wetter zu beschwören sich bemüht. Vergeblich, unter Sturm und Hagel bricht der Wettergott des dunklen Weltteils über die Wanderer herein: „Das war kein Donner, wie ich ihn kannte, das rollte und polterte nicht, nein, das war, als führen tausend Riesenschwerter zischend durch die Luft, als klirrten tausend Riesenschilde wütend gegeneinander, und dann wieder krachte es, als berste die Erde in tausend Stücke und wolle alle Kreatur verschlingen. Das heulte und raste über uns und schüttelte die Kronen der gigantischen Bäume, daß sie sich tief herabbeugten und die Äste wie fliegende Haare alle nach einer Seite gezogen wurden und das welke Holz prasselnd herabfiel. Das schlug und peitschte auf das Blätterdach des Unterholzes, daß das Laub bald in Fetzen an den Zweigen hing. Und in den Schluchten tobte das Wasser und der Sturm fing sich in ihren Rissen und Spalten, daß es unter uns pfiff und brauste und kreischte und lachte, als öffne die Unterwelt ihre Gräber und als wollten die Toten alles Lebendige zu sich herabziehen. Noch nie habe ich Gewitter gefürchtet: an diesem Tage lernte ich das Zittern."

Ein Gebiet, über welches bisher botanische Erfahrungen und Forschungen gänzlich fehlten, das verzweigte Gebirgsland nördlich vom Nyassa, ist in dieser Beziehung von A. Engler erhellt worden, der in der preußischen Akademie der Wissen-



Haartrachten von Süd-Kondu.

schaften über seine Forschungsresultate berichtet hat. Von der Konde-Ebene im nördlichen Nyassalande bis zu 1700, ja stellenweise bis 2000 Meter Höhe reicht die Steppenregion, die durch die Trockenheit bedingt wird und nur in den häufig nebelerfüllten Schluchten von Wald unterbrochen wird. Dann folgt die in allen ostafrikanischen Gebirgen typisch auftretende Gras- und Wiesenzone, die, hie und da von Hainen unterbrochen, parkartigen Charakter besitzt und von größeren Niederschlägen zeugt. Die Region der eigentlichen Höhenwälder beginnt erst in ungefähr 2100 Meter Höhe, ist aber von den Urwaldkränzen der tropischen Hochgebirge stark unterschieden. Der untere, mehr wärmebedürftige Hochwald beginnt mit Bambusarten, er sowohl wie der obere Wald enthält hauptsächlich Pflanzen, welche ohne große Feuchtigkeit existieren können, denn dieselbe ist zumeist auf die Niederschläge der aus dem Nyassa aufsteigenden Nebel beschränkt,

die zuweilen erst auf den Gipfelpartien der Gebirge zur Verdichtung gelangen. Die nördliche und nordöstliche Seite des Gebirges stößt an die Ebene, ist ganz regenarm und dementsprechend von trockener Vegetation. Der üppige Urwaldkranz des Kilimandscharo, Kenia und anderer äquatorialer Bergriesen, den wir im vorigen Jahrgang kennen lernten, fehlt hier ganz, dagegen ist der Wald oft unterbrochen von Hochweiden und tief hinabreichenden, reich mit Gräsern und Blumen geschmückten Grasfluren. Sollte vielleicht hier die Viehzucht in großem Umfange eine Zukunft haben? Die oberste Region schildert Engler als ein Terrain felsiger Abhänge und mächtiger verstreuter Granitblöcke, zwischen denen, in der dünnen Verwitterungsschicht und den Gesteinsspalten mühsam wurzelnd, niederes Krüppelholz, Stauden, etliche Gräser und Flechten, z. B. die auf dem 2900 Meter hohen Gipfel des Rungwe weit verbreitete Renntierflechte, wachsen. Eigentlichen urwaldartigen Charakter nehmen nur die regenreichen Schluchtenwälder des unteren Gebietes an, in denen die Stämme der verschiedenartigsten, zum Teil Kautschuk liefernden Bäume durch ein Wirrsal von Lianen und anderen Schlingpflanzen eng umschlungen werden. Der Übergang von dem Steppengürtel, der diese Regen- und Urwaldstriche trennt, zum Höhenwalde wird von 1200 Meter an durch ein niederes Buschland gebildet, dessen trockene Steppenvegetation hie und da auch von einzelnen Bäumen unterbrochen wird.

Vom Kamerunfluß bis zum Tschadsee.

Um den ganzen Unterschied zwischen der englischen und deutschen Methode, Kolonien zu erschließen, sich klar zu machen, muß man einen vergleichenden Blick auf die ältesten afrikanischen Besitzungen des Deutschen Reiches, Togo und Kamerun, einerseits werfen und anderseits auf Rhodesia, diese glänzende junge Kolonie der englischen Chartered Comp., wo Großstädte aus dem Boden gestampft und 1000 Kilometer Eisenbahnen in wenig Jahren durch den Wüstensand, man möchte sagen gezaubert sind. Seit 20 Jahren ist Kamerun deutsche Kolonie, seit 35 Jahren hat Deutschland Faktoreien dort, aber eine Eisenbahn gibt es noch nicht, der Osten des Landes ist uns ein unbekanntes Gebiet, and im Hinterlande am Tschadsee, wo ein Brennpunkt europäischer Interessen sich zu entwickeln scheint, tummelten sich bis vor kurzem fleißig — die Engländer und Franzosen.

Kamerun ist nicht nur ein reiches, sondern auch ein schönes Land. Was Deutschland eigentlich, d. h. nutzbringend davon besitzt, ist nur ein schmaler Küstenstreifen, von tropischer Schönheit, tropischer Fruchtbarkeit, aber auch der Ungesundheit aller Küstenlandschaften unter dem Äquator. In berückenden Farben schildert ein Kenner des Landes (Koloniale Zeitschrift 1901, Nr. 22) den Blick auf Viktoria an der weiten Mündung des Kamerunflusses, ein Bild tropischer Reize, wie die Natur selten es hervorgebracht hat. Hoch und höher steigen vom Ufer die unendlichen Urwälder empor, überragt von den Wipfeln gewaltiger Baumriesen und von breiten Palmwedeln auf schlankem Stamme. In der Ferne, grau, jäh und vegetationslos emporgetürmt, steht der mächtige Pik von Kamerun in alpiner Majestät über den hohen waldigen Gipfeln, die sich um ihn scharen als seine Trabanten. Unten am Strande liegen die weißen Tropenhäuser, die Faktoreien, die Missionen, die Regierungsgebäude von Viktoria, um die sich im Kranz die kleinen Palmblatthütten der Eingeborenen scharen. Meerwärts erblickt man in grauer Ferne hinter den klippenreichen Pirateninseln die schattenhaften Umrisse von Fernando Po, über denen abends der dunkelrote Ball der Sonne, die ganze Bucht mit purpurner Glut übergießend, zu Rüste geht.

An und in den Wäldern des Kamerunberges ist die Zahl der Plantagen und Faktoreien groß genug. Die Wege ins Innere führen vorbei an ausgedehnten Kakao- und Kaffeepflanzungen, deren Bäume übervoll von Früchten hängen, an Orangen- und Bananengärten, an Versuchspflanzungen von Vanille, Zimt, Muskat und anderen Tropenerzeugnissen, für deren erfolgreiche Zucht uns leider bis jetzt die geeigneten Arbeitskräfte fehlen, denn der Küstenneger, verderbt nicht allein durch das erschlaffende Klima seines Landes, sondern vielfach auch durch verkehrte Behandlung und Erziehung, scheint für eine nutzbringende Arbeit hoffnungslos verloren. Wir werden weiter unten sehen, daß und wo es in Kamerun Arbeiter genug und Arbeitskräfte von hoher Qualität gibt. Die Versuche der Plantagenwirtschaft sind nicht auf den unmittelbaren Küstenstrich beschränkt, auch ein wenig landeinwärts, an den Nordabhängen des Kamerunberges, wird harte ehrliche Arbeit aufgewandt, um die schlummernden Schätze des tropischen Landes zu heben. Bevor wir davon sprechen, entnehmen wir jedoch der oben genannten Quelle noch ein Bild aus dem Pflanzen- und Naturleben der Niederung am Kamerunfluß.

Ein dämmernder Morgen sieht uns auf kleinem Dampfer vom Ufer in die breite Straße des buchtenartigen Stromes hinausgleiten. Dicht und breit fließen die Nebel aus den dunklen Uferwäldern auf die Wasserfläche hinaus, und nur allmählich werden sie von der steigenden Wärme aufgesogen. Da und dort stößt in den Negerdörfern am Strande ein langes, schmales Kanoe ab, und mit der sinkenden Ebbe stellen sich die Weiber ein, die auf den breiten, bloßgelegten Strandflächen die unzähligen Krabben sammeln. Der Fluß belebt sich, zahlreicher werden die Boote der Eingeborenen, die nach ihren ausgelegten Netzen sehen oder die Produkte des Urwaldes nach den Faktoreien bringen. Der Dampfer lenkt in einen der unzähligen schmalen Nebenarme oder Kriek's, die der Fluß in den Uferwäldern des flachen Deltas gebildet hat. Schwül und unbeweglich liegt die feuchte Tropenluft über dem regungslosen Wasser und dem Morast der undurchdringlichen Wälder. Niemals darf sich ein Fuß in den Schlamm dieser Ufer wagen, in denen nur die Mangroven auf ihren seltsamen Stelzwurzeln gedeihen und mit ihren starren Zweigen und Blättern die unter ihnen brütende Verwesung decken. Nur melancholische Fischreiher stehen auf den gespreizten Wurzeln der Bäume und fliegen beim Nahen des

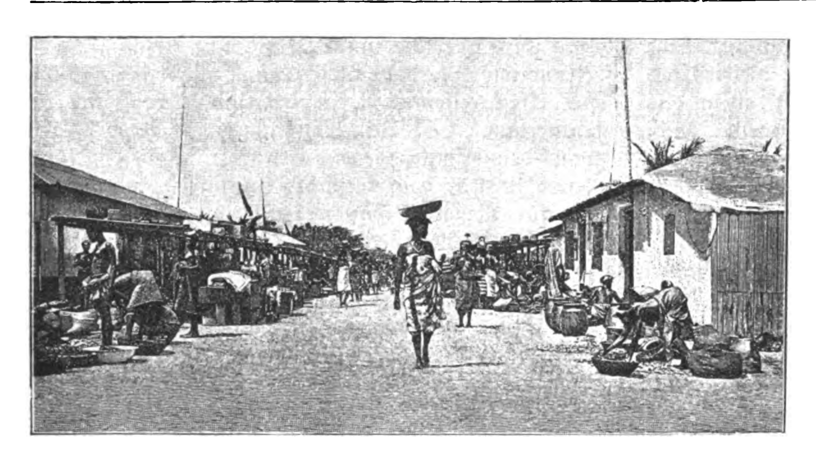
Dampfers mit schwerem Flügelschlag davon. Eine fieberschwangere Atmosphäre brütet in diesen Uferwäldern, und man atmet erst wieder auf, wenn das Schiff aus dem engen Kriek in die weite Bucht einfährt, die belebende Seebrise uns entgegenweht und höhere Ufer mit Kokos- und Ölpalmen das niedere Einerlei der Mangrove-Wälder verdrängen.

Wenn auch einsam und entbehrungsvoll, so ist doch das Leben der Europäer in den Stationen und Plantagen, selbst wenn diese von der Küste weiter entfernt sind, nicht eben unerträglich. Voraussetzung ist dabei freilich, daß das Verhältnis zu den benachbarten Eingeborenenstämmen ein angenehmes und nicht durch rücksichtslose oder verkehrte Behandlung seitens der Weißen getrübt ist. Sonst kann freilich die Hinterlist und Rachsucht, die den meisten Negerstämmen und den Küstenbewohnern durchweg eigen ist, zu den schrecklichsten Katastrophen führen, wie unter ähnlichen Verhältnissen der Fall Wolf in Neu-Guinea beweist. Über das Leben auf einer Station an der Nordseite des Kamerunberges macht Frieda Conradt im „Globus" (Band 79, Nr. 9) anschauliche und intime Mitteilungen, die recht geeignet sind, von dem Treiben der deutschen Beamten und Kolonisten im afrikanischen Urwald eine Vorstellung zu geben. Die von Herrn Conradt 1893 angelegte Station liegt auf dem Rande eines ehemaligen Seitenkraters des Kamerunberges, am sogenannten Elefantensee. Das Haus mit den Vorratsräumen liegt etwa 100 Meter über dem Spiegel des Sees, nur so weit vom Rande des dichten Urwaldes entfernt, wie die notwendigen Rodungsarbeiten für wirtschaftliche Zwecke es verlangen. Der Blick schweift einerseits hinunter zum See, auf dem sich die zahlreichen Boote der Eingeborenen aus dem Nachbardorfe schaukeln, anderseits nach dem Gebirge, über dessen unendlichen Urwaldgehängen bei klarem Wetter der Gipfel des Kamerunpiks sich erhebt. An den gelichteten Bergwänden wachsen bereits die Kaffee- und Kakaobäumchen, die nebst Ananas, Bananen und anderen Kolonialfrüchten zum Anbau in großem Umfange bestimmt sind. Mangos, Zitronen, Apfelsinen, Granaten sind teils versuchsweise, teils zur Anzucht, im Anbau begriffen, und in der Regenzeit wird eifrig die Kultur von Bergreis, Mais und Koko gepflegt, dessen Knollen die Kartoffel ersetzen. Der große Gemüsegarten am fruchtbaren Rande des Sees, zu welchem die Stationsbewohner allerdings über einige 300 Stufen hinabklettern müssen, läßt nahezu alle Gemüse gedeihen, an die sich der Europäer gewöhnt hat, von Bohnen, Mohrrüben, Salat, Gurken, bis zu Rettich, Rüben, Kohl, Radieschen u. dgl. Da es an Geflügel, Ziegen, Schafen und Schweinen nicht fehlt, so kann das Einerlei der Konserven beliebig durch frisches Fleisch unterbrochen werden. Die Hauptarbeit bestand zur Zeit des Berichtes in der Pflege der wertvollen Saatpflanzen und im Roden des Urwaldes, um für die heranwachsenden Pflänzchen neuen, fruchtbaren Boden zu schaffen. Das Klima ist in der 400 Meter über dem Meere gelegenen Station nicht ungesund, wenn auch erst gegen Abend beim Nachlassen der Hitze der Aufenthalt im Freien als angenehm bezeichnet werden kann. Der Verkehr mit der Außenwelt wird über die einige Stunden entfernte Faktorei Mundame unterhalten, die damals unter der Leitung des Afrikareisenden Conrau stand, der später im Hinterlande von Kamerun auf einer seiner Reisen von den Eingeborenen ermordet wurde. Mundame liegt an dem stattlichen, wenigstens zur Regenzeit für kleinere Dampfer passierbaren Mungoflusse etwa 10 Meilen stromaufwärts von der Kamerunbucht und wird monatlich einmal durch ein Petroleumboot von Viktoria aus besucht, um die mit der Post von Europa gekommenen Briefe und Waren zu bringen und die inzwischen in der Faktorei aufgespeicherten Produkte abzuholen. Während der Trockenzeit war man freilich auf die Kanoes der Eingeborenen angewiesen. Der Verkehr zwischen Mundame und der Station am Elefantensee geschieht zu Fuß durch Träger. Frau Conradt schildert sehr hübsch die Reisen, die zwischen den beiden Stationen zu Besuchs- und Geschäftszwecken jeweils unternommen wurden und an denen auch sie zuweilen teilnahm. Als Scheidemünze beim Einkauf von Mundvorrat unterwegs oder zum Entgelt geleisteter Dienste wurde häufiger Tabak als Geldmünzen gebraucht. Ein Head Tabak, fünf zusammengebundene Blätter, werden etwa mit 25 Pfennigen bewertet und sind die Bezahlung für ein großes Bündel Bananen, während ein Huhn zwei Head gilt. Für ein Blatt Tabak, also 5 Pfennige, erhält man fünf Maiskolben oder zwei Eier, oder auch fünf Kokoknollen. Auch die Fischer des Elefantensees geben von den kleinen Fischen ihrer Beute, die allerdings nur zum Braten taugen, zwei für ein Blatt Tabak.

Die Eingeborenen, meistens Barombi, die am Elefantensee ein Dorf bewohnen und sich vorzugsweise vom Fischfang ernähren, sind im allgemeinen harmlos, wenn sie nicht durch Maßregeln, die sie als ungerecht empfinden, gereizt oder von ihren Häuptlingen, die sie mit Hilfe des Fetischkults ganz in der Hand haben, aufgereizt werden.

Aufstände, wie sie aus diesen Anlässen früher häufig waren, sind jetzt seltener, doch war gerade zur Zeit, als Frau Conradt ihren Bericht verfaßte, ein Überfall der Mokonje-Neger unter ihrem Häuptling und Fetischpriester Makia gegen die Station Mundame erfolgt. Natürlich wurde diese Untat sofort mit einer Strafexpedition von Viktoria aus beantwortet, bei deren Eintreffen die Neger, die ihre Dummheit inzwischen selbst eingesehen haben mochten, bereits auseinandergelaufen und Makia nebst einigen Genossen von den Stationsvorstehern eingesperrt waren. Eine Gerichtsverhandlung, zu der wie gewöhnlich die Häuptlinge sämtlicher benachbarten Dörfer zusammengerufen wurden, schloß damit, daß Makia zur Verbannung, seine Spießgesellen zu etwas Zwangsarbeit oder einer Tracht Prügel verurteilt wurden, das Dorf Mokonje einen neuen Häuptling bekam und zur Strafe 12 Elfenbeinzähne und 30 Rinder liefern mußte, mit denen der Viehbestand der Station am Elefantensee verstärkt wurde. Am nächsten Tage zog der Kanzler mit seinen Soldaten nach Viktoria zurück und die Bevölkerung war einstweilen wieder „beruhigt".

Interessante Mitteilungen über das Treiben und den Einfluß der Priester bei den westafri-



Marktstraße in der Stadt Lome.

alten Bergstadt, aber auch unter ihnen stifteten die an Zahl immer zunehmenden Priester so viel Unsegen und Streit, daß sie sich endlich in mehrere Städte und Dörfer des Gebirgshanges verteilten. Nunmehr blieben die Fetischpriester oben die Herren der Lage und gründeten ein eigenes Priesterdorf namens Avhegame, also eine Art umfangreicher Klosterstätte, freilich ohne den Zwang des Zölibats.

Durch diese Absonderung aber hatten die Agupriester, weit entfernt, ihren Einfluß auf die umliegenden Stämme einzubüßen, ihn nur verstärkt. Ihr Nimbus wuchs in dem Maße, wie sie dem täglichen Leben und der Beobachtung entrückt wurden, und bald war das Bergdorf der Fetischpriester die allgemeine Wallfahrtstätte der Agubewohner an ihren nicht eben seltenen Festtagen. Der Fetisch beherrscht ja das Seelenleben dieser Naturkinder von Anfang bis zu Ende. Ich habe nirgends, sagt Fies, so viele geweihte Opferplätze und heilige Haine gesehen, wie am Agu. Solche Heiligtümer stehen nicht nur in den Städten und auf den Dörfern, sondern auch an den Wegen und auf den Farmen. In der Stadt sind es häßliche kleine Lehm- oder Erdfiguren unter irgend einem Schutzdach, auf dem Felde stehen die Fetischbilder am Rande heiliger Gehölze oder in besonderen Schutzhütten. Bei der Bergstadt Kebu-Kpeta steht am Wege eine scheußliche Gestalt, durch das Messer in ihrer erhobenen rechten Hand als Wächter des Ortes erkennbar. Rings um ihre Füße stecken wohl noch zwanzig Messer im Boden.

kanischen Küstenstämmen hat neuerdings der deutsche Missionär K. Fies (Globus, Bd. 80) aus seinen reichen Erfahrungen in Togo veröffentlicht. Eine der fruchtbarsten und landschaftlich schönsten Gegenden von Togoland, das ungefähr 130 Kilometer von der Küste entfernte Agugebirge, hat seit 1895 eine Unterstation und 1901 eine stattliche Hauptniederlassung der Norddeutschen Missionsgesellschaft erhalten, deren Einfluß sich schon jetzt so stark bemerkbar macht, daß wohl die bisherigen Zustände der Priester- und Fetischherrschaft binnen kurzem auch hier ihr Ende erreicht haben werden.

Die Agubewohner, fleißige Landleute und Plantagenarbeiter, wohnen in dichten Siedlungen von 500 bis zu mehreren tausend Seelen von den waldigen Abhängen des Agugebirges bis in die fruchtbare Ebene hinab. Reich an Zahl und an Wasser, springen auf allen Seiten rauschende Bäche herab, bilden hübsche Wasserfälle und vermehren die Fruchtbarkeit der schwarzen Erde. Zwischen den Ölpalmenhainen, die das Hauptausfuhrerzeugnis liefern, dehnen sich weite Felder und Gärten, mit Mais, Hirse und der nahrhaften Yamswurzel bestellt. Baumwolle wird gebaut und von den Frauen versponnen und es fehlt nur eine Bahn zur Küste, um aus dieser und den benachbarten Landschaften eine Gegend regsten Handels und Exports zu machen. Fleißig wird der Jagd auf Antilopen und Wildschweine gehuldigt, hin und wieder wird sogar ein Elefant erlegt, dessen Fleisch die Eingeborenen keineswegs verachten. Dem Leopard, dem einzigen gefährlichen Raubzeug, wird eifrig nachgestellt, schon um der Felle wegen, die den herkömmlichen Schmuck der Fetischpriester bilden.

Diese letzteren nämlich wohnen hier nicht mehr einzeln, sondern sippenweise zusammen und bilden, wie in Indien die Brahminen, eine geschlossene Kaste. Einen guten Einfluß auf ihre Stammesgenossen scheinen sie niemals ausgeübt, um so mehr aber im eigenen Interesse die Verhetzung und Verfeindung der Agubewohner befördert zu haben. Wenigstens wird erzählt, daß früher alle Aguleute oben auf dem Berge eine einzige große Stadt bewohnt, sich aber, durch innere Streitigkeiten verfeindet, in sechs Stämme getrennt haben, die nunmehr alle an den Abhängen wohnen und sich untereinander mit wenig freundlichen Gefühlen betrachten. Nur die Nyamboleute hielten sich bis zuletzt in der

Von dem neuen Missionshause führt ein Weg von nur anderthalb Stunden nach der Priesterstadt hinauf; vorüber an „heiligen" Felsen, Quellen und Opfersteinen ziehen jetzt die deutschen Missionäre hinauf nach Avhegame, um den Priestern selber das Christentum zu predigen. Man weiß eigentlich nicht, soll man mehr den Mut der Missionäre bewundern (hinter dem die Gewehre der Militärstation stehen) oder die Gutmütigkeit der schwarzen Fetischsippen (die wohl zum großen Teil von der Ohnmacht genährt wird). Denn der heutige Zustand, wo die Agupriester das Volk vollständig beherrschen, den Zehnten nehmen, bei allen Angelegenheiten um Rat angegangen und bei den Krankheiten in den Dörfern hinzugezogen werden, nichts ohne gute Bezahlung selbstverständlich, wird mit der Ausbreitung des Christentums bald dahin sein. Wie gutwillig sich bei alledem die Fetischpriester in ihr Verhängnis fügen, zeigte der erste Besuch, den unser Gewährsmann ihnen in ihrem Dorfe machte. In Begleitung des Dolmetsches Kplako, des Lehrers aus Nyambo und einer Anzahl eingeborener Christen und Missionszöglinge traf Fies, nicht ohne vorher zeremoniell angesagt zu sein, in Avhegame ein. Anfangs waren die Priester, soweit sie es nicht vorgezogen hatten, dem Besuch aus dem Wege zu gehen, etwas zurückhaltend. Der Missionär begrüßte sie freundlich, bat um die Erlaubnis, ihnen etwas



von seinem Glauben erzählen zu dürfen, ließ seine Schüler ein paar Lieder singen und wurde bald so gut Freund mit den Leuten, daß sie sich photographieren ließen und ihm sogar als Gastgeschenk eine — Flasche Branntwein verehrten. Der Missionär konnte dieselbe ebensowenig zurückweisen, wenn er die Schwarzen nicht beleidigen wollte, als annehmen, wenn er nicht seinen eigenen Leuten ein böses Beispiel geben wollte. Mein Freund Kplako, erzählt er, half mir aus der Verlegenheit und sagte mir, ich solle den Branntwein nur meinen Kindern geben. Mit den „Kindern" aber meinte er nur sich selber, denn er wußte ganz genau, daß meine Christen ebensowenig wie ich Branntwein trinken. Kplako bekam die Flasche, und nachdem dem Fetisch einige Tropfen auf die Erde gegossen waren, leerte er mit den Priestern und Priesterinnen den Inhalt. Fies verehrte den Leuten ein Päckchen Tabak, das mit Dank angenommen wurde. Eine alte Frau, die von dem geistlichen Vortrag des weißen Mannes wohl besonders erbaut sein mußte, kam auf ihn zu und erklärte ihm: „Du hast heute Deine Mutter gefunden." „Und du deinen Sohn," entgegnete Fies mit gleicher Liebenswürdigkeit, um dann das Yamsgericht, welches die gutherzige Alte ihm kochte, mit seinen Zöglingen mit Appetit zu verspeisen.

Am folgenden Morgen, als der Missionär in seiner heimischen Station den Sonntags-Gottesdienst eben begonnen hatte, wurde, den Berg herunterkommend, ein großes Gerassel hörbar, und gleich darauf zogen die Priester vom Aguberge ein, um ihren Gegenbesuch zu machen. Sie hörten still und gesittet den Gottesdienst an und überreichten dem Missionär dann in seiner Wohnung eine starke Traglast Yams und einen Topf Palmwein mit der Einladung, sie häufiger zu besuchen.

Kehren wir indessen zurück nach Kamerun, wo sich die politischen und, leider in geringerem Umfang, auch die geographischen Verhältnisse neuerdings stark verschoben haben. Um den heutigen Stand der Dinge im Hinterlande von Kamerun und die Schwierigkeiten, mit denen das Vordringen der Weißen gerade hier verbunden ist, zu verstehen, müssen wir um einige Jahre zurückgreifen.

Die Lässigkeit, Faulheit und Entnervtheit des tropischen Küstennegers macht, je weiter man ins Innere vordringt, einer um so größeren Energie und Intelligenz, aber auch einer entsprechenden Widerstandskraft gegen die Invasion der europäischen Kultur Platz. Das im Hochland des Innern fast durchaus herrschende straffe Regiment der mohammedanischen Sultane hat dort große Stämme geeinigt und Reiche entstehen lassen, deren Macht nicht mit einem Schlage zu brechen war. Erst in der Mitte der Neunzigerjahre begann das zielbewußte Vorgehen der Kolonialregierung gegen diese Völker, die durch Güte und Überredung zu gewinnen man jahrelang vergeblich versucht hatte. Der Leser kann sich über diese wichtige Epoche der Entwicklung von Kamerun nicht besser unterrichten, als durch das wertvolle Buch des Oberleutnants Hans Dominik[1]) über Kamerun. Hier genügt es, die Hauptepisoden eines jetzt siebenjährigen Vorgehens mit bewaffneter Hand nur anzuführen.

Im Jahre 1895 hatte man noch an der Küste genug zu tun; die Stämme am Kamerungebirge waren noch keineswegs zu friedlicher Unterwerfung gesonnen, und die Bakoko im Süden von Kamerun, die gerade einen frechen Überfall auf eine deutsche Station gewagt hatten, mußten nachdrücklich von der Überlegenheit des weißen Mannes überzeugt werden. Hatten sie doch im vorigen Jahre die Rückreise Dominiks von dem Wutehäuptling Ngilla, mit dem man damals noch eine friedliche Übereinkunft suchte, durch ihre Angriffe und Überfälle fast unmöglich gemacht. Die Niederwerfung der Bakoko hatte die Handelsstraße zu den befreundeten Yaunde, bei denen schon früher eine Station angelegt war, freigemacht und damit die ferneren Unternehmungen gegen Ngilla erleichtert. Ein Anlaß zum Einschreiten gegen die Wute fand sich jeden Tag, da dieser kriegerische und wenigstens teilweise schon mohammedanische Stamm die südlichen und westlichen Nachbarn, die sich dem Schutze Deutschlands unterstellt hatten, unausgesetzt durch Sklavenjagden und Raubzüge schädigte. Trotzdem dauerte es bis 1899, bis nach der Rückkehr Dominiks aus Europa, bevor man sich zum offenen Kriege gegen Ngilla entschloß. Sollte jemals das Hinterland von Kamerun, das Hochland Adamaua, geöffnet werden, so war die vollständige Niederwerfung der Wute der erste Schritt. Ngilla machte es der Schutztruppe leicht, indem er gerade einige Tage vor ihrem Eintreffen starb, worauf seine Hauptstadt leicht erobert und in die dort neuerbaute Station Kaiser Wilhelms-Burg eine ständige Besatzung gelegt wurde.

Nachdem die Macht der Wute gebrochen, konnte man daran denken, sich gegen Tibati zu wenden, den gefürchteten Herrscher des südlichsten von den großen Fullahstaaten, die sowohl in Adamaua als Sokoto, Bornu und den übrigen Ländern um den Tschadsee sich gebildet und die reinen Negerstämme unterjocht und vertrieben haben. Die Fullah, ein in Afrika einzig dastehender Menschenschlag mit heller Hautfarbe, langem Haar und einer den Negerstämmen fremden Tatkraft und Herrschsucht, sind von Norden nach Adamaua gekommen. Ihre Abstammung und ursprüngliche Heimat liegt vollkommen im Dunkel, eigentliche Neger sind sie jedenfalls nicht. Gleich den Haussa, welche dem geweckten und energischen Schlag der Sudanneger angehören und sich neben den Fullah am meisten Selbständigkeit in den gemeinsam bewohnten Gebieten erhalten haben, sind die letzteren reine Mohammedaner und haben ihre Religion, wie in dem größten Teile von Afrika, so auch hier den meisten mit ihnen in Berührung gekommenen Negerstämmen aufgeprägt. Es ist ja von guten Kennern des Landes mehrfach behauptet worden, daß der Islam die höchste für den Neger überhaupt erreichbare Stufe der Kultur sei, über welche ihn hinauszuheben, einfach hieße ihn ruinieren.

Dem Sultan von Tibati wurde eine besonders große Macht zugeschrieben. Während die gegen

[1]) „Kamerun. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen." Berlin 1901.

ihn vorgehende Schutztruppe wenig über 300 Mann zählte, sollte er über 10.000 Mann Fußtruppen und 3000 Reiter, durchweg disziplinierte und im Kriege geübte Leute, verfügen, welche sich nicht nur die Wute, sondern auch die benachbarten Tikarstämme unterworfen und tributpflichtig gemacht hatten. Zur Zeit des Vorgehens der Schutztruppe lag er übrigens mit dem größten Teile seines Heeres gerade vor der Tikarstadt Ngambe, die er bereits seit elf Jahren belagerte und wo seine Truppen sich in Lehmhäusern, Wällen und Gräben vollkommen häuslich eingerichtet hatten. Ohne den Sultan in dieser Beschäftigung zu stören, ging man zunächst nach Norden gegen die Hauptstadt Tibati vor, die am 11. März 1899 ziemlich leicht mit Sturm genommen wurde, da die Fullahs es vorzogen, mit dem größten Teil ihres Besitzes und ihrer Viehherden vorher auszurücken. Die Schutztruppe fand aber in der Stadt nicht nur wohlgefüllte Scheuern mit Mehl und Korn, Schafe, Geflügel und andere Lebensmittel in Fülle, sondern im Palast des Sultans sogar noch einen Schatz von 38 riesigen Elefantenzähnen. Während sich die Truppen an den wohlgefüllten Schüsseln Tibatis gütlich taten, machte Dominik einen politischen Besuch bei dem nächsten nördlich wohnenden Fullahherrscher, um sich mit diesem, wenn möglich, in Frieden zu einigen. Der Sultan von Ngaumdere zeigte sich über den Sturz seines Freundes Tibati nichts weniger als untröstlich und meinte, es wäre ihm schon recht geschehen, da sich Tibati vom Emir von Yola, der obersten politischen und geistlichen Instanz der Fullahstaaten, bei seinem Regierungsantritte nicht die Weihe geholt habe. Natürlich schwor der Sultan Deutschland unverbrüchliche Treue, ohne daran zu denken, sie im gegebenen Augenblick etwa zu halten. Der Krieg gegen Tibati mußte übrigens nach der Rückkehr Dominiks noch eine ganze Weile fortgesetzt werden, ja die Feldzüge gegen die Fullahstaaten haben eigentlich seit 1899 gar nicht wieder aufgehört. Deutschland kann die Selbstherrlichkeit der Fullahstämme in Adamaua um so weniger dulden, als dieselben nicht nur das gesündeste und reichste Gebiet des Landes besitzen und mit ihrer vorgeschrittenen Kultur, ihrem Fleiß, ihrem entwickelten Ackerbau die tüchtigsten Elemente der Kolonie sind, sondern durch ihr Gebiet auch der Weg in das weitere Hinterland, zum Oberlauf des Benue, der gegenwärtig die Handelsstraße für ganz Adamaua und Sokoto bildet, und zum Tschadsee führt, an dem die Franzosen und Engländer sich bereits heimisch gemacht haben, während die Deutschen noch immer auf der ersten Hälfte des Weges dahin stecken. Endlich sind die an der Südgrenze von Adamaua wohnenden, gegenwärtig in Ruhe und Freundschaft mit den Deutschen lebenden Negerstämme, die als „Kulturdünger" einen ungleich höheren Wert besitzen als die faulen Küstenneger, ihres Friedens und ihrer Freiheit nicht sicher, solange die rauflustigen Fullahstämme, von denen sie bereits aus dem Norden des Landes bis hieher getrieben sind, nicht dem Zügel der deutschen Regierung ebenfalls unterworfen sind.

Hauptmann Hutter, der sich im Hinterlande von Kamerun am längsten aufgehalten und von den Negerstämmen dieser Zone die genauesten Nachrichten gesammelt hat, gibt in seinem Werke [1]) über die Negerstämme des Graslandes von Kamerun eine höchst anziehende Schilderung der allmählichen Verdrängung des Negers nach Süden durch die mohammedanischen Sudanstämme, und der Sitten und Eigenschaften, die sich bei den Graslandnegern unter dem jahrhundertelangen Einfluß der Fullah entwickelt haben. Die an der Westgrenze von Kamerun wohnenden Bali hatten früher weit nördlichere Wohnsitze, aus denen sie im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts — der alte Häuptling Garega erinnerte sich der Zeit noch ganz gut — durch die Haussa, welche auf Pferden Krieg führten, vertrieben und großenteils zu Sklaven gemacht waren. Der Rest zog aus Adamaua südwestlich und ließ sich nach langen Wanderzügen im sogenannten Graslande nieder, wo der Urwald der Niederung in die Steppen des Hochlandes übergeht. Freilich hatten auch sie hier erst andere Stämme vertreiben oder unterwerfen müssen, und in der Tat besteht die Sklaverei, wenn auch in leichter Form, ziemlich bei allen Stämmen des Graslandes, deren es außer den Bali noch eine ganze Menge gibt. Bei ihnen allen ist die Erinnerung an ihre früheren, weiter nördlich in der Benuegegend liegenden Wohnsitze noch ebenso frisch wie der Haß gegen die Haussa und Fullah, denen sie ihre Vertreibung verdanken und durch deren Sklavenjagden sie bis in die neueste Zeit heimgesucht werden. Es hat sich sogar infolge dieser Furcht und Abneigung zwischen den Sultanaten von Adamaua und den Negerstämmen des Graslandes eine Art von Pufferstaat gebildet, ein Streifen unbewohnten, unangebauten und somit schwer zu durchkreuzenden Landes, in welchen die Neger sich wohl hüten einzudringen, um nicht die Raublust der überlegenen Fullah herauszufordern.

In diesen Negerstämmen des Graslandes sieht Hutter, der wohl ihr bester Kenner ist, die eigentliche Zukunft Kameruns. Ob Urbewohner oder Zugewanderte, sind sie sämtlich den Küstenstämmen an Energie, Arbeitskraft und Intelligenz bei weitem überlegen. Fetischdienst, Menschenopfer, Anthropophagie ist wenigstens bei den von Norden zugewanderten Stämmen nahezu unbekannt. Der Balifürst Garega erzählte Hutter, daß die bei ihrer Einwanderung von ihnen vernichteten oder vertriebenen Batanka „baba" (d. h. verrückt) gewesen wären, sie hätten Menschenfleisch gegessen. Dabei sind die Graslandstämme nichts weniger als sanftmütiger Natur; Kriege, Überfälle, Sklavenjagden, gewaltige Schlachten sind unter ihnen an der Tagesordnung. Jeder Stamm hält sich berechtigt, die übrigen, wenn er nicht gerade im Waffenstillstand mit ihnen lebt, zu überfallen, und die Besiegten, besonders die Weiber, als Sklaven mitzuschleppen. Natürlich wird man sich vor dem Eingehen eines

[1]) „Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterlande von Kamerun." Braunschweig 1902.



solchen Wagnisses genau fragen, wer der Stärkere ist, und das vorsichtige Abwägen der gegenseitigen Machtverhältnisse bewirkt dann, daß trotz aller Raufereien und Händelsucht das politische Gleichgewicht nicht allzu tief gestört wird. Man hat nicht nötig, für den Frieden der europäischen Kulturvölker nach viel tieferen Gründen zu suchen. Diese Stämme, stark von Wuchs, so daß riesenhafte Gestalten unter ihnen keine Seltenheit sind, volkreich und intelligent, dabei an Arbeit und durch die starke Autorität ihrer Häuptlinge an Gehorsam gewöhnt, hält unser Gewährsmann für das geeignetste Material, das uns zum Soldaten wie zum Arbeiter in Kamerun zur Verfügung steht. Von der Beschaffung tüchtiger heimischer Arbeitskräfte hängt aber die ganze Zukunft Kameruns ab. Daß das Land für die europäische Besiedlung ungeeignet ist, haben fast sämtliche Kenner des Landes wiederholt, die Naturschätze, Elfenbein, Gummi u. dgl., sind versiegt oder werden doch versiegen, ausgedehnter Plantagenbau ist das einzige Mittel, die für Kamerun gebrachten und noch zu bringenden Opfer zu belohnen, und der Plantagenbau ist in dem tropischen Teile von Kamerun so lohnend und zukunftsreich wie nur irgendwo. Aber nur der Eingeborene vermag die erforderliche Arbeit zu leisten und der Küstenneger scheint dazu nicht erziehbar.

Die oben erwähnte Kriegslust der Negerstämme von Nordkamerun hindert übrigens nicht einen lebhaften und umfangreichen Handel zwischen den einzelnen Dörfern und Völkern. Wenn auch Umsatz und Verkehr nicht bis zu der Stärke wie in Adamaua gediehen sind, so ist doch fast in jedem Dorfe, das in der Regel von einem ganzen Stamm, d. h. 6000 bis 8000 Menschen, bewohnt wird, wöchentlich Markttag, der regelmäßig auch von anderen Dörfern aus besucht wird. Hat doch fast jeder Stamm seine industrielle Spezialität, der eine fertigt Speerspitzen und Messer aus Eisen, der andere Tonpfeifen und Gefäße, Mützen und geflochtene Taschen, Lederarbeiten oder Gartengeräte; hier steht die Schweinezucht auf der Höhe, dort die der Kapaune oder des Rindviehs. Alle diese Gegenstände und hundert andere, Lebensmittel, Gewänder, Geräte, Elfenbein und Sklaven sind auf dem Markte feil und werden mit lauter Stimme angepriesen. Gewöhnlich geschieht der Umsatz auf dem Wege des Tauschhandels, doch gibt es, wie schon bei den Küstennegern angeführt, gewisse Gegenstände von so gleichbleibendem Wert, daß sie allenthalben als Zahlungsmittel angenommen werden. Sind es an der Küste die Tabakblätter, so sind es in den Grasländern dünne, spiralig aufgerollte Messingstangen, während weiter nördlich in Adamaua bereits die internationale Münze der Kaurimuschel das bare Geld vertritt. Wertgegenstände wie Sklaven oder Elefantenzähne werden allerdings nur gegen reelle gleichwertige Ware ausgetauscht, und genau wie es unser Bauer beim Pferdehandel macht, ziehen sich die Parteien zur Abwicklung eines so wichtigen Geschäftes aus dem Gewühl des offenen Marktes gern an stille Stätten zurück. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch zwischen der oben angeführten Streit- und Raublust dieser Völker und dem, unbehindert dadurch, von Stamm zu Stamm hin- und herflutenden Handel und Verkehr. Genau wie bei uns, so wird auch bei diesen Leuten die egoistische Tendenz der Habgier, der Herrschsucht und der Freude am Bösen wohltuend eingeschränkt durch die Furcht vor der Strafe oder Rache und durch den festen Zusammenschluß der Massen zu organisierten Rechtsstaaten. Wird dann einmal ein reisender Händler, und sei es auch, was sehr selten, ein Europäer, ausgeplündert oder erschlagen, so sollte man doch aufhören, solche Vorfälle mit den großen Schlagworten der Unzivilisiertheit, des Aufstandes u. dgl. zu charakterisieren, anstatt sie ebenso nüchtern zu beurteilen, wie die gleichartigen Auswüchse unserer heimischen Kultur, an denen es doch wahrhaftig auch nicht fehlt. Selbst die vielbefeindete Sklaverei besteht fast in ganz Kamerun in den mildesten Formen. Gewöhnlich leben die einer Dorfbewohnerschaft gehörigen Sklaven, deren Hauptaufgabe der Feldbau ist, mit Ausnahme der wenigen sogenannten Haussklaven gar nicht einmal im Dorfe selbst, sondern sozusagen in völliger Freiheit in einem besonderen Sklavendorfe, das unter einem eigenen, ihnen selbst entnommenen Häuptling steht und durchaus nicht etwa bewacht wird. Die Leute denken überhaupt nicht ans Weglaufen, es wäre denn unmittelbar nach irgend einer Dummheit aus Furcht vor Strafe. Selbst aus der Küstengegend berichtet Frieda Conradt von solchen Sklavendörfern mit dem Bemerken: Die Sklaven der Eingeborenen leben meistens mit ihren Familien in getrennt liegenden Ortschaften und fühlen die Sklaverei fast gar nicht, es gibt sogar reiche Sklaven, die selbst wieder Sklaven halten. Auch das Kriegführen wird von den verständigen und weitsehenden Häuptlingen allmählich eingeschränkt. Von dem Häuptling der Bali erzählt Hutter, daß er ganz zielbewußt auf einen engeren politischen Zusammenschluß der Graslandstämme hinarbeitete, um der unausgesetzt von Norden drohenden Gefahr besser zu begegnen. Da den verständigen Häuptlingen nicht zuzutrauen ist, daß sie nach einer einmaligen Lektion noch Lust haben werden, ihren Einfluß auch gegen die Kolonialregierung zu gebrauchen, so kann letztere sie in ihrem Streben ruhig gewähren lassen, und seit einigen Jahren scheint dies Verfahren denn auch zielbewußt verfolgt zu werden. Man wird in der Tat den Neger stets am leichtesten mit Hilfe seiner eigenen Fürsten beherrschen, an deren Art er gewöhnt ist und zu denen er trotz einer starken Dosis Tyrannei ein unbegrenztes Vertrauen hat.

Wie es gegenwärtig in den mittleren und nördlichen Teilen von Kamerun aussieht, zeigt uns am besten der Bericht Dominiks über seinen Marsch nach Garua in den Monaten November bis Januar 1901/1902. Der Zug galt der Niederwerfung des Emirs Siberu von Garua, unter dessen Zepter sich die mohammedanischen Stämme des nördlichen Adamaua neuerdings geeinigt haben. Mit wenigen Soldaten brach Dominik, da die Truppenführer auf verschiedenen Zügen im Lande verteilt waren und ein Zusammentreffen der einzelnen Abteilungen erst unterwegs geplant war,

nach Norden auf und passierte am 11. den Sanaga bei den Nachtigalfällen. Unter freundlicher Begrüßung der Eingeborenen bewegte sich die Expedition durch das Land der Bati, wo nunmehr, nachdem die Raubzüge der Wute aufgehört haben, Ruhe und sogar ziemlicher Wohlstand eingekehrt sind. Für die Weißen zu arbeiten sind freilich die Bati auch jetzt nicht zu bewegen, daß sie früher den Wutes hart fronen mußten und zu hunderten von ihnen verkauft wurden, haben sie anscheinend bereits vergessen. Ihr Boden bringt reichliche Ernten auch ohne viel Arbeit, man fand in ihren großen Dörfern nirgends Arme und wurde reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Man traf hier mit der kleinen Abteilung des Oberleutnants v. Bülow zusammen und zählte nun 20 Soldaten, während die ganze Karawane mit Einschluß der Träger, Weiber und Kinder sich auf etwa 400 Köpfe belief. Die Abteilung durchzog nun das Land der Wute, die nach ihrer Niederwerfung im Jahre 1899 keine Unruhen mehr gewagt haben, aber auch nicht zu bewegen sind, sich an festen Straßen und in ordentlichen Dörfern anzusiedeln. Sie ziehen sich vor jeder Berührung mit den Weißen tiefer ins Land zurück, und die farbigen Händler, die unter ihnen leben, klagen, daß sie zu faul seien, um auch nur die Gummischätze des Waldes zu heben. Die europäischen Faktoreien, die hier angelegt wurden, sind vollständig wieder eingegangen. Die jenseits des Kimflusses wohnenden Tikarstämme fand man verhältnismäßig zivilisiert, da sie lange in unmittelbarer Berührung mit den Fullah gelebt und deren Gewohnheiten, was Kleidung, Handel und Ackerbau betrifft, angenommen haben. Die Schutztruppe wurde freundlich empfangen, Dominik bemerkte jedoch, daß die früher unter dem Drucke der räuberischen Nachbarn herrschende Mannszucht sich gelockert hatte, seit man von den Fullahs nichts mehr befürchtete. Es zeigte sich eine bedenkliche Neigung, aus den festen Städten wieder aufs Land zu laufen und sich zu zersplittern, ein Vorgang, der bei den meisten Graslandstämmen eintreten dürfte, sobald die Sorge, sich unbequemer Nachbarn zu erwehren, ihnen von der Kolonialregierung abgenommen wird. Am 9. Dezember überschritt die Abteilung die Grenze des Banyoreiches und damit der bis vor kurzem noch recht aufsässigen Fullahstämme. Große weitläufige Städte, reich bebautes Land, prächtige Viehherden und ein lebhafter Handel bilden hier einen erfreulichen Gegensatz zu den Verhältnissen der südlichen Negerstaaten. Die starke Ausfuhr, die sich aus Öl, Palmenkernen, Gummi, Kolanüssen und Fleisch zusammensetzt, nimmt meist, den Gewohnheiten der arabischen Händler und dem bequemeren Transport zufolge, den Weg nach Norden zum Niger, anstatt des erwünschten südlichen Abflusses zur Küste. Nur eine Eisenbahn kann hier Abhilfe schaffen und dem deutschen Handel den Mitgenuß der reichen Bodenschätze von Adamaua und Bornu sichern. Am Genderogebirge mußte man zum erstenmal zu Zwangsmaßregeln greifen, da sich die Bewohner weigerten, den für die Überschreitung des Gebirges notwendigen Fleischvorrat zu verkaufen. Dominik griff zu dem bewährten Mittel, den Dorfältesten beim Weitermarsch mitzunehmen, worauf das gewünschte Vieh prompt, allerdings gegen gute Bezahlung, herbeigeschafft wurde.

Auf den dreitägigen Gebirgsmarsch, der den verweichlichten Küstennegern infolge der nächtlichen Kälte hart zusetzte, folgte ein niederes, trockenes Gebiet mit so heißem, erschlaffendem Klima, daß man sich bis Konscha nur auf Nachtmärschen bewegen konnte. Hier ist die Grenze des Banyoreiches, und es beginnt das eigentliche Adamaua, in dem sich die Fullah und Haussa bisher als unbeschränkte Herren fühlten. Der Emir von Yola hatte sogar den vorausgesandten Hauptmann von Klausbruch angegriffen, und der Oberleutnant Radtke, mit dem man ebenfalls hier zusammentreffen wollte, war bereits auf der Verfolgung des flüchtigen Sultans. Siberu hatte sich hinter den Benue zurückgezogen, so daß der Weg bis dahin frei war. Die südlich vom Benue wohnenden Stämme hatten Frieden gelobt. Dominik wurde über diese Verhältnisse durch ein von Klausbruch abgeschicktes Detachement unterrichtet und sandte Nachricht an Radtke, um sich nördlich von Garua mit ihm zu einem entscheidenden Schlage gegen den Emir zu vereinigen. Das Tal des Faro, durch welches der Marsch vom 28. Dezember bis zum 6. Januar führte, ist ein reiches, dichtbesiedeltes Gebiet mit vielen Städten, unter denen einige wie Bundang geradezu als Industrieorte bezeichnet werden können. Ein letzter Tagemarsch durch eine sandige Ebene führte von hier zum Benue, der mit den Kähnen der Eingeborenen überschritten wurde, und nach Garua, wo Klausbruch eine Abteilung der Schutztruppe zurückgelassen hatte. Nach einigen Rasttagen ging es weiter nördlich, und schon nach dreitägigem Marsche trafen die Abteilungen am 16. Januar zusammen, so daß nun eine Truppe von 80 Soldaten unter drei Offizieren mit einem Maschinengewehr zum Vormarsch gegen den Emir bereit stand — in der Tat eine stattliche Heersäule im Vergleich mit der zu erwartenden hundertfachen Übermacht.

Der Sultan hatte inzwischen eine ziemlich starke Armee gesammelt und die religiöse Leidenschaft der Fullahs so zu entfachen gewußt, daß sie in der festen Überzeugung von der Unbesiegbarkeit des Emirs und ihrer eigenen Unverletzbarkeit unter dem Schutze Allahs sich nahezu waffenlos vor die Gewehre der Schutztruppe warfen. Der Zusammenstoß erfolgte wenige Tage nach der Vereinigung Dominiks und Radtkes in der Nähe der Stadt Marrua, wohin sich Siberu nach dem Treffen bei Garua zurückgezogen hatte. Die Stadt liegt in einer großen wasserlosen Ebene, und man sah gegen Abend ihre ersten Gehöfte in der Ferne, als sich die Fullahs, die bereits den ganzen Tag mit dem vorrückenden Detachement geplänkelt hatten, ihm in dichten Reiterschwärmen entgegenwarfen. Dominik ließ die Abteilung sich gefechtsmäßig entwickeln, das Maschinengewehr in der Mitte, und nach der ersten Salve schien der Sturz der vorderen Reihen die Angreifer einen Augenblick aufzuhalten. Dann aber stürzten sie, nur mit ihren Lanzen bewaffnet, unter lautem Feldgeschrei



und mit einer unglaublichen Todesverachtung der Schutztruppe entgegen, immer aufs neue wurden die langen Reihen, die von dem Maschinengewehr und der Schützenlinie niedergemäht wurden, durch die Nachdrängenden ersetzt, und erst nach 20 Minuten ununterbrochenen Feuerns erlahmte der heroische Vorstoß. Aufs neue vorrückend, wurde die Schutztruppe durch einen letzten heftigen Angriff nur 10 Minuten aufgehalten, was allerdings dem Gros des Feindes die Flucht ermöglichte. Leider war der Emir selbst trotz der sofortigen scharfen Verfolgung entkommen, so daß er von dem auf englischem Gebiet liegenden Yola aus die Beunruhigung von Adamaua wohl noch eine Weile fortsetzen wird. Dominik schloß inzwischen mit den Ältesten der einzelnen Ortschaften, die unter dem Eindruck der vollständigen Niederlage eines so mächtigen Heeres das frühere Zutrauen zu dem Emir eingebüßt hatten, Friedensverträge, zu deren Bekräftigung in Garua eine Station mit ständiger Besatzung gebaut worden ist.

Wie sieht es nun im äußersten Norden von Kamerun, in der „Dreiländerecke am Tschadsee", wie Singer die mohammedanischen Reiche Bornu und Wadai treffend benennt, aus? Im vorigen Bande ist von den großenteils erfolgreichen Anstrengungen der Franzosen die Rede gewesen, ihre Gebiete in der Nachbarschaft des Tschadsees zu sichern und zu erforschen, was ihnen mit der Vertreibung Rabehs, des gefürchteten Usurpators und Organisators der Tschadsee-Länder, aus dem französischen Gebiete erst teilweise gelungen war. Für Frankreich bedeutet das Territorium an dem gewaltigen Binnensee ungleich mehr als für Deutschland und England. Hier am Tschadsee treffen die Routen zusammen, die vom französischen Kongo, von Algerien und vom französischen Nigergebiet ins Innere führen, hier ist gewissermaßen der Knotenpunkt des französischen Afrika. Außerdem hat Frankreich für die Tschadländer ungleich mehr Geld ausgegeben als ein anderer Staat. Jahrelang haben französische Offiziere, Truppen und Forscher die ganzen Gebiete südlich des Tschadsees kreuz und quer durchzogen, England und Deutschland haben dabei zugesehen und nicht einmal eine Einwendung gemacht, wenn die Franzosen ungeniert ihre Eroberungs-, Verfolgungs- und Forschungsreisen tief in das Gebiet der Nachbarn ausdehnten. Warum auch? Die Grenzen der drei Gebiete sind durch das Abkommen von 1894 im großen und ganzen festgelegt, und wenn es Frankreich drängte, in den äußersten Winkeln von Kamerun und Nigeria Ordnung zu schaffen, so konnte man sich das ja gern gefallen lassen.

Das ist denn auch redlich geschehen. Als im März 1899 die Expedition Foureau-Lamy nach der im vorigen Bande geschilderten Durchkreuzung der Sahara und des französischen Sudan am Tschadsee eintraf, befand sich dort eine andere Expedition unter dem Oberst Gentil schon seit längerer Zeit im Kampf mit Rabeh, der damals, nach der Vertreibung des rechtmäßigen Sultans von Bornu, schon seit Jahren in der Stadt Dikoa residierte. Lamy hatte den Befehl, sich hier mit der Expedition Gentil zu vereinigen, zu welcher gleichzeitig auch die berüchtigte, vom Niger kommende Expedition Voulet-Chanoine stoßen sollte. Daß die letzteren Offiziere, vom Tropenkoller befallen, unter den haarsträubendsten Schandtaten ihre Aufgabe fallen ließen, um sich ein schimärisches Reich in Zentralafrika zu gründen, ist ebenso wie die rasche Justiz, die an ihnen geübt wurde, noch frisch im Gedächtnis. Die beiden anderen Expeditionen dagegen vereinigten sich, nachdem Lamy schon im März die Stadt Kussuri am Schari erstürmt und den Sohn Rabehs daraus vertrieben hatte. Sie griffen den Sultan am 22. April mit vier Geschützen und 788 Gewehren an und erfochten trotz der gewaltigen numerischen Übermacht des Diktators einen vollständigen Sieg. Unter zwei gefallenen französischen Offizieren befand sich auch Lamy; während er im Sterben lag, wurde von den schwarzen Schützen der Kopf Rabehs auf einer Stange ins Lager getragen. Fadelallah, der Sohn des Usurpators, hatte, obwohl nur einen Tagemarsch südlich vom Kampfplatze verschanzt, der Niederlage und dem Untergang seines Vaters kaltblütig zugesehen. Beim Vormarsch der Franzosen zog er sich aufs deutsche Gebiet zurück, wohin ihm Gentil auf dem Fuß folgte, da er fest überzeugt war, daß nur die Gefangennahme oder der Tod dieses Nachfolgers dem Reiche Rabehs ein vollständiges Ende bereiten würde. Da Fadelallah einer Feldschlacht auswich und sich abwechselnd auf deutschem und englischem Gebiete aufhielt, so zog sich die Entscheidung bis ins nächste Jahr hin. Fadelallah war sogar politisch genug, mit den Engländern über ein Protektorat in Verbindung zu treten, das ihm die Herrschaft über Bornu sichern sollte. Bevor aber England diese Gelegenheit benützen konnte, sich in die Tschadsee-Händel einzumischen, hatten ihn die Franzosen durch Deutsch-Bornu bis aufs britische Gebiet verfolgt, geschlagen und getötet. England mußte, in Südafrika voll beschäftigt, diesmal die politische Schlappe hinnehmen, zumal sich die Franzosen als höfliche Leute rechtzeitig über ihre Grenzpfähle zurückzogen. Das hinderte sie nicht, vorher noch festzustellen, daß der englische und deutsche Teil der Tschadsee-Länder viel wertvoller und fruchtbarer als der französische sei, daß insbesondere Deutsch-Bornu ein wahres Kleinod Afrikas wäre. Wir hatten, schreibt Gentil in seinem Werke: „Der Sturz des Reiches Rabeh" (Paris 1902), eigentlich für den König von Preußen gearbeitet, und wenn ich daran und an Dikoa dachte, so war ich dem Weinen nahe. Dikoa nämlich, früher eine ziemlich heruntergekommene Provinzialstadt von Bornu, war während der siebenjährigen Herrschaft Rabehs eine volkreiche, gewerbliche Großstadt geworden, ein Handelsplatz ersten Ranges, in dem die Paläste Rabehs und seiner Großen, wenn auch inzwischen durch eine Pulverexplosion und durch Verfall teilweise zerstört, noch heute ein Denkmal seiner Macht und seiner Staatsklugheit bilden. Ganz Bornu hat unter seiner Herrschaft einen unverkennbaren Aufschwung genommen. Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe blühten und die Hauptstadt Dikoa war ein Zentrum afrikanischen Handels, wo sich Kaufleute aus allen Stämmen des Sudan bis zum



Tschadsee bei Ngigmi.

Kongostaat und nach Tripolis trafen und wo, wie Gentil erzählt, selbst Seide von Lyon und englische Stoffe zu finden waren.

Wesentlich unter dem Drucke dieser Ereignisse haben denn auch England und Deutschland endlich begonnen, sich ihre Gebiete am Tschadsee etwas näher zu betrachten. Der geschilderten Expedition Dominiks folgte im letzten April eine solche des Obersten Pavel von der Station Garua nach Dikoa, um im Namen Deutschlands von der Hauptstadt Bornus und dem Lande Besitz zu ergreifen. Der Marsch von Garua nach Dikoa ging unter Niederwerfung eines einzigen Stammes unbehelligt von statten. Die meisten Häuptlinge zeigten sich ohne weiteres bereit, die deutsche Herrschaft anzuerkennen. Das durchzogene Land war im allgemeinen fruchtbar und gut angebaut, nur im Norden von Mora war ein Streifen unbewohnten Landes, das von Rabeh und seinem Sohne auf ihren Kriegszügen verwüstete Grenzgebiet von Bornu.

Pavels Empfang in Dikoa, wo nun wieder ein neuer Sultan, beiläufig von Gnaden der Franzosen, residierte, war etwas ungewöhnlicher Natur. Dort lag nämlich beim Herannahen der deutschen Truppe noch ganz gemütlich eine Abteilung französischer Spahis unter dem Rittmeister Dangeville, der nun mit dem Sultan Sanda zugleich dem deutschen Expeditionsleiter einen Tagemarsch entgegenritt, um ihn zu begrüßen und die Anwesenheit seiner Leute in Dikoa zu rechtfertigen.

Hier war nach dem Sturz der Herrschaft Rabehs alles drüber und drunter gegangen, und wenn man der französischen Darstellung glauben darf, so wäre, dank der unverantwortlichen Untätigkeit Deutschlands in Bornu, weder ein Sultan noch ein Bewohner in Dikoa übrig geblieben, wenn nicht das französische Tschadsee-Detachement sich des deutschen Hinterlandes ein wenig angenommen hätte. Für ein Reich mit annähernd 600 Millionen Mark Heeresausgaben pro Jahr ein recht schmeichelhaftes Zeugnis. Die Franzosen hatten nach dem Tode Rabehs und seines Sohnes den alten Sultan von Deutsch-Bornu, Gerbeil, wieder eingesetzt und ihm die ganze, im Feldzug gegen Fadelallah gemachte Beute übergeben. Die Engländer jedoch, denen daran lag, ihren Anteil an Bornu ebenso stark wie das deutsche Gebiet zu bevölkern, machten Gerbeil das gegen Deutschland höchst perfide Angebot, ihm Kuka, die zerstörte Hauptstadt von Englisch-Bornu, wieder prächtig aufzubauen, Eisenbahnen dahin anzulegen u. dgl., wenn er mit seinem ganzen Volke dahin übersiedeln würde. Dieser freundliche Akt Englands, den das deutsche auswärtige Amt mit derselben Gelassenheit wie alle früheren Anrempelungen der englischen Freunde hingenommen zu haben scheint, hatte in der Tat zur Folge, daß Gerbeil eine Massenauswanderung nach Englisch-Bornu inszenierte, die indessen von dem Rittmeister Dangeville durch ein geschicktes Manöver rechtzeitig gehindert wurde. Der Franzose versammelte nach dem Abzug des Sultans und eines Teiles der Häuptlinge den Rest der Großen von Dikoa zu einer nächtlichen Beratung, überzeugte sie von der Unsinnigkeit eines allgemeinen Exodus, ließ einen neuen Sultan wählen, eben den früher genannten Sanda, und dieser verbot nunmehr die weitere Auswanderung. Um diesen französischen Freundschaftsdienst richtig zu würdigen, wird es nötig sein, daran zu erinnern, daß die definitive Grenzregulierung hier noch nicht erfolgt ist, und die Franzosen sich vermutlich der Hoffnung hingeben, das nahe an der Grenze liegende Dikoa werde bei der endgültigen Festsetzung ihnen zufallen.

Die deutsche Besitzergreifung von Bornu vereinigte am 22. April gegen 40.000 Bewohner von Dikoa und der ganzen Umgegend, die nach dem Bericht Pavels die deutsche Herrschaft und das Ende der bisherigen wechselnden Zustände mit Freuden begrüßten. Auch der Sultan Sanda scheint es zufrieden, nicht mehr zwischen den beiden Stühlen englischer und französischer Beeinflussung zu sitzen, sondern endlich zu wissen, unter wessen Protektorat er mit seinem Lande steht. Der englische Resident in Monogu, der ebenfalls eine Auseinandersetzung mit Pavel hatte, gab wenigstens das Versprechen, keine weiteren Versuche zur Hinüberziehung von Leuten aus Deutsch-Bornu zu machen, und in den nächsten Tagen kehrten auf die Nachricht von dem Eintritt geordneter Zustände in Dikoa sogar 5000 der alten Überläufer auf deutsches Gebiet zurück. Pavel ließ, um den Sultan Sanda gegen die nach seinem Abmarsch unvermeidlichen Angriffe Gerbeils, der seine Riesendummheit inzwischen auch wohl eingesehen hatte, zu schützen, 50 Mann unter einem Offizier zurück, und den jüngsten Nachrichten zufolge sind im Herbst 1902 die Offiziere Dominik und v. Bülow bereits mit der Anlage weiterer Stationen an den Ost- und Westgrenzen von Bornu beschäftigt gewesen. Die Herrschaft über den nördlichsten Teil von Kamerun ist damit endlich in das Stadium des festen, wirklichen Besitzes getreten, obwohl spätere Grenzverschiebungen, wie erwähnt, gerade in diesem Teile Afrikas nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten gehören.

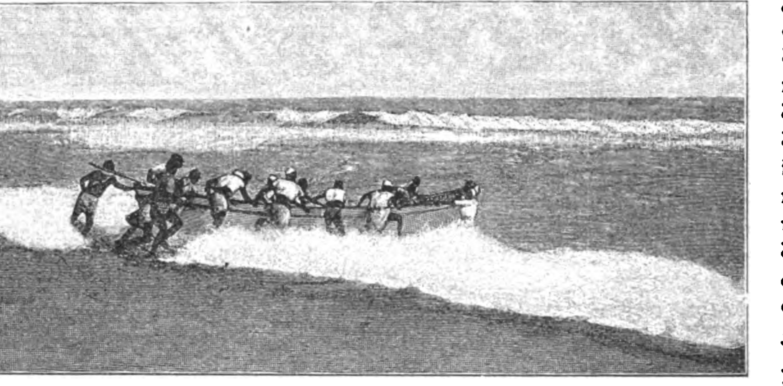
Auch die Eisenbahnfrage macht Fortschritte. So ist einem deutschen Syndikat unter dem Fürsten zu Hohenlohn-Öhringen als Präsident die Konzession für eine Eisenbahn ins Innere von Kamerun erteilt, die als Endzweck die Verbindung der Küste mit dem Tschadsee im Auge hat. Die Bauerlaubnis ist zunächst für die 400 Kilometer lange Anfangsstrecke von der Küste nach Bali oder Tibati erteilt worden, und es soll diese Strecke bis 1908 vollendet sein. Die Regierung hat die Unterstützung, die ihren Kolonialplänen von privater Seite zu teil wird, hier teuer genug erkaufen müssen. Es sind der Gesellschaft Landstriche von gewaltiger Ausdehnung als Entgelt zur Verfügung gestellt, über deren zukünftigen Wert man heute nicht einmal eine Vermutung äußern kann. Indessen solange Deutschland die Kolonialwirtschaft auch nur mit der geringsten Aussicht auf Erfolg weiter betreiben will, bleiben Eisenbahnen die erste Vorbedingung der Besiedlung, ja selbst der Plantagenwirtschaft, und solange im deutschen Reichstag für Kolonialbahnen so wenig Stimmung wie gegenwärtig vorhanden ist, muß wohl die Gelegenheit genommen werden, wie sie sich bietet. Der Handel vollends, der im Hinterlande von Kamerun zu hoher Blüte entwickelt ist, bedarf einer deutschen Eisenbahn, wenn man jemals hoffen will, ihn von dem Wege über den Niger und durch die Sahara nach den deutschen Häfen und auf deutsche Schiffe zu locken.

Zwischen Oranje und Sambesi.

Für die Deutschen in der Heimat hat die deutsche Kolonie im Südwesten Afrikas immer eine besondere Anziehungskraft besessen, obwohl es an sich entschieden das langweiligste Land ist, welches zwischen Tunis und dem Kap irgendwo angetroffen werden kann. Aber es ist das Stück Afrika, das dem Deutschen Reiche neben der Kamerunküste zuerst am Horizont einer künftigen Kolonialpolitik aufging; was ist nicht in den Achtzigerjahren gesagt und gesungen von Angra Pequena! Es ist das Land, wo den Deutschen John Bull durch die Wegnahme der Walfischbai einen seiner berühmten und im Volke wenigstens unvergessenen Streiche spielte, das Land, wo Hendrik Witbooi, der heldenmütige Räuberhauptmann und heutige treue Verbündete, seine jahrelangen Gefechte mit der deutschen Schutztruppe lieferte, das Land, wo Gold und Edelsteine im uralten Schichtboden der afrikanischen Tafelplatte vermutet werden mußten und sicher auch vorhanden sind, und auf das sich deshalb die Kolonial- und Siedlungsgesellschaften haufenweise stürzten, bis die Regierung selber kaum noch den Boden besaß, wo ihre Verwaltungs- und Schilderhäuser standen, und im Jahre 1898 sich höflichst von der Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika 10.000 Quadratkilometer wieder ausbitten mußte, um ihre ausgedienten Schutztruppen darauf anzusiedeln. Ja, es ist noch heute die Kolonie, über die am meisten gesagt, gesungen und — gelogen wird, die die herrlichsten Kolonialdebatten im deutschen Reichstage hervorzurufen pflegt, die sich der liebevollsten Verwaltung und der meisten Verwaltungsmißgriffe erfreut und die — trotz alledem, weiter gedeiht, blüht und — trotz alledem, eine Zukunft hat.

Recht hinderlich für Handel und Besiedlung erwies sich bisher der große Mangel an geeigneten Häfen. Von den zeitweise benützten Landungsstellen sind Sandfischhafen und Walfischbai versandet, die meisten anderen flach oder felsig und gefahrvoll. Daß die früher vom Handel fast ausschließlich benützte englische Walfischbai jetzt zu Gunsten von Swakopmund vollständig verödet, ist insofern gut, als es den Engländern die Wertlosigkeit dieser winzigen Enklave mit der Zeit vor Augen führen wird. Sie haben zwar durch eine lange Landungsbrücke und eine über den Stranddünengürtel führende 20 Kilometer lange Maultierbahn etwas zur Hebung ihres Hafens zu tun versucht, aber die Brücke wird mit der zunehmenden Versandung wertlos, und der Betrieb der Spurbahn wird durch die Dünenbildung auch sehr erschwert. Kap Kroß und Rock Bay sind zwei Einbuchtungen der felsigen Küste, die aber wegen der Gefahr des Landens und der Schwierigkeit des Ladens und Löschens für den Verkehr nicht in Frage kommen. Kap Kroß wird für den Export der reichen Guanoschätze benützt, aber die Dampfer müssen zuweilen monatelang auf der Rhede liegen, bevor es möglich ist, Ladung zu nehmen. Bleiben noch Lüderitzbucht (Angra Pequena) für den Süden, Swakopmund für die Mitte und den Norden der Provinz. Lüderitzbucht würde vielleicht den besten Hafen geben, wenn es nicht durch den vollkommenen Mangel an Frischwasser und den gefährlichen Sand- und Dünengürtel, der es vom Hinterlande trennt, an Wert sehr verlöre. Die Hauptlandungsstelle der deutschen Postdampfer, die Ham-

burg jetzt direkt mit Südwestafrika verbinden, ist nunmehr Swakopmund und wird es durch die endliche Vollendung der Bahn nach Windhoek und den neuen Hafenbau noch mehr werden. In den Kosten des Hafen- und Bahnbaues hat sich die Verwaltung freilich schändlich verrechnet. Die Endsumme, die für den Hafenbau und die 380 Kilometer lange Bahn bis Windhoek auf 4—5 Millionen Mark veranschlagt wurde, ist auf 14—15 Millionen gewachsen und mag wohl, bevor der Hafen für alle Zeiten und Windrichtungen wirklich benützbar wird, 20 Millionen erreichen. Übrigens wird die Bahn, besonders wenn sie noch 200 bis 300 Kilometer weiter ins Innere geführt wird, nicht nur diese Anlagekosten verzinsen, sondern noch mehr, denn sie geht mitten durch den besten Teil des Landes. Im Lande selbst wurde die Fertigstellung der Hafenmole mit noch größerer Ungeduld als die Bahn erwartet, denn die bisherigen Landungsverhältnisse waren so unerträglich, daß die großen Woermann-Dampfer bei ungünstigem Wetter acht Tage und länger zu tun hatten, um ihre Fracht von 2000 bis 3000 Tonnen los zu werden. In den offiziellen Kolonialmitteilungen hieß es ja, daß die Landungsbrücke schon seit Mai 1902 zum Landen zu benützen sei, aus Afrika wurde aber festgestellt, daß lediglich einmal ein lebensgefährlicher Versuch gemacht worden war, dann aber ruhig wieder zur alten Landungsmethode zurückgekehrt wurde, da die Mole noch viel weiter hinausgebaut werden muß. Bis 1905 wird nun wohl beides, Hafen und Eisenbahn, bis zur völligen Inbetriebnahme gedeihen.


Führung eines Bootes durch die Brandung an der südwestafrikanischen Küste.

Südwestafrika ist unter den deutschen Besitzungen im schwarzen Erdteil die einzige, die trotz der gegenteiligen Ansicht einiger Pessimisten für die Besiedlung im bäuerlichen Sinne geeignet ist. In der ganzen Südhälfte (Namaland) und auch in einem großen Teile des mittleren Landes ist das Klima für den dauernden Aufenthalt deutscher Ansiedler und die Entfaltung ihrer vollen Arbeitskraft durchaus günstig. Die besten Kenner von Südafrika, die Buren, haben, wenn sie je an die Besiedlung deutscher Gebiete dachten, nie etwas anderes als das Namaland ins Auge gefaßt. Ob sie ein erwünschtes Element für Deutsch-Südwestafrika bilden würden, darüber sind nicht nur in Deutschland, sondern in der Kolonie selbst die Ansichten sehr geteilt. Diejenigen Buren, die seinerzeit bei Grootfontein die Besiedlung versuchten, zigeunerten so lange im Lande umher, bis die Verwaltung ihnen aufgab, nunmehr endlich zur Pachtung oder zum Kaufe binnen Jahresfrist zu schreiten oder aber das Land zu verlassen. Die meisten zogen das letztere vor, und niemand war darüber glücklicher als die Hottentotten, die von den Buren hundemäßig behandelt worden waren. Daß die Buren niemals ein sehr bequemes Element im Lande bilden werden, darüber ist sich die Regierung zweifellos klar, trotzdem wird ihrer Ansiedlung, wenn sie weiterhin versucht wird, jedenfalls nichts in den Weg gelegt werden. Zu bedauern ist, daß deutschen Siedlern die Sache nicht mehr erleichtert wird, ihre Behandlung in Südwestafrika soll sich von derjenigen, die der europäische Siedler im benachbarten Rhodesia findet, merkwürdig unterscheiden. Jenseits unserer Grenzen, schreibt ein Landsmann aus der Kolonie, bekommen die Einwanderer ihre Farm zugewiesen, erhalten noch eine erhebliche Summe dazu, das erforderliche Vieh geliefert und eventuell noch ein Haus gebaut. Zinsen brauchen sie nicht zu zahlen, bis sie den nötigen Reingewinn aus ihrer Farm ziehen, dann sind die Zinsen auch noch erschwinglich. Bei den Deutschen wird dagegen jeder Unglücksrabe, der ins Land kommt, zunächst völlig ausgenommen. Monatelang dauert es, bevor er endlich, nach Erfüllung aller Formalitäten, eine Farm kaufen kann. Dafür muß er möglichst rasch zahlen und werden ihm noch schwere Bedingungen aller Art auferlegt. Inzwischen kommt die Landvermessung, deren Gebühren auch nicht gering sind und die der Unglücksmensch sofort berappen muß. Nach all diesen Abzapfungen, Quälereien und Schröpfereien darf er dann seine kulturellen Arbeiten beginnen. — Man braucht diese Schauermär nicht wörtlich zu nehmen, um an einen gewissen Unterschied hüben und drüben zu glauben. Solange von den Leuten, die sich jenseits des Meeres zu harter Arbeit ansiedeln wollen, Mittel verlangt werden, die schließlich in der Heimat auch zur Begründung eines Haushaltes ausreichen, ist's mit der Bevölkerung deuscher Kolonien nichts!

In Südwestafrika kommt hinzu, daß zwar das Klima gesund, auch der Boden nicht schlecht ist, letzterer aber, sobald man von ihm mehr als Viehweide verlangt, unbedingt der künstlichen Bewässerung bedarf. Ob man von Lüderitzbucht, von Walfischbai oder Swakopmund ins Land hineinwandert, überall legt sich ein fürchterlicher Gürtel wasserlosen Sandes vor das Innere, den der Wind zu Dünen häuft und durch den keine dauernde Straße führt. Der heute angelegte Weg ist morgen unter Dünen begraben. Unsäglich schwer ist für die 18 bis 20 Häupter zählenden

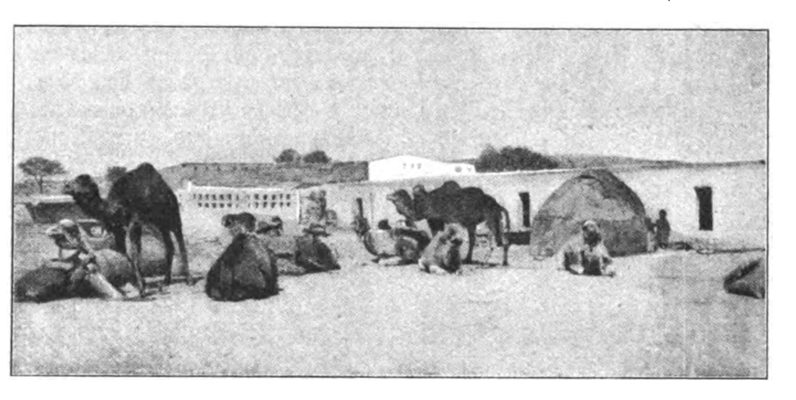


Ochsengespanne das Passieren dieser wasserlosen Zone, durch welche der Weg stets mit rasch verwesenden Leichen gefallener Zugtiere bedeckt ist. An einigen Wegen hat die Kolonialverwaltung jetzt Brunnen bohren lassen, und die Bahn von Swakopmund durcheilt den Wüstenstrich nunmehr in wenigen Stunden. Was dann folgt, ist freilich meist auch noch nicht sehr verlockend. Eine geröllbedeckte Steinwüste bildet den Übergang zum Hochplateau, welches das ganze innere Land bedeckt und aus dem nur vereinzelte zerklüftete Gebirgszüge hervorragen. Diese Hochsteppe ist, obwohl im Winter wasserlos, zur Viehzucht, besonders zur Schafzucht, so geeignet, wie irgend eine Gegend der Welt sein kann. Die gras- und buschbedeckte Steppe trägt zur Regenzeit und noch lange nachher reichliches Futter. Während der Regen bilden sich zahlreiche und große Teiche und bieten die Möglichkeit zum Tränken des Viehes, wenn die Bäche und die meisten Flüsse längst versiegt sind. Dagegen fordert die Ansiedlung zum Zwecke des Ackerbaues unter allen Umständen künstliche Bewässerung. Die Kolonialverwaltung hat sich in dieser Beziehung von dem Unternehmungsgeist des einzelnen überholen lassen. Das Land bietet in seinen engen, zur Regenzeit außerordentlich reich genährten Schluchten an hundert, ja an tausend Stellen Gelegenheit, die Regenmengen des Sommers zu allmählicher Bewässerung aufzusparen. Schon niedrige und schwache Deiche genügen zur Ansammlung bedeutender Wassermengen. Im südlichsten, schon seit Jahrzehnten besiedelten Teile des Landes sind solche Staubecken schon vor langer Zeit von den Pflanzern hergestellt. Bei Windhoek, das sich jetzt unter dem Einflusse der Eisenbahn noch rascher als bisher zum Mittelpunkte der Kolonie entwickeln wird, wurden 1899 zwei Dämme von 3 bis $5^1/_2$ Meter Höhe und bedeutender Länge gebaut, um Wasser zur Berieselung der Felder aufzuspeichern, jetzt hat endlich auch die Regierung die Anlage von öffentlichen Stauseen begonnen. Eine große Talsperre von 8 Millionen Kubikmeter Inhalt wird in 4 bis 5 Meilen Entfernung von Windhoek erbaut und dürfte zur Bewässerung großer Landflächen dienen, eine zweite staatliche Anlage von $1^1/_2$ Millionen Kubikmeter Inhalt ist im Bezirk Gibeon im Bau. Etwa neun weitere Stauteiche werden von privater Seite gebaut. Es besteht kein Zweifel, daß mit Hilfe reichlicher künstlicher Bewässerung der Boden alles hervorbringen kann, was das Land bedarf, ja daß Getreide, Reis u. s. w. ausgeführt werden kann, während jetzt die meisten Nahrungsmittel eingeführt werden.

Die Haupteinnahmequelle der Ansiedler wird immerhin die Viehzucht bleiben, wie sie bisher der Lebensunterhalt der Herero war, denen während der großen Rinderpest am Ausgang des vorigen Jahrhunderts der größte Teil ihres Viehbestandes wegstarb. Diese Katastrophe führte unter den ohnehin mehr zu Verminderung als zur Vermehrung neigenden Eingeborenen eine wahre Hungersnot und ein großes Sterben herbei, hatte freilich auch die Folge, daß die Neger, die vorher durch nichts zu Arbeit bei den Weißen zu bewegen waren, jetzt mit Vergnügen die Gelegenheit dazu ergriffen. Der Verbreitung künftiger Seuchen hofft man durch die bewährte Methode Kochs wirksamer begegnen zu können. Auf dem Gebiete der Schafzucht im großen wird demnächst ein Versuch zeigen, was das Land wert ist, da eine Gesellschaft mit bedeutenden Mitteln zur Gründung einer großen Schäfereifarm gebildet ist. Von seiten erfahrener Afrikaner wird dazu freilich bemerkt, daß einem großen Farmbetriebe die Verteilung der Herden auf einzelne, am Gewinn zu beteiligende Ansiedler vorzuziehen sein würde, um an Arbeitskräften und der so kostspieligen Aufsicht zu sparen. Welches Verfahren die Gesellschaft einschlägt, muß noch abgewartet werden. Warum sollte sich hier nicht eine so lohnende Schaf- und Wollzucht für den deutschen Markt entwickeln, wie sie in Neuseeland für den englischen seit Jahrzehnten besteht? Die steigenden Fleischpreise werden bei uns ebenso auf die Einfuhr von gekühltem beziehungsweise gefrorenem Ersatz drängen, wie dort. Zu den Vorbedingungen einer solchen Entwicklung gehört allerdings, daß auch die Brunnenbohrung in Südwestafrika bald auf eine höhere Stufe gelangt, wozu jetzt, nachdem eine deutsche Gesellschaft sich zum Niederbringen einer großen Zahl von Bohrungen, über das ganze Land verteilt, entschlossen hat, Aussicht vorhanden ist. Die bisherigen Bemühungen der Kolonialverwaltung, zum Brunnenbau beizutragen, haben einen vollständigen Mißerfolg gehabt. Es wurden Bohrmaschinen und Bohrkronen gekauft, die nichts taugten, Hilfskräfte angestellt, die unzureichend waren, und alles in allem viele Tausende ausgegeben, ohne etwas zu erreichen. Die Kolonialverwaltung hat in Südwestafrika ziemlich bei allem Pech gehabt, was sie anfaßte. Die große und teuere Eisenbahn ist jetzt, nach ihrer Fertigstellung, die einzige in Südafrika, die nicht die sogenannte Kapspur, sondern nur eine solche von 60 Zentimeter hat und die deshalb, wenn einmal der Anschluß an die Rhodesischen Bahnen erfolgt, von fremden Zügen nicht befahren werden kann oder erst zu diesem Behufe umgebaut werden muß. Die riesigen Landschenkungen an eine Menge von deutschen und englischen Gesellschaften haben sich als so verfehlt erwiesen, daß die Kolonialregierung jetzt jede Gelegenheit benützt, von dem verschenkten Boden etwas wiederzubekommen. Als man, um ein leistungsfähiges Ersatzmittel für den der Rinderpest ausgesetzten Treckochsen zu bekommen, ägyptische Kamele zur Zucht ankaufte, ergab es sich, daß von 20 importierten Tieren — 19 Hengste waren. Dieselben befinden sich vortrefflich und versehen auf große Strecken des Innern den Verkehr im Dienste der Kolonialtruppe, aber viel Nachwuchs haben sie natürlich nicht bekommen. Seit 1897 hat die Firma Angelbeck in Keetmanshoop südamerikanische Kamele eingeführt, die sich ausgezeichnet akklimatisiert haben, rechtzeitig ihren dichten Winterpelz bekommen und selbst im Vergleich mit dem Rind und Esel von erstaunlicher Genügsamkeit in Bezug auf ihre Nahrung sind. Eine Zucht von Kamelen im Lande in großem Maßstab würde für den Verkehr von

erheblicher Bedeutung sein. Ein Kamel trägt bis 300 Pfund und befördert seine Last bedeutend schneller als ein Ochsengespann, kann auch die im größten Teile der Kolonie vorhandenen Wege, die diesen Namen teilweise kaum verdienen, leichter bewältigen. Freilich geschieht viel in Bezug auf Verbesserung der Straßen, und es soll ja auch von Lüderitzbucht noch eine zweite Eisenbahn ins Innere gebaut werden, aber was sind zwei Eisenbahnen und ein paar hundert Kilometer Straßen in einem Lande größer als Deutschland? Auch hat nicht jede künftige Bahn die gleichen günstigen Aussichten, wie diejenige nach Windhoek, die gegenwärtig und noch auf Jahre so viel Regierungsgüter zu befördern hat, daß ihre Zinsen allein aus den Frachtersparnissen im Vergleich mit den früheren Transportkosten gedeckt werden können. Die Verwaltung hatte nämlich an Speditionskosten für die benützten Ochsenwagen in den letzten Jahren stets über 600.000 Mark zu zahlen, während die Eisenbahnfracht für Transporte im gleichen Umfang höchstens 70.000 bis 75.000 Mark beträgt.

Bei der riesigen Ausdehnung der Kolonie von 500 bis 900 Kilometer in west-östlicher, über 1200 Kilometer in nord-südlicher Richtung sind natürlich neben den besiedelten, durchwanderten und leidlich bekannten Teilen auch noch große Gebiete übrig geblieben, wohin sich der Fuß des Weißen selten oder noch nie verirrt hat und wo die Eingeborenen noch unumschränkt herrschen. Die von den paar tausend Europäern wirklich besiedelten Flächen nehmen ja überhaupt nur einen verschwindenden Teil des Landes ein. Die kürzlich erschienene Vermessungskarte läßt um Windhoek und südlich von Gibeon je einen geschlossenen Komplex von Farmen erkennen, dazwischen zieht sich ein Siedlungsstreifen längs des Fischflusses und des Schafflusses, und einige ähnliche Streifen begleiten andere Täler. An der Eisenbahn ist beinahe alles Land an Farmer verkauft, und endlich befindet sich im Südosten, an den Grenzen des englischen Gebietes, eine stark besiedelte Fläche. Ganz frei von Europäern ist dagegen der Nordosten der Kolonie, der zum Quellgebiet des Sambesi gehört und aus dessen Landschaften der Assistenzarzt des Distriktes Grootfontein auf Grund einer im Jahre 1902 ausgeführten Reise allerlei Neues berichtet.



Kamele in Keetmanshop.

Die Gegend nordöstlich von Grootfontein — so erzählt Herr Jodtka im „Deutschen Kolonialblatt" — gehört noch zu der Steppenlandschaft des sogenannten Sandfeldes und bildet den letzten Ausläufer der Kalahariwüste. Aber wer sich unter diesem Gebiete ein Sand- und Dünenmeer vorstellt, irrt sich gewaltig. Allerdings ziehen sich meilenlange, von Morgen nach Abend laufende Dünenrücken durchs Land, aber sie sind fast allenthalben bedeckt von lichtem, schönem Hochwald, unter dem zwischen den zum Teil kolossalen Stämmen zur Regenzeit ein saftiger Graswuchs aufsprießt und Rindern und Pferden reichliche Nahrung gibt. Die Niederungsstreifen zwischen den Dünen sind völlig mit Gräsern bedeckt, deren üppiger Wuchs Erstaunen erregen muß. Durch die jedes Jahr sich wiederholenden, von den Buschleuten absichtlich herbeigeführten Grasbrände wird nämlich der Sandboden mit einer Humusschicht von fruchtbarer Beschaffenheit bedeckt, auf welcher das Gras in der Regenzeit so hoch emporwächst, daß Roß und Reiter darin verschwinden und es schwer ist, die Spur des Wildes zu verfolgen. In den flachen Gegenden ist der Boden auch über große Strecken mit so dichtem Dorngestrüpp bedeckt, daß es selbst mit dem Beil schwer ist, es zu durchdringen. Die Buschbevölkerung dieser Gegend ist noch nicht bis zur Viehzucht vorgeschritten, sondern lebt ausschließlich von den Früchten des Waldes und von der Jagd, die zur Regenzeit sehr lohnend ist. Erst einige Monate nach dem Aufhören der Regen, wenn die zahlreichen Vleyen oder Regenwasserlachen ausgetrocknet sind, verläßt das Wild die ausgedörrte Steppe, und der Buschmann folgt ihm nach. Während Jodtka die Neger besonders in der Umgegend der Wasserlöcher im Mai und Juni ziemlich zahlreich antraf, verlassen sie das Buschfeld im August und September vollständig. Ihre Hütten bestehen nur aus Zweigen, die halbkugelförmig mit Gras überdeckt werden, während die am Rande der Steppe in den Flußtälern erbauten Winterhütten bedeutend sorgfältiger hergestellt werden. Auch die Flußtäler trocknen während des Winters größtenteils aus, doch erhalten sich stellenweise große, zusammenhängende Wassertümpel darin, in denen sogar eine langsame Strömung zu bemerken ist. An diese von 10 Fuß hohen Riedgräsern eingefaßten Tümpel zieht sich das Wild zurück, hier findet der zierliche, unserem Reh ähnliche Wasserbock einen fast unzugänglichen Versteck, hieher kommen auch die großen Antilopen, die Schakale und Hyänen, und ein prächtiger Vogelpark treibt an den Lagunen sein Wesen. Der Reisende fand in den Tälern der Nebenflüsse des Okavango und teilweise in dem des letzteren selbst große Flächen fruchtbaren Bodens, die für die Besiedlung reif sind, sobald von Grootfontein ein passabler Weg mit einigen Brunnen dorthin angelegt würde. In den Flüssen ist Wasser genug für Menschen, Vieh

und Gartenwirtschaft vorhanden, die Täler sind, ohne der Überschwemmungsgefahr ausgesetzt zu sein, breit genug, um die Anlage großer Felder zu ermöglichen. Der an den Talhängen wachsende lichte Hochwald liefert gute, harte Bauhölzer und unter seinen Kronen reichliche Viehweide, und die Buschleute der Gegend sind ein harmloses, gemütliches Völkchen, sie würden keine unbequemen Nachbarn werden, sondern sogar gute und willige Arbeitskräfte bilden.

Interessante Mitteilungen macht Jodtka über die sowohl im Sandfeld als im ganzen Sambesilande ebenfalls verbreitete Sitte, zu Beginn der kalten Jahreszeit das Gras anzuzünden und die Steppen niederzubrennen. Die Buschleute erklärten auf Befragen, daß sie diese Brände, die leider auch dem Walde großen Schaden tun, teils um das Ungeziefer zu töten, teils der Jagd wegen herbeiführen. Durch das über die ganze Steppe gejagte Feuermeer werden unzählige Schlangen und Skorpione mit ihrer Brut vernichtet. Zum Zweck der Jagd zünden sie das Feuer in Gestalt eines großen Halbkreises an, so daß das darin befindliche Wild nach einer bestimmten Stelle gehetzt wird, wo sie ihm mit Pfeil und Bogen auflauern. Endlich aber befördert das Abbrennen in hohem Maße den Nachwuchs, und das frisch heraussprießende Grün lockt die Tierwelt zu Beginn der Regenzeit von neuem an. Der Reisende glaubt, daß neben diesen Gründen auch Unvernunft und Übermut viel zur Entstehung der großen Brände beitragen, und bemühte sich, den Negern die Nachteile, die sie dem Lande und sich selber damit zufügen, klar zu machen. Um Grootfontein selbst brechen sich die trotz aller Verbote immer wiederkehrenden Brände meist an dem dichten Busch, der ihnen keine trockene Nahrung bietet, in den nordöstlichen Teilen des Bezirkes aber mit ihren lichten Waldparzellen leidet der prächtige Baumbestand sehr unter dem Feuer. Besonders die ältesten und stattlichsten Bäume erkranken, und man sieht sie in großer Zahl ihre kahlen, verdorrten Äste gen Himmel strecken.

Von ganz anderer Beschaffenheit als die Buschneger des Hochlandes, fand Jodtka die Bewohner der Gegend am Okavango selbst, der Reiche Himaruas, der verstorbenen Herrscherin Kapongo, des Haussiku, Bomagandu und anderer Häuptlinge oder „Kapitäne", wie sie sich lieber nennen hören. Dem deutschen Einfluß fast gänzlich entzogen, üben diese Häuptlinge unter dem Beirat ihrer nächsten Verwandten eine absolute Herrschaft aus. Ihr Kulturstand ist verhältnismäßig hoch, da sie mit weißen Händlern schon sehr lange in Verbindung stehen. Der Negertyp ist bei ihnen wenig ausgeprägt und ihre großenteils europäische Kleidung bringt die beinahe kaukasischen Züge noch mehr zur Geltung. Ihre Frauen, die die gesamte Haus- und Feldarbeit besorgen müssen, sonst aber gut behandelt und vor Fremden sorgfältig verborgen werden, legen großen Wert auf Putz, Perlenschnüre, falsche Zöpfe, die aus Gemsbockschwanzhaaren geflochten werden, und — auf Haaröl. Ihr Haarschmuck wird mit Fett dermaßen eingeölt, daß ihnen ein Strom davon beständig über Nacken und Schultern trieft. Im Gegensatz zu den kleinen Buschnegern sind die Okawangari große, prächtige Gestalten, zum Teil über 6 Fuß messend und von herkulischem Körperbau. Wenigstens die Vornehmeren halten darauf, einen vollständigen europäischen Anzug zu besitzen, die Ärmeren sind zufrieden, wenn sie ein Hemd haben. Staunenswert fand der Reisende ihre Zudringlichkeit und ihre naive Bettelei. Einen Fremden um sein Pferd anzubetteln, erscheint ihnen höchst natürlich — schließlich sind sie dann zufrieden, ein Blättchen Tabak zu bekommen.

Eine gewaltige Veränderung steht dem ganzen Norden der Kolonie bevor durch die großen Eisenbahnpläne der Otaviminen-Gesellschaft. Daß der Boden des Landes wertvolle Metalle und edle Steine enthält, ist seit langem bekannt, und unter den vielen zur Ausnützung der Kolonie gebildeten Gesellschaften befinden sich auch mehrere mit Schürfgerechtigkeit. Vor allem besaß die deutsch-englische South-West-Afrika-Kompagnie große Landflächen mit ansehnlichen Erzlagern, von denen sie einen Teil, die Kupferstätten der Otavigegend, an die Otaviminen-Gesellschaft zur Ausbeutung übertragen hat. Die letztere hat sich nun zur Aufnahme der Arbeiten und zum gleichzeitigen Bau einer Eisenbahn nach dem 300 Kilometer nördlich von Windhoek liegenden Otavidistrikt entschlossen, nachdem eine neue Untersuchung dort eine ausreichende Menge von Kupfererzen festgestellt hat. Der für die Otaviminen berechnete Gehalt von annähernd $^1/_2$ Million Tonnen Kupfer und Blei soll nicht allein die Anlage eines modernen Bergwerks rechtfertigen, sondern auch einer Eisenbahn zwischen den Kupferminen und der See, ohne welche der Erz-, Maschinen-, Arbeiter- und Lebensmitteltransport für ein so großes Unternehmen überhaupt nicht zu bewältigen wäre.

Die für diese Bahn zu wählende Route soll nun aber, und das hat in großen Kreisen Deutschlands Befremden erregt, nicht nach der vorhandenen Windhoeklinie gehen, die mit 250 bis 300 Kilometer Gleislänge erreicht werden könnte, sondern entgegengesetzt nach Nordwesten zu dem portugiesischen Hafen Porto Alexandra, eine Linie von 750 bis 800 Kilometer Länge, wovon rund 500 Kilometer auf deutschem, 300 auf portugiesischem Boden in Angola liegen. Das könnte ja Deutschland nun gleichgültig sein, wenn man nur die bestimmte Aussicht hätte, in ganz Angola beziehungsweise der südlichen Hälfte davon das Erbe Portugals anzutreten, und wenn diese Abmachung nicht zum Inhalt des englisch-deutschen Geheimvertrages über Südafrika gehört, so würde ja Deutschlands Haltung während des Burenkrieges überhaupt unbegreiflich sein. Die von der Otavi-Gesellschaft für die Wahl ihrer Linie angegebenen Gründe lassen sich ja auch sonst hören. Die Bahn soll bei den Otaviminen nicht stehen bleiben, sondern südöstlich bis zur deutsch-englischen Grenze verlängert werden, wo sie von englischen Gesellschaften weitergeführt werden soll, um die vollendete Rhodesiabahn an einem Punkte zwischen Buluwayo und Kimberley zu treffen. Damit würde eine neue, den ganzen Handel und die weitere Entwicklung von Südafrika mitbestimmende Transversalbahn geschaffen, die annähernd

auf 1000 Kilometer durch die deutsche Kolonie laufen und den ganzen Norden derselben viel günstiger mit der See verbinden wird, als es über Windhoek und Swakopmund möglich ist. Für eine solche Überlandbahn von internationaler Bedeutung, die dem Erztransport, der Besiedlung, dem Handel und dem Personenverkehr bis nach Betschuanaland und Kapstadt zu dienen hat, würde die deutsche ganz auf die lokalen Siedlungsverhältnisse zugeschnittene und törichterweise auch noch schmäler als mit der Kapspur gebaute Linie schwerlich den richtigen Ausgangspunkt bilden. Ebenso selbstverständlich ist es aber anderseits, daß die neue Bahn, gleichviel, ob sie in ihrer ganzen geplanten Ausdehnung oder nur bis zum Otavidistrikt gebaut wird, von vornherein auch Anschluß an die Windhoeklinie erhalten muß, soll nicht der Norden der Kolonie von dem bisherigen wirtschaftlichen Mittelpunkte ganz isoliert werden. Es sind demnach große Pläne und Aufgaben, die hier der Verwirklichung harren. Sicher ist nur eins, daß nämlich die Kolonie mit dem Bau der Eisenbahn und der Bergwerke einer bisher ungeahnten Entwicklung entgegengehen wird. Die Eisenbahn und die Bedürfnisse des Bergbaues werden nicht allein Tausende von Ansiedlern ins Land ziehen, sondern die erste mit Erfolg betriebene Mine dürfte auch bald weitere Unternehmungen derselben Art hervorrufen.

Die Schilderungen eines neu erschienenen Wander- und Weidmannsbuches [1]) aus dem hier in Rede stehenden Gebiete erlauben uns, diesen Abschnitt mit ein paar Bildern aus der afrikanischen Tierwelt zu beschließen. Die Mannigfaltigkeit und der Reichtum in den vom Verfasser hauptsächlich durchstreiften Gebieten, dem Norden der Kolonie und dem nördlich vom Grenzfluß Kunene liegenden Landstrich, war ja so groß, daß man, wenn man morgens aus dem Lager ritt, „nicht wußte, ob man Kudus, Hartebeester oder Strauße jagen würde". Es wurde, anfangs wenigstens, geschossen, was vor die Büchse kam — später verfuhr man dann mehr weidmännisch und weniger mordsmäßig. Übrigens wäre einiges Jägerlatein in dem sonst vorzüglichen und unterhaltenden Buche weiter nicht verwunderlich, wurde doch der „wilde Jäger" von den im Lande ansässigen Sportskollegen mit haarsträubenden Löwen- und ähnlichen Geschichten dermaßen angelogen, daß er mehr als einmal „platt vor Vergnügen" war und es wirklich kein Wunder wäre, wenn es ihn hie und da gelüstet hätte, seinen Hörern beziehungsweise Lesern ein Gleiches zu tun. So verfängliche Taten sollen hier indessen nicht wiedergegeben werden.

Nördlich vom Kunenestrom, erzählt unser Gewährsmann, in den unendlichen Weidegründen zwischen dem Chellagebirge und Elefantenfluß gibt es noch eine Menge Löwen. Jede Nacht konnte ich ihrem nervenerschütternden Gebrüll lauschen, aber nicht einmal gelang es mir, mit ihnen in offener Feldschlacht zusammenzutreffen. Die Buren erlegen ihre Löwen meist in sogenannten „Stells" oder mit Selbstschüssen. Die Löwen lieben nichts so sehr wie das zarte Fleisch der Quagga oder Wildpferde. Wo viel Quaggas sind, sind auch in den meisten Fällen viel Löwen, die die Gewohnheit haben, zu dem erlegten und nur teilweise verzehrten Wilde später wieder zurückzukehren. Wo nun die Ansiedler solche frischzerrissenen Quagga finden, legen sie sofort Selbstschüsse an, mit deren Hilfe es ihnen nicht selten gelingt, Löwen gefahrlos zu erlegen. Der Verfasser der Jagdgeschichten sollte aber auf andere Art zu seinem ersten Löwen kommen.

Er jagte im Nordwesten der Kolonie auf das edelste Wild, das es in Afrika unter der großen Familie der Antilopen gibt, das gewaltige Elen. Es ist, meint er, eigentlich ein harmloses Tier und man täte besser, es zu fangen und zu zähmen als totzuschießen. Wegen seiner kolossalen Schwere — ein alter feister Elenbulle wiegt seine 15 bis 20 Zentner und hat eine riesige Wamme, die ihm beim Laufen immer an die Vorderläufe schlägt — ist es wenig flüchtig und leicht zu Pferde zu hetzen. Also einen solchen alten Herrn hatte unser Weidmann einmal gegen Abend gestreckt, konnte ihn aber in der Dunkelheit nicht mehr holen und fand am anderen Morgen, als er mit seinen Leuten die Schußstelle aufsuchte, nur noch einen Teil der Beute vor. Der Räuber war zweifelsohne ein Löwe gewesen. Natürlich wurde die Fährte, die der führende Buschmann sofort für die eines alten, starken Recken erklärte, aufgenommen. Nach einer Stunde führte sie zu einem neuen Lager im dichten Busch, wo der Räuber der Verdauung obgelegen hatte. Das Geräusch der Verfolger mochte ihn gestört haben — die Spur ging flüchtig weiter. Angriffslustig wird den Löwen nur wütender Hunger oder eine Verwundung machen. „Mein Buschmann wollte die Fährte schon aufgeben und meinte, wir würden ihn doch nicht mehr kriegen. Ich ließ aber die Hoffnung noch nicht sinken und wir setzten die Verfolgung fort. Kaum eine Viertelstunde später sprang mein Führer plötzlich beiseite und deutete nach vorn:

‚Dar staht die Leo!'

Mit einem Satz war ich vom Pferde und machte mich fertig. Zunächst konnte ich den Löwen gar nicht sehen, schließlich entdeckte ich ihn aber doch hinter einem Dornbusch, zirka hundert Schritte entfernt. Er stand halbspitz, war aber so durch Zweige gedeckt, daß ich nicht schießen konnte. So sahen wir uns denn einige Sekunden ins Angesicht, die ich nie vergessen werde. Ich hatte nur einen Gedanken, und zwar Furcht, daß er mir entwischen könnte.

Was in seinem Schädel vorging, kann ich nicht sagen, sehr königlich sah er jedenfalls nicht aus. Schließlich kam er, wohl durch eine Bewegung meines Buschmanns veranlaßt, hinter seiner Deckung hervor und duckte sich zusammen. Jetzt hatte ich ihn ganz spitz von vorn und vollkommen frei: So hielt ich ihm denn nach dem Schädel und ließ fliegen. Mit einem furchtbaren Gebrüll rollte er zusammen und schnellte ein paarmal durch die

[1]) „Auf flüchtigem Jagdroß in Deutsch-Südwestafrika" Jagd- und Reisebilder vom „Wilden Jäger". Berlin 1992.



Luft, wie ein durch den Kopf geschossener Hase. Als ich herantrat, hatte er schon Testament gemacht. Wir zogen ihm das Fell ab und warfen es auf meinen Gaul."

In Ovamboland mußte der Erzähler einmal eine ganze Löwenfamilie, vorn die Alte, dann zwei Junge wie ein Paar Pudel, ein Vorjähriges und hinten den Löwen, auf 200 Schritt an sich vorüberziehen lassen, weil sie für einen sicheren Schuß zu weit entfernt waren. Mehr Glück hatte er mit Leoparden, die noch sehr häufig sind und von denen er eine Menge schoß. In Deutsch-Südwestafrika wird mit den Fellen viel gehandelt. Der Verfasser des genannten Buches hält den Leopard für viel gefährlicher als den Löwen, alte Leoparden stehen dem Löwen weder an Kraft noch Größe viel nach.

„Meine Hunde gaben einst", erzählt er, „dicht an der Straße unter einem großen Baobab wütend Hals. Ich rannte mit meiner Collathbüchsflinte schleunigst dorten hin, weil ich vermutete, sie hätten eine ‚Rooikat' (Luchs) auf den Baum gehetzt. Als ich atemlos unter ihm anlangte und nach oben spähte, entdeckte ich zu meiner angenehmen Überraschung, kaum 5 Meter über meinem Haupte, einen mächtigen Leoparden, der eng an einen dicken Ast geschmiegt, wütend herunterblinzelte. Ich zog die Büchse an den Kopf und schoß ihm eine Ladung Hasenschrot in den Schädel. Einiges davon war ihm ins Auge gegangen, und er plumpste herunter wie ein fauler Apfel. Das Fell dieses Leoparden war größer als das meiner am Kunene geschossenen Löwin."

Im Reiche Cecil Rhodes'.

Das ganze Innere Südafrikas zwischen dem Oranje- und Sambesifluß, was dieses ungeheure Gebiet heute ist und im Begriff zu werden ist, verdankt es der Energie eines Einzigen. Wir sind die Letzten, auf Cecil Rhodes, der alle guten und alle bösen Eigenschaften des englischen Blutes wie ein Brennpunkt in sich vereinigte, nach seinem Tode eine Hymne zu singen, aber Rhodesia trägt seinen Namen mit Recht und wird sein Denkmal bleiben, als des „Napoleon von Südafrika".

Nicht allzuweit hatte man ihm in der Erschließung des Innern von Südafrika vorgearbeitet, denn als Rhodes seine dominierende Rolle in der Kapkolonie zu spielen begann, hatte just erst auf den Diamantfeldern von Griqualand, in Kimberley die erste Lokomotive ihren Einzug gehalten. Die Riesenstrecke von hier nach Buluwayo, eine Eisenbahnfahrt von 54 Stunden, ist bereits ausschließlich durch die Energie Rhodes' geschaffen worden. Jetzt ist die Fahrt von Kapstadt nach Buluwayo, annähernd 2300 Kilometer messend, wie ein Wunder inmitten des dunklen Weltteils. Die Fahrgeschwindigkeit ist gering, wie überall in Afrika, man braucht ungefähr 100 Stunden für die ganze Strecke, aber sonst sind die Züge mit jedem modernen Komfort ausgestattet. Die Salonwagen, welche nachts in Schlafwagen verwandelt werden und in denen meist jeder Passagier sein eigenes Abteil hat, sind denen der ersten europäischen Eisenbahnen ebenbürtig. Speisewagen, filtriertes Trinkwasser, elektrische Beleuchtung, alles ist vorhanden, und auf die halbwilde Bevölkerung von Betschuanaland muß der nachts mit seinen leuchtenden Spiegelscheiben durch die Karroo donnernde Zug einen dämonischen Eindruck machen. Selbst die Steppe, besonders aber der afrikanische Busch nehmen sich vom Salonwagen gar nicht übel aus, wenigstens zur Regenzeit parkartig wechselnd zwischen Gebüsch, saftigem Gras und Baumbestand, hin und wieder belebt von kleinen Straußrudeln, von den Dörfern der Eingeborenen und von begegnenden langen Zügen, die das Holz und Gestrüpp der Steppe zu Nutz- und Brennzwecken nach Kimberley schaffen. Zuweilen begegnet man ganzen Zügen mit Wasser.



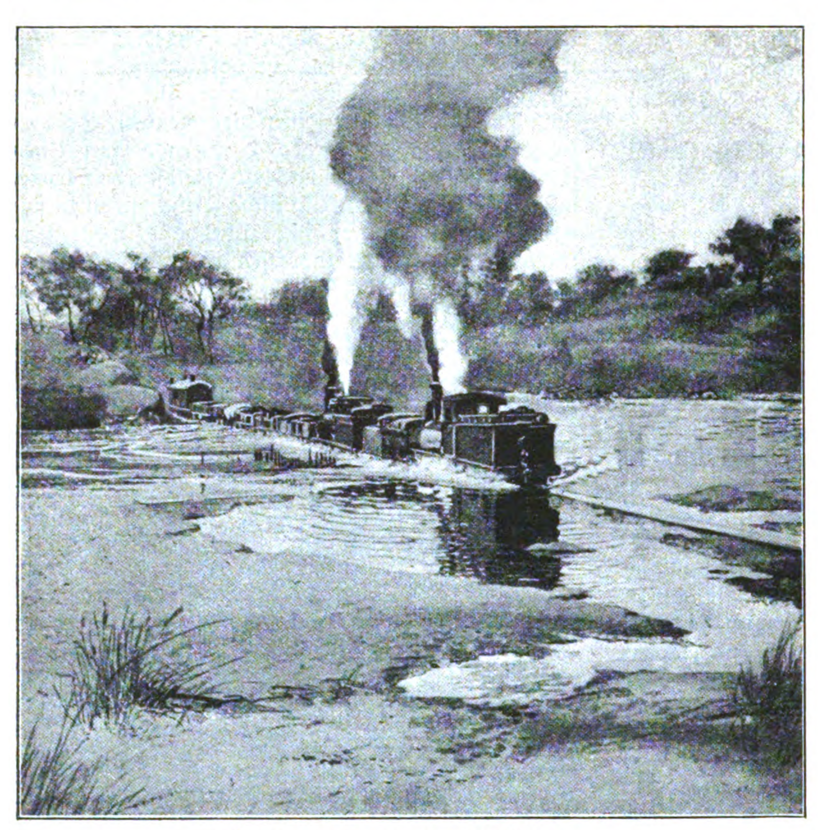
Cecil Rhodes.

Das größte Wunder aber, sagt Dr. Karl Peters in seinem neuesten, Rhodesia gewidmeten Buch,[1] erlebt der Reisende, wenn er nach 108stündiger Fahrt seit Kapstadt Buluwayo erreicht.

Gubuluwayo bedeutet in der Sprache der Matabele „der Platz, wo getötet wird". Hier stand die Residenz Lobengulas und Mosilikatzes, der heldenmütigen Verteidiger der Unabhängigkeit ihres Landes. Viel Blut ist hier geflossen, bevor das heutige Buluwayo entstehen konnte; über der ehemaligen Residenz Lobengulas erhebt sich heute das hübsche Government-House Kapitän Lawleys, des Administrators von Rhodesia. Die Stadt liegt etwa 1500 Meter über dem Meere und hat infolgedessen ein ganz angenehmes Klima. Kaum fünf Jahre alt, zählt Buluwayo heute etwa 5000 Europäer — das ist mehr als Deutsch-

[1]) Dr. Karl Peters: „Im Goldlande des Altertums", Forschungen zwischen Sambesi und Sabi. München 1902.




Überschreitung des Shashiflusses bei Buluwayo.

Ostafrika und Westafrika zusammengenommen — neben einer bedeutend größeren Zahl von Farbigen. Noch sind die unermeßlichen Goldschätze, die man im nördlichen Rhodesia, dem Ophir des alten Testaments, mit Sicherheit erwartet, nicht aufgedeckt, aber niemand zweifelt daran, daß sie vorhanden sind und Buluwayo zu einem Weltzentrum der Goldgewinnung machen werden. Die Stadt, schreibt Peters, hat vielleicht das breiteste Straßennetz der Erde. Schachbrettartig kreuzen sich die Straßen, an denen die Mehrzahl der Häuser noch primitive Wellblechbauten sind; dazwischen aber erheben sich bereits in großer Zahl Paläste aus Stein. Die Hotels, der Klub, die Verwaltungsgebäude sind die Stätten des gesellschaftlichen Verkehrs, in dem nicht Minenarbeiter und Abenteurer, sondern englische Ingenieure und Handelsherren neben den Beamten der Chartered-Comp. den Ton angeben.

Die Umgebung von Buluwayo hat einen lieblichen, parkartigen Charakter. Wiewohl nicht unfruchtbar, ist das Land doch wenig angebaut und bedarf der Bewässerung, dann aber trägt der Boden die meisten Kulturgewächse. Die Viehzucht, besonders die Schafzucht, wird vielleicht in Zukunft ein Haupterwerbszweig in Rhodesia wie in Westafrika werden, auf die Rinderzucht kann nicht früher fest gerechnet werden, als bis es gelingt, der Rinderpest mit Sicherheit auf wissenschaftliche Weise Herr zu werden. Das Gold des Bodens findet sich nicht in Flözen wie in Transvaal, sondern verteilt über einen ungeheuren Gürtel, der am Oberlauf des Limpopo beginnt und über Buluwayo und Salisbury bis ins portugiesische Sambesigebiet reicht. Die scharfen Umrisse der Matoppohügel begrenzen im Süden und Osten von Buluwayo den Horizont, sie sind noch heute der religiöse Mittelpunkt der Eingeborenen und waren ihre Zufluchtsstätte in verschiedenen Aufständen gegen die englische Herrschaft.

Nördlich von Buluwayo, nach Peters Ansicht sogar weit im Osten, nach dem portugiesischen Sambesi zu, lag also das alte Ophir, das man so lange im südlichen Arabien vermutet hat. Das Märchenland, aus welchem Salomos Schiffe die berühmten Schätze von Gold, Sandelholz und Elfenbein holten, ist von den Gelehrten bald in Vorderasien, bald in Indien, bald in Amerika, bald in Asien gesucht. Der Engländer Keane sucht das eigentliche Ophir wohl mit Recht in Südarabien; das Rätsel löst sich vielleicht so, daß arabische Händler hier einen Stapelplatz der Schätze unterhielten, die sie teils aus Asien, teils aus Afrika zusammentrugen, und von denen das Gold aller Wahrscheinlichkeit nach in den heutigen Ruinenstätten Nord-Rhodesias gewonnen ist. Solche Stätten sind zwischen dem Limpopo und Sambesi schon vor 30 Jahren entdeckt. Erst in den Neunzigerjahren begann ihre eingehendere Erforschung, mit der sich Hall und Neal allein fünf Jahre lang beschäftigten, ohne auch nur den zehnten Teil der ganzen Fundstätten besuchen zu können. Den meisten Ruinenstätten ist es eigentümlich, daß Spuren ganz verschiedener Epochen sich neben und übereinander finden. Von Bauresten, die ohne jeden Mörtel zusammengesetzt und vielleicht tausend, vielleicht zweitausend Jahre vor Christi Geburt entstanden sind, kommt man zu solchen aus phönizischer, aus sabäischer, aus mohammedanisch-arabischer Zeit. Franklin-White besuchte in jüngster Zeit die Ruinen von Dhlo-Dhlo, die etwa 80 Kilometer nordöstlich von Buluwayo liegen und wo bis in die neueste Zeit von den Kaffern nach Gold gegraben wurde. Er fand hier beträchtliche Reste eines uralten riesigen Bauwerks von ovalem Grundriß mit allerlei verschlungenen Mauern und Wegen, die Mauern aufgetürmt aus mörtellosem, behauenem Granit. Durch die Lage und Farbe der Steine waren einfache Mauerverzierungen hervorgebracht. White hält diese Ruinen für Reste eines Festungsbaues aus phönizischer Zeit, errichtet von Händlern und Goldgräbern, vielleicht zum Schutz gegen eingeborene Raubstämme, vielleicht als Zwingburg unterworfener Eingeborener, die ihnen das Gold aus der Erde holen mußten. An Zahl und Ausdehnung staunenswert, weisen diese Funde, wie man sie auch deuten mag, jedenfalls darauf hin, daß hier vor Jahrtausenden und zu verschiedenen



Zeitaltern der Schauplatz einer regen Tätigkeit gewesen ist.

Die Eisenbahn ist in Buluwayo nicht stehen geblieben. Etwa 450 Kilometer nordöstlich von Buluwayo und 500 bis 600 Kilometer von Beira, dem portugiesischen Hafen am Indischen Ozean, entfernt, liegt das seinerzeit beim Vordringen ins Land errichtete Fort Salisbury. Heute ist es eine ziemlich bedeutende Stadt und das Verwaltungszentrum der nördlichen Hälfte von Rhodesia. Schon seit zwei Jahren ist die von Beira ins Innere führende Bahn bis Salisbury verlängert worden, so daß letzteres den direkten Anschluß ans Meer schon früher als Buluwayo erlangte. Mit der Verbindung beider Städte untereinander, die erst vor kurzem (im Oktober 1902) vollendet wurde, ist demnach ein eiserner Ring von Kapstadt bis Beira geschmiedet, der das ganze Riesengebiet des englischen Südafrika durchzieht und zusammenhält.

Um die Strecke Buluwayo—Salisbury, als das Schlußstück dieses Ringes, in ihrer ganzen Bedeutung würdigen zu können und gleichzeitig das Land, welches diese Bahn durchzieht, kennen zu lernen, begleiten wir Dr. Peters auf seiner Reise durch Maschonaland, die bis zur Fertigstellung der Eisenbahn auf dem Ochsenwagen oder in der Mailcoach zurückgelegt werden mußte. Zehn bis vierzehn Maultiere zogen den schweren, auf Lederriemen schwingenden Wagen, der für neun bis zwölf Reisende Platz enthielt. An der Straße, die bei gutem Wetter passabel, bei schlechtem dagegen fürchterlich war, standen in Abständen von etwa 20 Kilometer Relaisstationen zum Wechsel der Maultiere, und mit jedem dritten Stall etwa war ein Rasthaus für die Reisenden verbunden. Durch eine Landschaft, frisch und schön „wie ein englischer Park", rollte die schwerfällige Kutsche auf einem Wege, der die Passagiere seekrank machte, nordostwärts. Die Befürchtung, daß der Wagen umstürzen würde, erwies sich grundlos, erst abends um 9 Uhr beim Passieren des Shanganiflusses blieb der Wagen stecken und schon nach einer Stunde Arbeit mit Schaufeln und Hebebalken ging es weiter. Gegen Mitternacht ein Hotel, wo soupiert wurde, dann weiter in halsbrecherischer Fahrt mit vielem Geschrei durch die Steppe, wo man bei dem inzwischen hereingebrochenen Regen gegen 3 Uhr wieder stecken blieb. Dem stundenlangen Sitzen im eisigen Wagen zogen die männlichen Insassen einen Marsch zu Fuß im Dunkeln nach der nächsten Poststation immerhin vor. Gegen Morgen traf auch die Mailcoach ein, und als man um 10 Uhr vormittags Gwelo erreichte, hatte man binnen kaum 30 Stunden 180 Kilometer zurückgelegt, ohne zu ahnen, daß die nächsten 180 Kilometer mehr als die doppelte Zeit kosten sollten und aus der normal $3^1/_2$tägigen eine $6^1/_2$tägige Fahrt werden würde. Gegen Mittag ging's weiter, nach drei Stunden steckte der Wagen so fest in einem Graben, daß abgeladen und nach Ochsen geschickt werden mußte, die abends gegen 9 Uhr ankamen und den Wagen flott machten. Inzwischen hatte man am Graben kampiert und Tee gekocht. „Bei herrlichem Mondenschein geht's weiter in unglaublicher Fahrt. Alle Augenblicke stecken wir fest. Zwei- oder dreimal kommt unser Wagen auf die Seite zu liegen. Gegen Mitternacht unrettbar fest. Ich gehe bei Mondenschein, die gespannte Pistole in der Hand, über entsetzliche Tümpel und Versumpfungen mit Mr. Orpen zum nächsten Stall, 3 Meilen weiter, wo wir gegen 2 Uhr nachts eintreffen. Glücklicherweise finden wir hier eine leere Mailcoach, aus welcher wir nur einen Schwarzen zu verjagen haben, um darin schlafen zu können. Wir liegen in Zickzackform, auf einer Bank jeder. Bitterliche Kälte."

Fast genau auf dieselbe Weise ging's an den nächsten beiden Tagen weiter. War man zwei Stunden lang vorwärtsgekommen, blieb man vielleicht vier Stunden lang stecken. Als der Wagen am nächsten Abend im freien Felde fest saß, hatten die Insassen das Glück, daß zwei Buren mit ihren Ochsenwagen an derselben Stelle stecken geblieben waren. Man kaufte nicht nur Mehl, Brot und eine Antilopenkeule von ihnen, die zum Abendessen bereitet wurde, sondern der Erzähler und sein Reisegenosse erhielten auch Nachtquartier in dem geräumigen Treckwagen, dessen Besitzer sie nur beiläufig vor dem Einschlafen warnte, vorsichtig mit dem Feuerzeug zu sein, er habe eine Ladung Dynamit im Wagen. Die nächste Nacht konnte man in einem Relaisstall schlafen, und am fünften Morgen ging es endlich auf etwas festerem Boden durch das leicht gewellte, parkartige Land. Man konnte zwölf Stunden fahren, ohne stecken zu bleiben. Am Nachmittag freilich und gegen Abend wiederholten sich die nunmehr schon gewohnten unfreiwilligen Pausen. Während der Nacht ging es wieder ziemlich flott vorwärts, jedoch ohne Schlaf, so daß Peters am nächsten Abend, als man gerade eine schön gelegene Station erreichte, den Hottentotten, den sie zum Kutscher hatten, zwang, liegen zu bleiben, so daß man endlich einmal ein paar Stunden in einem Bette schlief. Nach Mitternacht indessen ging die Fahrt schon weiter. Am nächsten Tage traf man zur Zeit des Diners in Salisbury ein; welch ein Genuß, endlich einmal im guten Hotel die Glieder strecken zu können.

Salisbury war, als es Dr. Peters kennen lernte, ein Ort von 800 Weißen und einer starken farbigen Bevölkerung. Es liegt etwa 5000 Fuß hoch in einer hügeligen Landschaft und ist vorläufig mehr ein ausgedehnter Distrikt verstreuter Häuser als eine geschlossene Stadt. Dennoch fand Peters bereits mehrere Kirchen und Hotels, eine Markthalle, eine Börse, drei Klubs, zwei Zeitungen und alle Vorbedingungen, den Ort nach dem Eintreffen der Eisenbahn rasch zu einer Großstadt werden zu lassen. Da Kalk, Schiefer, Bauholz und Ziegelton in der Nähe zu haben sind, so überwiegen die gemauerten Häuser die üblichen Wellblechbaracken, und da hier im Gegensatz zu der Dürre des Betschuanalandes Wasser im Überfluß vorhanden ist, so wird das Salisbury der Zukunft weder mit Trinkwasser noch mit Fleisch und Gemüse auf die Ferne angewiesen sein. Zur Regenzeit allerdings hat die fiebererzeugende Feuchtigkeit auch ihre unangenehmen Seiten, und die eben geschilderte Gegend zwischen Buluwayo und Salisbury ist während des Bahnbaues Jahr und

Tag der Schauplatz schrecklicher Szenen gewesen, im Sommer des Fiebers, im Winter des Wassermangels wegen. In Europa ist von den furchtbaren Opfern, die dieser Bahnbau gefordert hat, kaum die Rede gewesen. Um so mehr unter der Bevölkerung von Südafrika, wo selbst den verrohten Miners von Buluwayo ein Schauder über den Rücken lief, wenn von diesem Bahnbau die Rede war. „Jede Schiene ein Menschenleben," nannte man die Devise der Maschonabahn. Aus aller Welt wurden die Arbeiter für diesen Bau zusammengeworben, aus Schottland und aus Kalifornien, aus dem australischen Busch und den argentinischen Steppen kamen wetterharte, nichts fürchtende Gesellen, um nach einer oder zwei Nächten im historisch gewordenen Kamp der Bahnarbeiter von Buluwayo gegen Nordosten auf Gwelo zu marschieren. Sie gingen so gut wie in den Tod. Whisky, Fieber und großenteils der Durst, den sie mitten in den Sümpfen Rhodesias nicht stillen konnten, rafften Hunderte hin. Kaum der zehnte Teil der importierten Arbeiter hat die Heimat wiedergesehen. Von unzähligen Gräbern ist die Eisenbahnlinie zu beiden Seiten begleitet. Einmal hatte ein Agent 120 hochgewachsene Schotten angeworben, die wie Hunderte von anderen der hohe Lohn von 800 Mark im Monat betört hatte. Drei Monate später standen als Überbleibsel dieser Truppe elf Jammergestalten vor dem Kontor der Chartered-Comp., um sich ihren Lohn auszahlen zu lassen, ihre Kameraden hatten ihn schon dahin. Diesen Ärmsten erschien die Steppe Rhodesias, die der flüchtig Vorüberfahrende höchstens reizlos und zum Teil sogar landschaftlich anziehend findet, eine Hölle. Zwischen den Qualen des Durstes zur Trockenzeit und denen des Fiebers zur Regenzeit wurden sie hin und her geängstigt, und selbst bis ins Mark verzehrt von Malaria und Schwarzwasserfieber, sahen sie ihre Kameraden hinsterben. Die anscheinend hohen Löhne schmolzen dahin vor den sinnlosen Preisen der einfachsten Genußmittel, und der Alkohol, der die Disposition für die Tropenfieber steigert und die Widerstandskraft bricht, forderte täglich seine Opfer. Es ist wenig von dem Elend dieses Bahnbaues in die Öffentlichkeit gedrungen, das Schlimmste spielte sich in einsamer Wüste ab; es kehrten wenige zurück, ihr Leid zu klagen, und auch diese verschwanden im Strom des Lebens, sobald die Steppe sie entließ.

Heute ist es leicht, in diesen gefürchteten Breiten die besiedlungsfähigen Stellen zu erreichen, die trockenen zu bewässern, Ackerbau und Viehzucht dort zu beginnen, wo noch vor zehn Jahren der Neger unbeschränkt herrschte. Die „humane" englische Kolonisationspolitik hat mit den Farbigen kurzen Prozeß gemacht. Einige Reservationen sind für die Reste der Bevölkerung, die ein Menschenalter voll Krieg, Raub und Mord übrig gelassen hat, angelegt worden. Sonst ist das ganze Land nebst Forsten und Bodenschätzen von der Chartered-Comp. in Besitz genommen. Das werktätige Interesse Cecil Rhodes' für seine Schöpfung hat vieles entstehen lassen, was jetzt nach seinem Tode mit minderer Energie fortgesetzt wird. Es sind Plantagen, Viehzüchtereien, Musterfarmen entstanden und vor allem zahlreiche Straßen angelegt. Im Norden Rhodesias sind allein neuerdings weit über 1000 Kilometer an neuen Straßen entstanden, deren Hauptzug weit über den Sambesi bis zu den Quellflüssen des Kongo fortgesetzt ist und das Gebiet der belgischen Katanga-Gesellschaft im Westen, den Tanganjikasee im Osten erreichen soll. Zwischen Salisbury und dem Sambesi gehen ebenfalls Straßen nach Osten und Westen, hier das portugiesische Gebiet, dort über die Victoriafälle dasjenige von Deutsch-Westafrika erreichend. Alle größeren Ansiedlungen sind durch Postverkehr miteinander verbunden, bis zum Tanganjika erstreckt sich der Karawanenverkehr durch Ochsenwagen. Das Land soll seiner bedeutenden Höhe entsprechend gesund sein — immer vorausgesetzt, daß man die für ganz Afrika wie für Indien erforderliche äußerst mäßige, ja enthaltsame Lebensweise führt — und für den Anbau der meisten europäischen Kulturgewächse, Kartoffeln, Getreide u. dgl. geeignet sein.

Dessenungeachtet sind die Geschäfte der Rhodesia-Gesellschaft in den letzten Jahren keineswegs günstige gewesen und seit dem Tode Rhodes' ist es fraglich, ob sich die Gesellschaft ihre Selbständigkeit überhaupt erhalten kann, und nicht vielmehr der Staat die ganze Kolonie wird übernehmen müssen. Wenn etwas noch fehlte, um die südafrikanische Kolonie gründlich zu verarmen und selbst die Goldindustrie ins Stocken zu bringen, so war es der Krieg mit den Buren und der Pyrrhussieg, der den englischen Haushalt noch auf lange hinaus mit einem schweren Bleigewicht belastet hat.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf denjenigen Teil von Rhodesia, der nördlich des Sambesi liegt und zu welchem der älteste Besitz Englands im dunkelsten Afrika, das Zentralafrika-Protektorat, gehört. Westlich gegen das Katangagebiet des Kongostaates, östlich gegen den Nyassa, Tanganjika und die Grenze des deutschen ostafrikanischen Gebietes stoßend, ist dieser Teil von Rhodesia für Deutschland praktisch von größerer Bedeutung als der südliche. Bewegt sich doch der ganze Handel des Nyassa- und Tanganjikagebietes, ja des südöstlichen Kongostaates auf der sogenannten Schire-Route, die infolge der deutschen Gleichgültigkeit gegen die praktische Kolonialpolitik fast ausschließlich in englischen Händen ist. Als vor zehn Jahren, dank der unermüdlichen Tätigkeit Wißmanns, der Dampfer Hermann v. Wißmann auf dem Wege über den Sambesi und Schire nach dem Nyassasee gebracht wurde, war für Deutschland die Gelegenheit gegeben, den Handelsverkehr über diese für den Süden und Osten des deutschen Schutzgebietes so günstige Route mit einem Schlage zu erringen und in der Hand zu behalten. Die Expedition besaß außer dem zerlegten Seedampfer den kleinen Schleppdampfer „Pfeil" und vier große eiserne Leichter, und dieses Material hätte sich leicht so weit vermehren lassen, um den regen Transport des Sambesi und Schire völlig zu beherrschen. Damals wußte man nichts Besseres damit anzufangen, als den Schleppdampfer mitsamt den Flußkähnen an die englische Afrikan Lakes Corp. zu verkaufen,

die dadurch zwischen dem deutschen Dampferdienst auf den Seen und dem von der deutschen Ostafrika-Linie eingerichteten Küstenverkehr sich eine recht störende Vermittlerrolle aneignen konnte, andernfalls hätte man heute zwischen Hamburg und dem Innern von Deutsch-Ostafrika die denkbar bequemste, durchweg deutsche Güterexpedition, die sich durch ein paar kurze Eisenbahnstrecken oder Fahrstraßen zwischen dem Nyassa-, Tanganjika- und Victoriasee über die ganze Osthälfte der Kolonie hätte ausdehnen lassen. Noch heute erfreuen sich die deutschen Küstendampfer dank den Anstrengungen der deutschen Ostafrika-Linie bei weitem der größten Beliebtheit im Verkehr mit der Sambesi- und Schire-Route, so daß in Chinde, dem Hauptseehafen dieser Route, die Zahl der deutschen Dampfer beständig zunimmt, während sich die der britischen eher vermindert. Auf der Flußroute selbst dagegen, wo gegenwärtig mehr als 50 Fahrzeuge verkehren, sind England und Portugal als Besitzer der Sambesi- und Schireufer fast allein vertreten, und nachdem neuerdings die Absicht großer Hamburger Firmen, diesem südlichen Ausfuhrwege und gleichzeitig der Plantagen- und Landwirtschaft im deutschen Nyassagebiet ein größeres Kapital zu widmen, ganz plötzlich wieder verstummt ist, kann man kaum noch Hoffnung hegen, daß es in absehbarer Zeit anders werden wird, denn wenn erst die Engländer ihren nunmehr konzessionierten Plan einer Eisenbahn zur Umgehung der Schirefälle (vergl. S. 181) zur Ausführung gebracht haben, so werden die Besitzer der Schire-Bahn ohne weiteres auch die Herren des ganzen Wasserweges zwischen Chinde und dem Nyassa sein. Bedenkt man die unausgesetzten Anstrengungen Englands, auch den Durchgangsverkehr zum Tanganjikasee an ihre Nyassadampfer und die zwischen beiden Seen ausgebaute Stephenson-Route zu fesseln, so kann man kaum zweifeln, daß für Deutschland, was den Verkehr anlangt, in diesem Gebiete bald nichts mehr zu holen sein wird.

Nun gibt es freilich einen großen Kreis von Kolonialpolitikern, denen das bloße Vorhandensein des Schire-Dampferverkehrs ein Dorn im Auge ist, und die die Entwicklung von Deutsch-Ostafrika von dieser Seite her geradezu bedroht sehen. Für diese Leute sind die Beherrschung der Ein- und Ausfuhrwege eines Landes und die Beherrschung des Landes selbst mit seinen natürlichen Hilfsmitteln anscheinend untrennbare Begriffe und sie sind der Ansicht, daß die Entwicklung der deutschen Kolonie lieber aufs Ungewisse vertagt oder wenigstens bis zur Vollendung der ostafrikanischen Zentralbahn verschoben werden, als auf fremde Exportwege sich stützen solle; diese Kolonialkreise, zu denen nach den auf S. 181 mitgeteilten Äußerungen auch der sonst so nüchterne Singer zu rechnen ist, verwechseln die Sache selbst mit ihren Hilfsmitteln. So erfreulich es ist, wenn die Entwicklung der deutschen Kolonien, was die Verkehrsfrage betrifft, auf heimische Unternehmungen gestützt werden kann und ihnen zu verdienen gibt, so kann das doch unmöglich als der Endzweck der deutschen Kolonialwirtschaft angesehen werden. Die wirtschaftliche Ausbeutung dieser Kolonien beruht in erster Linie auf dem Vorhandensein von Verkehrswegen, wer diese bietet, ist von weit geringerer Wichtigkeit, als daß sie ausgenützt werden, und so können Deutschland selbst die vom Tanganjika nach Westen durch den Kongostaat zuführenden Eisenbahnen nur ein erwünschtes Hilfsmittel der deutschen Kolonialwirtschaft sein, solange die Deutschen selbst sich zum Bau großer Verkehrswege nicht aufzuraffen vermögen. Um wie viel die Energie der Engländer Deutschland in dieser Hinsicht überlegen ist, lehrt unter anderem der bereits bis zum Tanganjika vorgeschrittene Bau der Telegraphenlinie, die von Süden und Norden gleichzeitig ausgehend den Weg der Eisenbahn vom Kap bis Kairo vorzeichnen sollte. Durch eine Wildnis, die zum größten Teil noch keines Menschen Fuß betreten hatte, ist der Bau dieses Telegraphen jahrelang mit einer Zähigkeit ohnegleichen verfolgt worden, und wenn der Überlandtelegraph — was sehr wahrscheinlich — das einzige sein wird, was von dem kühnen Traume Cecil Rhodes' sich verwirklicht, so werden die Engländer allen Grund haben, auch dafür ihrem berühmten Landsmann dankbar genug zu sein.

Als Rhodes die Absicht dieses Telegraphenbaues zuerst aussprach, fand er selbst in England nichts als Spott. Damals erstreckte sich das Reich des Mahdi noch weit in Oberägypten hinein, und die Börsenleute fragten achselzuckend, wie man durch die scheinbar unbezwingliche Äquatorialprovinz eine Telegraphenlinie bauen wolle. Das ist das wenigste, meinte Rhodes, der seine Linie mittlerweile im Süden anfing, wenn wir erst bis zum Mahdi kommen, werden wir auch mit ihm fertig werden. — Wie wolle er die Telegraphenstangen gegen die Angriffe der Termiten schützen, denen jedes Holzbauwerk in kurzer Zeit zum Opfer wird? Ganz einfach, wir werden eiserne Stangen nehmen, sagte Rhodes. — Vergeblich, hielt man ihm entgegen, die Elefanten, die Nashörner werden Ihre eisernen Stangen als Zahnstocher benützen, die Büffel werden sich an ihnen reiben, bis sie umfallen, und die Giraffen werden sich an den Drähten aufhängen. Und schließlich werden die Löwen die Telegraphenarbeiter schneller fressen, als diese ihre Stangen aufrichten können. Das wird sich alles mit der Zeit geben, war Rhodes' gleichmütige Antwort, und es gab sich auch. Die Löwen räumten in der Tat unter den weit in die Wildnis vorgeschickten Pionieren des elektrischen Funkens nicht selten auf, wenn sie sich auch meist, wie beim Bau der Uganda-Bahn, an die schwarze Begleitmannschaft hielten, indessen wurden doch mehrfach auch weiße Mitglieder der Telegraphenexpedition von Löwen überfallen und schrecklich zugerichtet. Auch die Angriffe der Tierwelt auf den Draht und die Pfosten blieben nicht aus, Elefanten und Nashörner stießen die Telegraphenpfähle trotz des Schutzes durch eiserne Prellpfosten häufig um, Giraffen verwickelten sich im Draht, und beim provisorischen Vorrücken, wo die Drähte großenteils auf Baumwipfeln, ja auf der bloßen Erde verlegt wurden, bildeten sie die prächtigsten Schlingen für das große und kleine Wild. Trotzdem drang man weiter und weiter, und wenn jetzt das deutsche Kolonialamt den Telegraphen nicht nur nach den Küstenbezirken, sondern

auch in der Seenregion von Deutsch-Ostafrika spielen lassen kann, so mag es sich dafür bei Cecil Rhodes bedanken.

Daß übrigens bei der Besiedlung von Rhodesia die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür wird hinlänglich die über das ganze Innere herrschende monatelange Trockenzeit sorgen. Selbst am Sambesi dauert die eigentliche Regenzeit nur vom November oder Dezember bis Anfang April, dann zehrt der Boden noch einige Zeit von dem empfangenen Überfluß, bis selbst der mächtige Fluß mehr und mehr austrocknet und endlich im September aller Verkehr mit Ausnahme der kleinen Boote auf den flachen Wasserrinnen stockt. Karl Peters beschreibt die Wirkungen der Trockenzeit des zentralafrikanischen Winters und das Erwachen des Frühlings am Sambesi mit so anschaulichen Farben, daß wir diese Schilderungen aus Rhodesia nicht besser als mit einem kurzen Auszuge seiner Beschreibung schließen können.

Anfang April enden am Sambesi die Regen, im Juli wird das Getreide eingeerntet, im August beginnt das Niederbrennen des Grases und dann liegt das Land schwarz und tot unter der glühenden Sonne. Die Flußläufe trocknen ein, die Wasserlöcher versagen, stundenlang muß man dem Trinkwasser nachgehen; nur mit Hilfe ausgiebiger Brunnenerschließungen könnte dies Land dauernd bewohnbar gemacht werden. Nur die immergrüne Vegetation der Palmen, Akazien, Aloes und einiger anderer Gewächse bringen auch jetzt noch ein wenig Farbe in das tote Bild des verbrannten Landes. Im September und Oktober wird die Hitze fast unerträglich, bei Tage steigt die Temperatur auf 45° C. im Schatten und die schwülen Nächte bringen wenig Erquickung.

Großartig ist dann das langsame Herannahen der erlösenden Katastrophe. Gegen Abend bedeckt sich der Horizont im Norden und Osten mit einer bleiernen, starren Wolkenwand, durch die plötzlich nach dem Einbrechen der Nacht der erste Blitzstrahl zuckt. Noch ist das Gewitter zu fern, um auch nur den Donner rollen zu hören, nur das ununterbrochene Wetterleuchten kündet die Nähe des ersten Regens an. Erst am dritten oder vierten Abend kommt es zur Katastrophe. Mit phantastischen dunklen Zacken und Fetzen rollt sich der Wolkenvorhang über den Zenith und das ganze Firmament, und bald hört man zwischen den zuckenden Blitzen das Grollen des nahenden Donners. Rasch zieht das Wetter jetzt näher und bald stürzt unter betäubendem Krachen und Blitzen eine Sintflut herab. Stundenlang prasselt der Regen, bis es in allen Bächen und Rinnen gurgelt und rauscht, und oft folgt auf den ersten mehrstündigen Guß nach kurzer Pause ein zweiter und dritter. So geht es tage-, wochenlang, und wie unter einem Zauberstab verändert sich das Bild des Landes. Mit einem Schlage sprießt es frisch und grün aus der Erde, aus allen Zweigen und Ästen. Über Nacht sind die grauen, dürren Knospen aufgesprungen, strecken sich die jungen Halme durch die schwarze Staub- und Aschenschicht des verbrannten Bodens, bricht der Frühling herein. Die ganze Lebewelt erwacht. Die Perlhühner paaren sich, zahlreiche Vögel lassen ihren Gesang hören, die während des Winters entflohenen Enten und Gänse kehren zum Sambesi zurück, zahlreiche Taubenarten, Schwalben, Wachteln, Lerchen tummeln sich, und hoch oben wiegt sich der Fischadler und der Geier. Das Wild sucht die neuerstandenen Weideplätze auf und kehrt an die verlassenen Flußläufe zurück. Die Antilopen, das Kudu und Hartebeest, das mächtige Elen, die Wasser- und Springböcke beleben die Steppen, im Walde tauchen die Spuren der Nashörner, der Büffel und Antilopen auf. Die Stille der Nacht wird wieder belebt durch das Knurren der Leoparden, das weitschallende Gebrüll des Löwen und das schauerliche Lachen der Hyäne. Für sie alle ist mit dem Eintritt des Frühlings der Tisch wieder gedeckt.

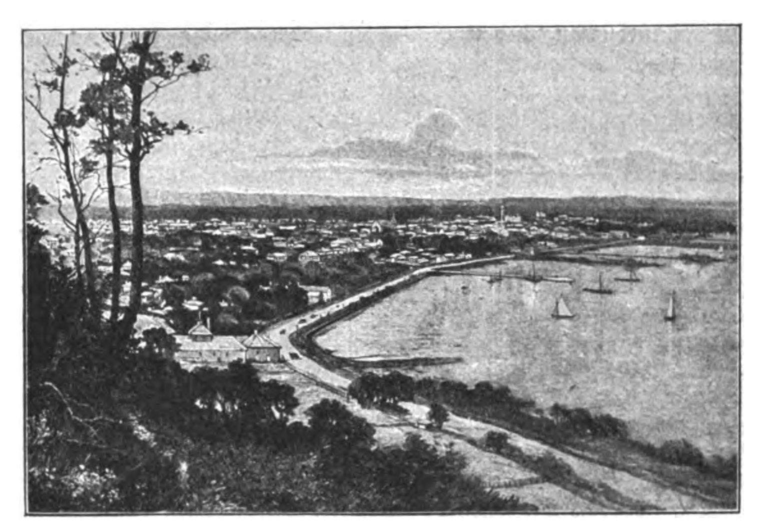
Selbst die phlegmatischesten unter den Bewohnern Afrikas, die Neger, beginnen sich zu rühren. Taub gegen die Lehren des Missionärs und Kulturträgers, zur Zeit des Überflusses zurückzulegen für die Tage der Not, haben sie den Winter hindurch von der spärlichen Jagd gelebt, und wenn auch diese versagte, den knurrenden Magen geduldig mit Baumrinde und Beeren gestopft. Jetzt aber sind sie eifrig mit Graben und Pflanzen beschäftigt, überall wird das „Negerkorn", die ertragreiche Hirse, in den fruchtbaren Boden gesenkt, wird dem reichgedeckten Tisch der Waldfrüchte nachgegangen und beim Fischfang und auf der Jagd geschlemmt und gepraßt, als könnte das gute Leben nie ein Ende nehmen. Wann wird es gelingen, diese Kinder der Natur von der großen Heilswahrheit Europas zu überzeugen, daß das wahre Glück in der höchstmöglichen Steigerung der Bedürfnisse liegt, und in der unaufhörlichen nagenden, aufreibenden Sorge, diese selbstgezüchteten Bedürfnisse zu befriedigen? Denn auf diesen Standpunkt muß man den Neger bringen, um ihn zur Arbeit zu zwingen, die er bis jetzt mehr fürchtet als den Tod und die ihm doch einmal anerzogen werden muß, wenn er das werden soll, was Europa von ihm erwartet, ein fruchtbarer Boden für den Absatz all der überflüssigen Dinge, die unsere Fabriken produzieren. Karl Peters ist zwar nach wie vor bei der Erziehung des Negers zur Arbeit mehr für ein abgekürztes Verfahren, was er gelegentlich als zentralafrikanische Methode bezeichnet, und bei dem man sich Prügel und Einsperren als Hauptreagenzien vorstellen mag. Aber sosehr auch die meisten englischen und ein Teil der deutschen Kolonialfreunde für seine Meinung stimmen mögen, so wird es doch wohl im XX. Jahrhundert zu spät sein, sie zur Anwendung zu bringen.

Australien und Südsee.

Eine Küstenfahrt um Australien. Die ersten Eindrücke. Die jüngste australische Großstadt. Durch den australischen Golf nach Adelaide. In der Hauptstadt von Südaustralien. Küstenbilder in Victoria. Melbourne, die Königin des Südens. Australische Winterflora. Vom Indischen zum Stillen Ozean. Sturm und Meerleuchten. Der Hafen von Sidney. Das Leben in einer australischen Großstadt. Ausflüge an den Stillen Ozean. Winterreise in die Blauen Berge. Die Höhlen von Jenolan. Winter im australischen Gebirge. Ein Abenteuer im Busch. * Kreuz- und Querfahrten in der Südsee. Zur Entstehung und Geschichte der Molukken. Eine Fahrt durchs Paradies der Nichtstuer. Die Sagopalme als Lösung der sozialen Frage. In den Korallengärten von Amboina. Der Banda-Archipel, die Heimat der Muskatnuß. Bilder von der asiatisch-australischen Klimascheide. Der Globetrotter als Handlungsreisender. Leben auf dem Paketboot des Malaien-Archipels. In der Heimat des Paradiesvogels. Die Keyinseln und ihre Bewohner. Neue Forschungen in der Torresstraße. Sonnenuntergang im Korallenmeer. Durands Reise zu den Webias von Neukaledonien. Ein freundlicher Empfang bei den Kommunisten. Der Webia auf dem Kriegspfade. Aus der Sagenwelt der Neukaledonier. Winterfahrt durch die Korallensee. An der Küste von Neupommern. Herbertshöhe und Matupi. Der Überfall am Varzinberge. Von Matupi nach Stephansort. Neu-Guinea, die Wunderinsel des Südens. Durch die deutschen Gewässer der Südsee. Der erste Postdampfer in den Karolinen. Ponape, seine Bewohner und seine alten Bauten. Spanische Kolonialmethoden auf den Marianen.

Eine Küstenfahrt um Australien.

Wie wenig romantisch auch die Gestade Australiens, wenn sie sich bei Fremantle dem von Kapstadt oder Colombo Ankommenden präsentieren, aussehen mögen, nach der zehn- bis zwölftägigen Seefahrt seit Colombo wird doch der erste Fußbreit Erde, auf den das Auge fällt, mit wahrem Enthusiasmus begrüßt. So spricht sich auch der Weltreisende, dessen Schilderungen [1]) wir in diesem Abschnitte hauptsächlich folgen, befriedigt über den Eindruck aus, den er empfing, als an einem dämmernden Maimorgen hinter den Hafenmolen von Fremantle die kahlen Hügel der australischen Platte sich erhoben.


Perth, Hauptstadt von Westaustralien.

Es war Wintersanfang — für Australien, aber auf die Passagiere, die rasch dem deutschen Postdampfer „Karlsruhe" entstiegen, um den einen Tag ihres Aufenthaltes in Westaustralien nach Möglichkeit auszunützen, schien die warme Sonne eines heimischen Julimorgens herabzustrahlen. In Fremantle, dem Hafenplatz der Hauptstadt Perth, war ein festliches Gedränge, es galt den nach Transvaal abgehenden Freiwilligen das Geleit aufs Schiff zu geben, und die leichtlebigen Australier benützen eine derartige Gelegenheit mit Vorliebe, um sich einen Feiertag in der Woche zu machen. Die Arbeitslöhne sind ja, dank dem zielbewußten Vorgehen der gesamten Arbeiterschaft und dem längst durchgesetzten Achtstundentag, hoch genug, den Arbeitern diesen und auch so ziemlich jeden anderen Luxus zu erlauben. Ein Beispiel hievon sprang den Reisenden sofort in der Hafenstadt und in noch höherem Grade in dem in einstündiger Fahrt erreichten Perth in die Augen, die Tausende kleiner Einfamilienhäuser. Selbst die Hauptstraßen sind trotz ihrer bedeutenden Breite meist mit einstöckigen Häusern besetzt, die dazwischen stehenden größeren Gebäude haben meist öffentlichen Charakter oder sind Geschäftshäuser. Mietskasernen sind dagegen äußerst selten, das Einfamilienhaus herrscht durchweg vor. Perth hat ungefähr 40.000 Einwohner, bedeckt aber infolge dieser glücklichen Bauart mehr Raum als eine europäische Großstadt von der zehnfachen Bewohnerzahl.

Perth ist, so erzählt Daiber, die kleinste der australischen, übrigens sämtlich nahe oder unmittelbar an der See liegenden Hauptstädte. „Aber sie versteht zu imponieren! Nahe an ihrem Herzen liegt die Public Recreation, ein öffentlicher Park, wie ihn manche Hauptstadt Europas nicht schöner aufzuweisen hat. Es ist Herbst. Mitteleuropas Bäume, hieher verpflanzt, lassen das Laub fallen. Eiche, Buche und Esche sehen mit ihren herbstlichen Blättern trübsinnig aus in der sonst so grünen Gesellschaft australischer Bäume und sonstiger Gewächse des Südens, wie Araukarien, Fikusarten, Palmen, neben den bekannten Pinien, Zypressen und Feigenkaktus. Blumen blühen überall, und prächtige Astern in allen Farben erfreuen das Auge. Und dabei besitzt Perth auch noch andere öffentliche Gärten und ist im Begriff, einen Park von riesigen Dimensionen anzulegen. In unmittelbarer Nähe genannten Gartens breitet der Swan River sich wie ein See aus, der von bewaldeten Höhenzügen eingerahmt ist."

Es war natürlich nicht möglich, viel von den Einzelheiten der jüngsten australischen City — erst 1880 wurde Perth dazu erklärt — in einem knappen Tage zu sehen. Gegen Abend bereits setzte sich

[1]) Dr. A. Daiber, „Eine Australien- und Südseefahrt". Leipzig 1902.

der Dampfer, seine Proviantvorräte vermehrt durch eine Ladung prachtvoller australischer Tafelfrüchte, nach Süden in Bewegung, und in der Morgenfrühe des nächsten Tages war bereits die Südwestspitze des Kontinents, Kap Leeuwin, umfahren und der Kurs gegen Osten, auf Adelaide, gerichtet. Es ist eine Reise von vier bis fünf Tagen nur anfänglich an der südaustralischen Küste entlang, dann aber drei Tage und Nächte hindurch landfern quer über die große australische Bucht, die ihrer Stürme wegen eben so berüchtigt ist, wie im Westen Europas die Biscayasee. Diesmal war Neptun gnädig. Ohne Wind und Wellen umfuhr die „Karlsruhe" die gefürchtete Ecke von Leeuwin, wo die Leucht- und Signaltürme sich freundlich von dem grünen Busch abhoben, und statt des Sturmes waren nur zahlreiche Sturmvögel die Begleiter des Schiffes. Besonders die gewaltigen Albatrosse mit dem dicken Kopf und den riesigen schmalen Schwingen begleiteten schwebenden Fluges die Reise bis ans andere Ende des australischen Golfs. Sie schweben so dicht über dem Wasser, daß sie dem Rhythmus der langen Wellen folgen müssen, um nicht einzutauchen, und nähern sich oft dem Schiffe so weit, daß man sie mit Händen zu greifen glaubt. Imposantere Reisegenossen waren die in den australischen Gewässern noch recht häufigen Pottwale, die von Zeit zu Zeit den unförmigen Kopf inselartig ein wenig über Wasser hoben, um ihre mächtigen Wasserstrahlen spielen zu lassen. Die Wale leben gesellig, so daß man meist mehrere von ihnen gleichzeitig bemerkte.

Durch die Investigators-Straße und den St. Vincent-Golf erreichte das Schiff in der Frühe eines Sonntags die Reede von Adelaide, und der Umstand, daß bis Mitternacht jede Arbeit infolge der strengen Sonntagsruhe unmöglich war und erst in der Nacht mit dem Löschen begonnen werden konnte, verschaffte den Reisenden Gelegenheit zum Landaufenthalt bis zum nächsten Vormittag. Die Hauptstadt von Südaustralien zählt bereits gegen 150.000 Einwohner und weist ein reges geschäftliches wie geistiges Leben auf. Nur muß der letztere Begriff nicht gerade im streng europäischen Sinne genommen werden. Die künstlerischen wie die wissenschaftlichen Bedürfnisse des Australiers stehen, wie sich **Daiber** später bei seinem Aufenthalt in Sidney auch im einzelnen überzeugen konnte, auf ziemlich naiver Stufe. Die Theater sind nebst der gängigen Literatur Beweise von diesem halbreifen, zum Teil kindlichen Niveau. Die Universitäten, von denen auch Adelaide eine besitzt, tun wohl ihr möglichstes, aber wo immer die Wissenschaft mit dem Leben in Berührung tritt, dringt dieser Zug des Unfertigen, Marktschreierischen sofort wieder hervor. Man kann in den jungen Bevölkerungszentren des amerikanischen Westens beiläufig dieselbe Erfahrung machen.

Adelaide bietet im übrigen mit seinen imposanten öffentlichen Gebäuden, die wie in jeder australischen Stadt zuweilen zwischen Straßenzügen von seltsam primitivem Aussehen emporgewachsen sind, ein interessantes Bild. Geradezu reizend war der Eindruck von Nordadelaide, der von der City durch den Torrensfluß mit seinen schönen Brücken und seiner südlichen Ufervegetation getrennten Villenstadt. **Daiber** war von der Lieblichkeit dieses Stadtteils entzückt. Überall Rosen und Blumen voll Duft und Farbenpracht. Zwischen den schwer mit prachtvollen Birnen und rotwangigen Äpfeln beladenen Obstbäumen schimmerten in den Gärten die Orangenkronen mit ihren goldenen Früchten; vor den sauberen Holzvillen Palmen und Koniferen, dazwischen reizende Durchblicke auf die Stadt mit ihren Kuppeln und Türmen und die waldigen Hügel des Innern. Luft, Licht und Grün — ein Anklang an Florenz erschien dem Reisenden diese Landschaft.

Am nächsten Vormittag ging es aufs neue den Golf von St. Vincent hinunter und nachmittags durch die Backstairsstraße zwischen dem Festlande und der großen Känguruhinsel hindurch. Der Dampfer fuhr nahe genug an der Insel, um die Kalksteinklippen des Ufers und die Eukalyptuswälder des Innern zu erkennen, die das antiseptisch wirkende, kampferartig riechende Öl liefern, das von vielen Australiern merkwürdigerweise als Parfüm benützt wird.

Der Morgen fand die Reisenden unter der hohen Küste von Victoria. „Hochaufspritzende, weiße Wellenkämme zeigen von weitem die Wucht der Brandung. Mehrere bewaldete Höhenzüge, vom niederen zum höheren ansteigend, ziehen sich am Ufer dahin, und der dunkle Schimmer der Waldungen verrät, daß hier wenigstens der Eukalyptus auch anderen Bäumen Platz gemacht hat. Häuser, eine Brücke, Straßen, Telegraphenstangen lassen sich durch das Fernglas deutlich unterscheiden, hier haben wir also eine kultivierte Gegend vor uns. Interessant zu beobachten ist ein Buschbrand, der mit seinen züngelnden Flammen langsam, aber stetig um sich greift. Und nun steigt der Vollmond aus dem Meere empor, riesengroß, von einem dunklen Rosarot allmählich in tiefes Orangegelb und erst spät in sein gewöhnliches Silberweiß übergehend."

Zwei Signalfeuer mit grünem und rotem Lichte zeigen am späten Abend den Eingang der tiefen Bai von Port Philipp an, der Lotse geht an Bord, und zwischen den Signalbojen der Bucht geht es stundenlang weiter, bis die Passagiere, des Wartens müde, das Lager aufsuchen, um am anderen Morgen am Eisenbahnpier von Port Melbourne zu erwachen.

Welch ein Verkehrsbild in dem Hafen der australischen Halbmillionenstadt. Englische Transportdampfer verladen Pferde und Güter für Südafrika, ein mächtiger weißer Postdampfer der Messageries Maritimes qualmte aus seinen Schlöten, Frachtdampfer aus aller Herren Länder löschten oder übernahmen ihre Ladung, und zwei japanische Kriegsschiffe mit sonderbaren Flaggen lagen weiter draußen im Hafen. Der Verkehr einer Weltstadt und, wie unser Gewährsmann bei der Ankunft in Melbourne selbst sah, auch das Leben einer Weltstadt. Der enorme Verkehr von Swanston Street und Priceß Bridge erinnerte ihn an das Gewühl der Londonbrücke im Herzen der Themsestadt. In der Tat drängt sich ja auch hier nicht nur das

Leben einer Weltstadt, sondern eines Weltteils zusammen. Aber nicht die Straßenbilder, die technisch vollendeten Verkehrsmittel, die Pracht der Läden u. dgl. ist es, was am meisten Eindruck auf den Besucher macht, sondern daß diese völlig europäischen Großstadtbilder sich entfalten in einem Rahmen südlicher Tropenpracht. Dahin gehört vor allem der märchenhafte botanische Garten mit dem daranstoßenden großen Park, der den Palast des Gouverneurs enthält. Während die Eichen, Ulmen und Birken eben begannen, ihr Laub abzuwerfen, strebten die Palmen mit ihren stolzen Kronen in den heiteren Himmel und schimmerten große, über und über mit Blüten bedeckte Fuchsienbäume in den herrlichsten Farben. Auf glatten Asphaltwegen wanderte man durch prachtvollen tropischen Urwald, für den die Wildnis ihre schönsten Schöpfungen geliehen hat. Mitten in dem Parke aber liegt wie ein Fürstensitz das imposante, im italienischen Stil gehaltene Schloß des Gouverneurs. Als eine der Sehenswürdigkeiten von Melbourne schildert Daiber noch das Ausstellungsgebäude der Carltongärten mit einem wundervollen Aquarium, das an Einrichtung vielleicht dem berühmten Berliner Aquarium ähnelt, es allerdings leichter als dieses hat, sich fortdauernd mit allen Exemplaren der ozeanischen Fisch-, Vogel- und Amphibienwelt zu versorgen.

Auch hier war für den Reisenden noch nicht Bleibens, erst Sidney war sein für einen längeren Aufenthalt ins Auge gefaßtes Ziel. Also wiederum, nach anderthalbtägigem Weilen in Melbourne und seinem lieblichen Kranz grüner Villenvorstädte, in See! Mit einem Schlage hatte sich am Tage der Abfahrt das bisher so günstige Wetter geändert. Gegen Abend ging es, den Lotsen an Bord, hinaus in die bleifarbige See. Bald verschwamm alles ringsum in dickem Nebel, und nach kurzer Zeit mußte, bei der äußerst gefährlichen Passage in der Bai von Port Philipp, Anker geworfen werden, um den Tag zu erwarten.

Er brach trüb und regnerisch an; gegen zehn Uhr wendete das Schiff aus der Bucht um den Leuchtturm von Queenscliff hinaus in die schwere, wogende See. Schon die ersten Sturzwellen gehen hoch über das Deck. Es ist nicht einmal möglich, den Lotsen wieder auszubooten, er muß nolens volens die ganze Fahrt bis Sidney mitmachen. Die meisten Reisenden verschwinden. Wenige nur, die das Meer auch im Zorne lieben. Bis oben aufs Promenadedeck werfen die graugrünen Wogen die breiten Spritzer ihrer aufschäumenden Kämme, und auf ihrem Rücken lassen sie das schwere Schiff einen Tanz aufführen, wie ein kleines Segelboot. Statt der gewohnten 13 bis 14 Knoten arbeitete sich der Dampfer mit acht Knoten durch das Unwetter, und erst spät am Abend wurde die Baßstraße zwischen Australien und Tasmanien mit ihrem zwar etwas stilleren, aber wegen vielerlei Inseln und Klippen auch gefährlicheren Wasser erreicht. Der Kapitän verharrte natürlich die Nacht auf der Brücke. Ein wirklicher Sturm empfing das wackere Schiff erst nach der Passage durch die erwähnte Straße, die als Eingang zum Stillen Ozean gilt.

„Von Schlafen war keine Rede. In den Betten wurden wir hin und her geworfen und mußten uns oft mit aller Gewalt festhalten, um nicht herausgeschleudert zu werden. Was nicht niet- und nagelfest war, bekam plötzlich Beine und wollte fort. In unserer Kabine ging es drunter und drüber. Koffer, Hutschachteln fuhren im Zimmer herum, und Bücher, die in einem Netz unterhalb der Decke angebracht worden waren, erinnerten uns unsanft an ihr Vorhandensein, indem sie uns an den Kopf flogen ... Der reinste Herensabbat! Und dabei tönte während der ganzen Nacht mit jedem Stundenschlage aus dem Mastkorbe herab in singendem Ton der laute Ruf des wachthabenden Matrosen: ‚Alles wohl!‘ Eine hohnvolle Ironie zu dem Zustand der Passagiere.“

Trüb dämmerte der Morgen herauf, die furchtbaren Bewegungen des Schiffes machten fast jeden Schritt auf Deck zur Unmöglichkeit und erschwerten es, dem Toben der Natur wenigstens die dem Meere immer eigene großartige Seite abzugewinnen. Am Nachmittag endlich beruhigte sich zuerst der Himmel und nach Stunden allmählich auch das Wüten des Meeres. An der Küste von Neu-Süd-Wales sah man die weiße Brandung rollen, und am Abend warfen die Leuchttürme ihr freundliches Licht auf das Meer hinaus. Als aber die Nacht hereinbrach, wurden die Reisenden für die Strapazen dieser Fahrt durch das herrlichste Meerleuchten entschädigt, das die Südsee nur zu bieten hat. Soweit das Auge reichte, funkelte und schimmerte jede Welle in hellem Phosphorglanz. Millionen von Feuerwalzen strahlten eine Lichtfülle wie Brillanten aus. Wenn aber der Kiel des Schiffes in dieses Gedränge eintauchte, so entstand ein Aufleuchten und Blitzen, als geriete das ganze Wasser in Brand.

Während der Nacht lief der Dampfer in die Bucht von Port Jackson ein, und am Sonntag früh fand man sich im Hafen von Sidney, einem mit Recht zu den schönsten der Erde gerechneten Landschaftsbild gegenüber. Die gewaltige, in viele Meeresarme gespaltene Bucht wird der Hafenbucht von Rio de Janeiro verglichen. Aus dem Wasser ragt auf einem kleinen Inselchen der Turm von Port Denison. Ringsum sind die Ufer mit freundlichem Grün bedeckt, aus dem zahllose Landhäuser herausblinken. In weiterer Ferne zeigt sich, allenthalben unterbrochen durch das Grün der Parks und Gärten, das Häusermeer von Sidney, und darüber erheben sich die fein gezeichneten Höhenzüge der Blauen Berge, verklärt durch die wundervolle Reinheit der Luft und das strahlende Blau des Himmels. Im Hafen schwirren zwischen den Schiffen aller Nationen zahlreiche kleine Fährboote hin und her, und auch von der „Karlsruhe“ müssen die Passagiere durch einen Hafendampfer ans Land gebracht werden.

Fast so groß wie Melbourne, ist Sidney die älteste und noch immer die führende Stadt Australiens. In einem von Palmen, Eukalypten, Fikus- und Kamelienbäumen umgebenen englischen Boardinghaus fanden Dr. Daiber und seine Gattin, die ihn auf dieser Weltumsegelung begleitete, vorläufig Aufnahme; trotz der einzig schönen Lage des

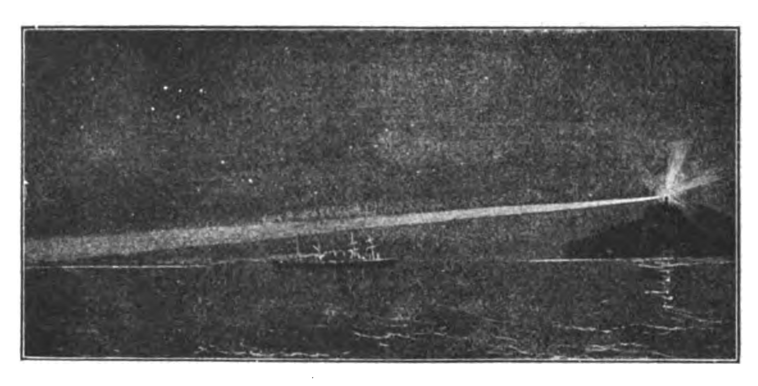
Hauses und der wundervollen Blicke hinunter auf die Bucht und hinüber auf die Stadt wurde aber dieses Quartier bald mit einem der kleinen, anspruchslosen Einzelhäuser vertauscht, die in den australischen Städten so reichlich, wie bei uns leere Wohnungen, zur Vermietung stehen. Hier wurden nun einige Monate dem Studium australischen Lebens und Wesens gewidmet, wobei der Anfang — unfreiwillig genug — mit dem Klima gemacht wurde. Es setzte nämlich alsbald ein Regen ein und drei Tage lang goß es unaufhaltsam wie aus Eimern; australischer Wintersanfang. Das kostbare Naß, nach dem der Australier zur Sommerszeit monatelang vergebens schmachtet, jetzt stürzte es unnütz zu Millionen Litern herab, bis die Straßenränder das Aussehen von Gebirgsbächen bekamen. Am vierten Tag eine kleine Pause, die zur Feier des Geburtstages der Königin benützt wurde, der mit so viel Enthusiasmus, ja kindlicher Überschwänglichkeit gefeiert wurde, wie eben jede Gelegenheit, sich als Nation zu betätigen. Seltsames Volk, das es verstanden hat, seine Herrscher mit einem Ruck aus der Verfassung zu heben und gleichsam in den Glasschrank zu setzen, um nun kleinen Kindern gleich um diesen Thron wie um ein Idol herumzutanzen! Da gleichzeitig der Baden-Powell-Rummel in der höchsten Blüte stand, ging es ohne ein paar Lufthiebe gegen Deutschland nicht ab, die von der deutschen Kolonie mit Gelassenheit ertragen wurden. Das deutsche Element hat sich ja überhaupt in Australien eine sehr sichere Stellung errungen; das deutsche Gesellschaftsleben, der deutsche Klub in Sidney stehen auf der Höhe, und das Verhältnis zu der guten englischen Gesellschaft ist durchaus befriedigend.

Eine Schilderung der Stadt selbst, ihrer imponierenden Bauten, ihrer gemeinnützigen Anlagen, ihres Geschäftslebens zu geben, liegt außerhalb der hier beabsichtigten Zwecke. Dazu unterscheidet sich Sidney trotz vieler spezifisch australischer Züge zu wenig von anderen Großstädten. Was früher über die Bauart und besonders das Wohnen in Einzelhäusern gesagt wurde, trifft auch für Sidney zu. Um die ganze Stadt breitet sich ein Kranz freundlicher, im Grünen liegender „Cottages“, wo man fernab vom Großstadtlärm wohnt, Geflügel hält, alle Lebensbedürfnisse ins Haus geliefert bekommt und doch die Vorteile der Weltstadt, was Erwerb und Vergnügen betrifft, nicht zu entbehren braucht. Die ganze Bevölkerung liebt überhaupt die Freiheit und das Grüne. An Feiertagen, und deren gibt es mit Einschluß der halben Feiertage recht viele, strömt alt und jung hinaus in die Parkanlagen oder in den Scrub, den australischen Busch, der an einigen Stellen noch bis an die Vororte heranreicht. Gibt es dort auch keine Kneipen und kein Bier, so gibt es um so mehr fröhliche Picknicks und im Freien aufgestellte Teemaschinen. Der Australier lebt in weitestem Maße seiner Familie und seiner Häuslichkeit, und im Mittelstande ist in der Regel der Herzenswunsch der Besitz von Pferd und Wagen — bei der Wohlfeilheit der australischen Pferde kein sehr unbescheidener Traum, den bei den enormen Löhnen auch Handwerker und Arbeiter oft befriedigen können. Ist doch der Wochenlohn der meisten Arbeiter nicht niedriger als 50 bis 60 Schilling, wobei der Lebensunterhalt gerade für die arbeitenden Stände keineswegs unerschwinglich, Manufakturen zwar teuer, die meisten Lebensmittel aber billiger als in Europa sind. Nur für die gelehrten Berufe ist Sidney wie das ganze Australien kein guter Boden, das Beil und der Spaten werden dort einstweilen noch ein gut Teil höher geschätzt als die Feder und das sonstige Rüstzeug der Wissenschaft.

Der erste Ausflug unserer Reisenden galt natürlich dem australischen Busch, der an die Vororte von Sidney herangewachsen ist, wie die märkische Kiefernheide an diejenigen von Berlin, und den genau wie hier bereits die neu entstehenden Straßen einiger „Villenkolonien“ durchschneiden. So lag dann auch ein Stück echten australischen Busches dicht bei der Wohnung unseres Erzählers, der ihm häufige Besuche machte und dabei von der Mannigfaltigkeit der selbst im Winter blühenden Gewächse überrascht war. Aber auch weiter hinaus ins Land und an die malerischen Felsgestade von Neu-Süd-Wales lassen sich bequeme Ausflüge machen. Die elektrische Straßenbahn führt hinaus nach North- und South-Head, zwei trotzigen Vorgebirgen am Eingang des Port Jackson. Zwischen niederem Gestrüpp erheben sich hüben und drüben Befestigungen und Leuchttürme, das Schönste aber ist der Blick über die steilen Felsen auf das brandende Meer mit seinen Schaumkronen, auf dessen blauen langen Wogen Dampfer und Segler in die Ferne gleiten oder, von Europa, von Afrika, den Vereinigten Staaten oder Indien eintreffend, den schützenden Hafen suchen. Landwärts schweift der Blick, durch die köstliche, transparente Luft Australiens erweitert, über die reizende Bucht, die große Stadt und den Wald bis zu den blauen Bergen des Hinterlandes. Die Dampfbahn führt von der Philippstraße an den Strand der Bondi- oder Botanybai, wo die salzigen Wogen des Ozeans Welle über Welle auf den Strand rollen und eine ganze Welt von Lebewesen, Muscheln, Schnecken, Algen, Quallen, Schwämme, ja ganze Kraken zwischen dem Felsgetrümmer liegen lassen. Zahlreiche Ausflüge lassen sich machen in die Umgebung der Jacksonbai und an die Ufer des Parramatta River; und die Südbahn bringt den Naturfreund in kurzer Fahrt nach dem gewaltigen, 36.000 Morgen bedeckenden Nationalpark, wo an Wasserbecken und zwischen Bergen und Hügeln ein Stück der alten australischen Küstenwaldung, verschönt und zugänglich gemacht unter der Hand tüchtiger Botaniker, der Gegenwart erhalten ist.

Hier soll nur von dem Hauptausflug Daibers, seiner kurzen Reise in die Blauen Berge, ausführlicher die Rede sein. Eine Eisenbahnfahrt von wenigen Stunden erschließt jetzt für Sidney den Hauptpunkt der Blue Mountains und den Sommeraufenthalt vieler Küstenbewohner, Mount Victoria am Osthabhang des Gebirges in etwa 1100 Meter Meereshöhe. Schon die Fahrt bis dahin ist von Interesse. Ist das die verschrieene Wüste des Innern von Australien? Mitten im Winter — es war am

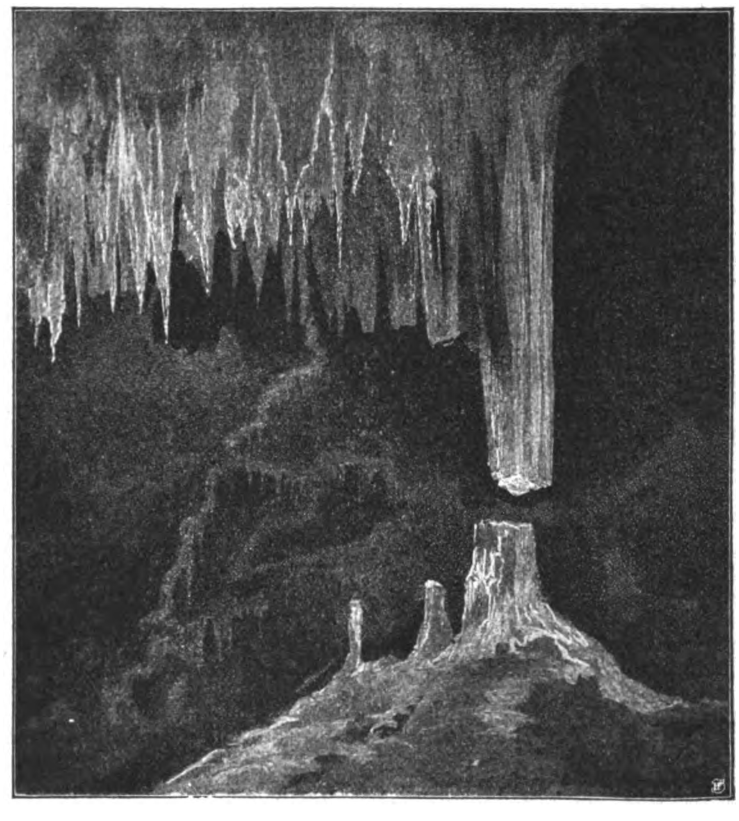
5. Juli — grünte die junge Saat, die Pfirsichbäume blühten, und an den Orangenbäumen hingen die goldenen Früchte. Mit den Waldungen wechseln saftige grüne Weidegründe, auf denen die Schafzucht betrieben wird. Aus einem undurchdringlichen Busch von Eukalyptus und stachligem Unterholz hat der Fleiß des Menschen einen lachenden Garten gemacht. Hinter der mählich steigenden Prairienzone der Emu Plains, die ihren Namen noch aus der Zeit tragen, wo hier die Emus, der Strauß Australiens, sich rudelweise tummelten, beginnt der Aufstieg der Eisenbahn ins Gebirge, durch Einschnitte, kühne Windungen und merkwürdige Schluchten des Sandsteingebietes, bis bei Mount Victoria der Schienenstrang endet, und die Weiterreise zu Fuß oder im Wagen erfolgt.



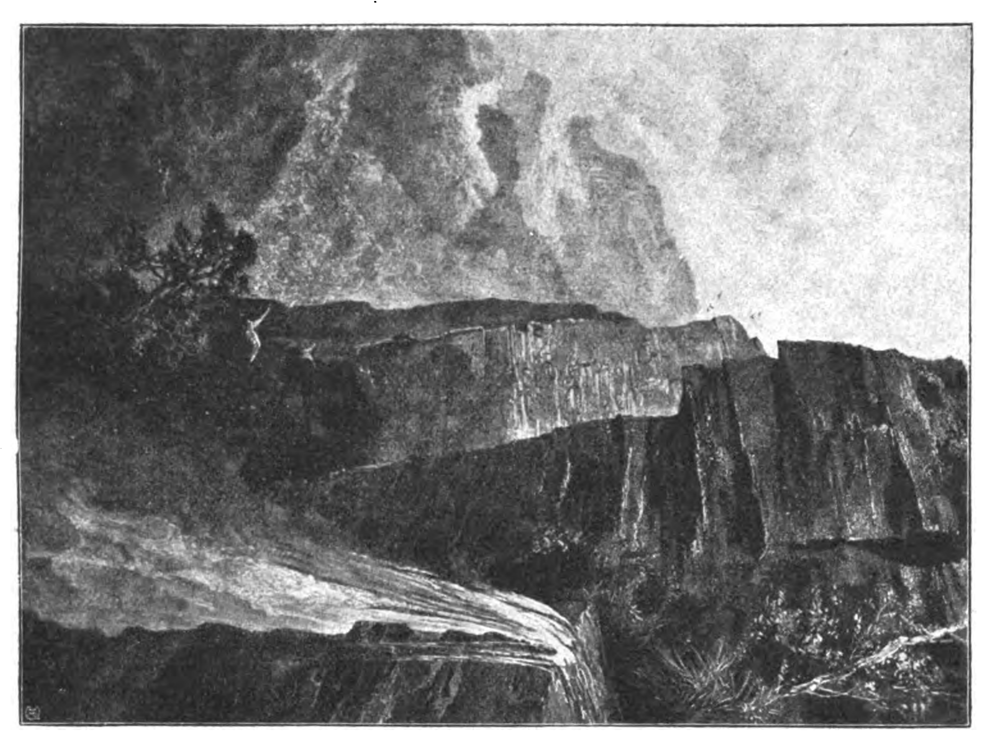
Leuchtturm von North-Head.

Ein hochrädriger Wagen, nur schlecht durch Wachstuch gegen Wind, Regen und die in dieser Höhe recht empfindliche Kälte verwahrt, sollte unser reisegewohntes Ehepaar nach den berühmten Jenolan-Höhlen, 60 Kilometer von Mount Victoria, bringen. Dorthin geht eine gut erhaltene, freilich viel steigende und fallende Bergstraße, die allerdings in ihrer ganzen Länge ohne menschliche Ansiedlungen mit Ausnahme einer einzigen Rast- und Imbißstation und der Hütte eines Wegwärters ist. Ein prachtvoller Wald von Blaugummibäumen begleitete den Weg, der zuweilen einen Blick in gewaltige, meist nebelverhangene Schluchten tun ließ. Wie stattlich und schön waren diese alten Eukalyptusriesen des Bergwaldes gegenüber denen der Ebene. Und doch wieder, welch ein fremdes Bild, verglichen mit dem deutschen Laubwald. Von den hohen Stämmen mit den sonderbar gedrechselten Ästen hing in langen Fetzen die Rinde, die der Blaugummibaum periodisch abwirft und die je nach der Art des Baumes zwischen hellem Silbergrau und tiefem Dunkelrot spielt. Auch die Blätter zeigten die abweichendsten Farben und Formen, verschieden und fremdartig, wie die bunte Welt der Papageien und anderen Vögel, die an den Stämmen und in den Kronen ihr dreistes, lautes Wesen trieben. Am Boden unter den Bäumen wächst fast allenthalben, begünstigt durch die dünne Belaubung der Eukalypten, Gras, der Gesamteindruck auf die Dauer erwies sich aber doch recht langweilig gegenüber dem eines rechtschaffenen heimischen Eichenwaldes.

Mit unendlicher Mühe ist die Straße in hundert Windungen, Steigungen, Gefällen durch Schluchten und Täler, über steile Höhen und schroffe Hänge geführt, leider war das regnerische Wetter nicht geeignet, die Schönheit des Gebirges in das rechte Licht zu stellen, wenn auch der Himmel nicht entfernt verriet, mit welcher hinterlistigen Tücke er die Bergfahrer am nächsten Tage für ihren Fürwitz, die Blauen Berge mitten im Winter aufzusuchen, bestrafen wollte. In imposanten Windungen senkte sich die Straße zuletzt um beinahe 400 Meter an der Flanke eines mächtigen Berges ins Tal, dann führte sie als fahrbarer Tunnel durch einen langen Kalksteinrücken, und in einer freundlichen Schlucht, umgeben von Bergen und Wäldern, lag das Ziel der Reise, das hübsche, saubere Gasthaus von Jenolan Caves. Die unübertrefflichen kleinen Pferde hatten die anstrengende Fahrt trotz aufgeweichter Wege so rasch gemacht, daß die Besichtigung der weltberühmten Höhlen noch am gleichen Nachmittag vor sich gehen konnte. Es gibt ihrer in dem ausgewaschenen Kalkgestein des Gebirges eine ganze Menge, die weitaus schönsten aber, die kein Besucher Sidneys vergessen sollte zu sehen, sind



Gebrochene Säule (Jenolan Caves).



Govetts Leap (Blaue Berge).

die Imperial Caves. Unter kundiger Führung kletterte man, mit Windlichtern versehen, bald nach dem Eintritt in den Berg durch eine steile Spalte empor, bis sich seitwärts ein natürliches Felsentor auftat und den entzückten Blick in eine tiefe grüne Schlucht schweifen ließ, die ein unmittelbar aus dem Fels springender Bach durchströmte. Dann ging's weiter bergauf, eine anstrengende Kletterarbeit, bis ein größerer Raum erreicht war und auf Geheiß des Führers die Fackeln beseitigt wurden. Nur einen Augenblick stand man im Finstern: ein Fingerdruck auf den Knopf einer Leitung, und wie durch Zauberhand erglänzte das ganze Höhlengebiet im Scheine elektrischer Lämpchen. Mag des Erzählers eigene Schilderung für die märchenhaften Eindrücke dieses Zauberschlosses im Korallenkalk der Blauen Berge sprechen.

„Etwas Zauberischeres als diese Beleuchtung, die bald von oben, bald von der Seite, bald aus bedeutender Tiefe herauf ihre seltsamen Lichtbilder und Reflexe wirft, kann man sich nicht denken. Treten wir in die Cathedral Cave, einen 160 Fuß hohen Dom, wie er nicht schöner und imposanter von Menschenhand gebaut werden kann. Von der Decke hängen mächtige, weiß schimmernde Stalaktiten in allen Größen und zugleich von solch wunderbarer Zartheit, wie sie hier wohl einzig in der Welt zu sehen sind. Und um den Eindruck, in einer Kathedrale zu sein, noch zu verstärken, strebt ein mächtiger Stalaktit in Form einer Säule nach unten, dem sich in gleicher Form ein Stalagmit bis auf ganz geringe Distanz genähert hat: die durchbrochene Säule. Durch des Teufels Kutschwagen, eine ebenfalls ganz sonderbar ausgefressene große Höhle, deren Seiten Trümmermassen von gewaltigen Blöcken bedecken, gelangen wir in die sogenannte Exhibition Cave, die ebenfalls ihren Namen rechtfertigt, indem sie uns eine ganze Ausstellung verschiedener Höhlen zeigt, von denen jede in ihrer Art ein Wunder der Natur genannt werden kann. Prachtvoll ist die größere Abteilung, die schon durch ihre enormen Dimensionen imponiert und deren Stalagmiten von wunderbar weißer Farbe und reinem Alabaster sind. In der magischen Beleuchtung des elektrischen Lichtes machen diese Gebilde auf den Beschauer einen unvergeßlichen Eindruck. . . . Was ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, sind die prachtvollen Faltungen der von der Decke herabhängenden Stalaktiten, Faltungen, die so zart, so dünn und derart aneinander gereiht sind, daß sie täuschend zusammengelegte Vorhänge nachbilden. Ja eine Szenerie von solchen Vorhängen führt uns lebhaft eine Schaubühne mit ihren Dekorationen vor Augen. Die Färbung dieser Vorhänge ist ebenfalls zum Teil ganz eigenartig, indem sie von Weiß in Gelbbraun übergeht, welch letzterer Farbenton oft von einem tiefen Braunrot durchzogen ist. Woher rührt diese Färbung? Hat der fallende Wassertropfen, der hier heute noch wie vor Äonen an der Entstehung dieser Gebilde arbeitet, die wunderbaren Farbentöne dadurch hervorgebracht, daß er die metallischen Bestandteile der überlagernden Erdschichten, z. B. Eisen, auflöste?"

So geht es weiter von einer Höhle zur anderen, bis nach stundenlangem Wandern unter und über den merkwürdigen Gebilden in tiefer Dunkelheit das Gasthaus aufgesucht wurde und die müden Glieder Ruhe fanden. Keine ungestörte Ruhe freilich. Die an das auch im Winter recht milde Küstenklima gewöhnte Haut empfand die Temperatur der Höhe so unangenehm, daß die plötzlich in den Winter verschlagenen Gäste die Fledermäuse der Höhlen um ihre warmen Schlupfwinkel beneideten und ziemlich schlaflos eine recht unbehagliche Nacht verbrachten. Wie gern würden sie noch eine und noch mehr Nächte in dem Höhlengasthaus verbracht haben, hätten sie nur geahnt, welches Quartier ihnen der nächste Abend bescheren sollte.

Der Morgen brach an, dunkel und trüb. Es war wieder kälter geworden und statt des Regens begann Schnee zu fallen, in dichten, großen Flocken. Wir haben oben von der Heftigkeit der winter-

lichen Niederschläge gesprochen, nur der Umstand, daß diese ganzen Wassermassen sich in der Gestalt von Flocken niedersenkten, erklärt das nachfolgende Erlebnis.

In der Befürchtung, beim Andauern des Schneefalls von der Rückkehr abgeschnitten zu werden, beschloß Daiber den sofortigen Aufbruch. Langsam nur ging die Fahrt bei der starken Steigung und der schlechten Beschaffenheit des schneebedeckten Weges von statten, und ein Wegwärter, der den Reisenden bald nach ihrem Aufbruch begegnete, machte sie darauf aufmerksam, daß die Straße weiter oben im Walde infolge von Baumstürzen unbefahrbar war. Da jedoch Nel Pardridge, der brave Kutscher, trotz allem durchzukommen hoffte, wenn der Straßenarbeiter sie mit seiner Axt begleitete, so wurde die Fahrt trotz dieser Warnung fortgesetzt.

Der Schnee wurde höher und höher, und seine Wirkung auf die zum großen Teile verfaulten Bäume des nie durchforsteten Waldes war die eines Granatfeuers. Rechts und links, vorn und hinten krachte es von fallenden Stämmen, die der Last der unglaublich dicht und schwer fallenden Schneemassen nicht gewachsen waren. Als man den Ernst der Lage erkannte, war es zum Umkehren eigentlich auch zu spät, denn die Zahl der hinter dem Wagen niederbrechenden Bäume mehrte sich derart, daß es gleichbedeutend erschien, wohin man fuhr. Durch den ganzen Eukalyptuswald ertönte es, wie vom Donner einer ununterbrochenen Kanonade.

Bis an die Knie, bis an die Hüften wuchs der schwere, steife Schneeschlamm, den die armen Pferde mit Aufgebot aller Kraft kaum zu durchdringen vermochten. Aber ebenso bewundernswert wie ihre Ausdauer war auch die Geduld und die unverwüstliche Ruhe des Kutschers und des irischen Straßenwärters, die bald gestürzte Äste und Bäume aus dem Wege zu räumen, bald die gestürzten oder völlig erschöpften Pferde wieder aufzurichten hatten. Kein Fluch, kein Schlag traf die armen, ausgehungerten Tiere. Mit einer zärtlichen Ermunterung, einem leisen Pfiff, einem gutmütigen Scheltwort erreichte dieser Australier mehr, als man die Kutscher der meisten deutschen Großstädte durch Geschrei, Peitsche und Roheit — leider — erreichen sieht. So ging es unendlich langsam vorwärts. Das Ziel heute zu erreichen, war nicht die mindeste Aussicht, aber es schien auch schwer, nur das in der Mitte des Weges liegende Rasthaus vor Abend zu erreichen, wenn der Weg nicht besser wurde. Besonders gefahrvoll waren die an steilen Bergabhängen sich entlangwindenden Kehren, wo die Bäume sehr dicht fielen und leicht einer der brechenden Stämme den Wagen treffen konnte. Die Arbeit, den Weg von ihnen freizumachen, war fast unausführbar, dazu kam die vollständige Erschöpfung der Pferde und endlich am Nachmittag das Hereinbrechen der Dämmerung. Der Schnee fiel immer noch in gleicher Stärke. Den Kampf aufgeben, hieß in dem halboffenen, ungeschützten Wagen den sicheren Erstarrungstod erwarten. War das Half Way-Haus unerreichbar, so mußte man wenigstens vor der Nacht bis zu der armseligen Hütte des Straßenwärters kommen. Es waren schwere Stunden, aber die Hütte wurde, nach einem verzweifelten letzten Kampf mit den Elementen, endlich erreicht.

Sie war ein erbärmlicher Aufenthaltsort für ein so schweres Wetter, aber der Kutscher sagte: besser solch Obdach als der Tod im Busch, und er hatte recht. In ihrem unsagbaren Schmutze, ihrem Mangel an allem, was irgend zur Bequemlichkeit beitragen kann, ohne Fensterscheiben, ohne Lampe, ohne Sitz und Lager, ohne Nahrung, die diesen Namen verdient hätte, schien dies die Höhle des Unglücklichsten aller Sterblichen zu sein, aber der Irländer, der sie bewohnte, schien sich für nichts weniger als unglücklich zu halten und sorgte für seine Gäste, so gut es ihm immer möglich war. Zwar vermochte er sie nicht zu speisen, da sie trotz des quälenden Hungers seine Nahrung verweigerten, aber er ging trotz des fürchterlichen Wetters in den Wald, holte Holz, und ein mächtiges, frei am Boden brennendes Feuer schützte die erstarrten und halbverhungerten Reisenden wenigstens vor dem Frost der Nacht einigermaßen. Über das Wetter brachte er nur trübe Nachrichten, schulterhoch hatte sich der breiige Schnee über Weg und Wald gelagert, und es schien unmöglich, ohne fremde Hilfe von hier fortzukommen.

Eine schlimme Nacht folgte. Durch die offenen Fensterhöhlen pfiff der eisige Wind, kein Schlaf kürzte auch nur eine Stunde der schrecklich kalten Nacht, wartend und frostgeschüttelt horchte das eingeschneite Paar auf die Melodie des heulenden Sturmes, der endlich zum Glück Regen mit sich brachte und den Schneebrei allmählich wegzuwaschen begann. Gegen Morgen ging das mühsam unterhaltene Feuer aus, und die ausgehungerten und durchfrorenen Körper waren unfähig, es in dem zugigen, rasch völlig erkaltenden Raume auszuhalten. In einem Verschlage nebenan ruhten, in Lumpen gewickelt und fest schnarchend, die ermüdeten Führer, und sosehr man ihnen die wohlverdiente Mühe gönnte, es wurde zuletzt doch nötig, sie zu wecken, denn ohne Feuer war es unmöglich, länger zu existieren. Es gelang erst nach vielem Klopfen und Rufen, sie zu ermuntern, dann aber versagten sie auch in dieser Lage nicht. Ohne Murren erhob sich der gutmütige Irländer, ging wiederum mit der Axt in den strömenden Regen hinaus und brachte so viel, freilich arg durchnäßtes Holz, daß es mit einiger Kunst gelang, bis zur Dämmerung ein wärmendes Feuer zu unterhalten.

Der Regen floß immer noch in Strömen, aber der Schnee war so weit zusammengewaschen, daß man die Fortsetzung der Reise wagte. Der Straßenwärter mußte wiederum den Wagen begleiten, denn der Sturm hatte rechts und links vom Wege furchtbar gehaust, und manches Hindernis galt es auch jetzt noch mit der Axt aus dem Wege zu räumen.

„Müde und langsam stampften die treuen australischen Rößlein durch Sturm und Schnee, und als ob uns Wald und Busch für die in ihm

verlebten Stunden einigermaßen entschädigen wolle, so zeigte er uns seine Tierwelt: Känguruhs verschiedener Größe und Art sprangen über den Weg und die prächtig gefiederte Vogelwelt tummelte sich in unserer unmittelbaren Nähe, wohl selbst schwer leidend durch den in diesen Gegenden unerhörten Schneefall. Wenigstens versicherte uns Nel Pardridge oftmals: I never saw it before! und wir glaubten ihm gern."

Im Rasthause konnten sich endlich die Halberstarrten trocknen, wärmen und sättigen, um dann mit frischen Kräften und auf dem letzten Stück des Weges auch mit frischen Pferden die Reise fortzusetzen.

Auf diesem letzten Teil des Weges erhielt Daiber zu mehreren Malen Einblick in die merkwürdigen Schluchten der Blauen Berge, die nicht von fließenden Wassern gebildet, sondern zu einer Zeit, als Australien noch weit tiefer als jetzt ins Meer tauchte, von den Wellen ausgewaschen sind. Solche Schluchten, von gewaltigem, oft beinahe kreisrundem Umfang und bei der Steilheit ihrer Wände von oben fast unerreichbar, gibt es in den Blue Mountains eine ganze Menge. Zum Teil sind sie zugänglich gemacht und werden durch großartige Wasserfälle, die sich über 100 Meter tief zwischen die Sandsteinklüfte stürzen, verschönert.

Moose, Farne und Bäume, schreibt Daiber von der Schlucht des Gowetts Leap, machen sich den Rang streitig und erzeugen mit dem rauschenden Wasser, den steilen, buntgefärbten, oft tiefroten Felsen ein unvergeßliches Bild. Im Sommer sollen die Wasser oft recht spärlich sein, aber jetzt wälzten sie sich stromartig über die Klippen des geschichteten Sandsteines herunter. Aus der Tiefe stiegen zusammengeballt schwere feuchte Nebel empor, hin und wieder einen Einblick öffnend in das grüne, gleich einem Meer 1200 Fuß unter uns wogende Tal, durch das sich der Grose River wie ein Silberband windet. Ein einziges, unvergeßliches Schaustück der Gebirge von Australien, das der Besucher als eins der schönsten Landschaftsbilder der Erde im Gedächtnis mit sich nimmt über das Meer.

Kreuz- und Querfahrten in der Südsee.

Zwischen Celebes, wo wir auf S. 80 einen unserer neueren deutschen Weltreisenden verließen, und Neu-Guinea beziehungsweise Australien dehnt sich das inselreichste Meer der Erde aus. Die Molukken und kleinen Sundainseln, der Banda- und Timor-Archipel, die Key- und Aroeinseln, die Banggei-, Soela- und ein Dutzend anderer Gruppen, die sich aus dem tiefen Meere zwischen Asien und Australien erheben — sind sie Reste eines zertrümmerten alten Kontinents, oder hat die vulkanische Kraft diese Hunderte von kleinen und großen Eilanden isoliert aus dem Schoß des Meeres emporgehoben? Die letztere Anschauung wird wohl die richtigere sein. Vermehrt wird die Zahl der Inseln noch durch Tausende von Korallenriffen, die überall, wo unterseeische Bänke bis 40 Meter unter den Wasserspiegel reichen, sich auf ihnen ansiedeln, bis an die Meeresoberfläche emporsteigen und die Schiffahrt in diesen Zonen recht gefährlich machen.

Durch Naturschönheit und Nutzen ausgezeichnet, sind die Molukken, vor 300 Jahren von der Ostindischen Komp. für die Generalstaaten in Besitz genommen, der schönste, für den Naturforscher anziehendste Teil dieser Inselwelt. Was auch diese gesegneten Länder im XVII. und XVIII. Jahrh. unter europäischer Ausbeutung gelitten haben, heute sieht man es ihnen nicht mehr an, höchstens erinnert noch der unentwirrbare Bevölkerungsmischmasch des ganzen Archipels daran, daß einst die gesamte Einwohnerschaft mancher Inseln unter dem Schwert der Fremden hinschwand und durch importierte Sklaven ersetzt werden mußte. Heute ist die Behandlung der Eingeborenen menschlicher geworden, übrigens erstreckt sich der holländische Einfluß, meist vom Postmeister der Hafenorte als einziger Instanz ausgeübt, nur auf einige Küstengegenden und Plantagen, das Innere der meisten Inseln ist noch unbekannt, manche sind sehr selten und im Innern noch niemals von Europäern betreten. Selbst die Posthalter und Händler sind in den meisten Küstenplätzen Farbige, Araber, Chinesen oder Mischlinge.

Sowohl von Makassar als von Gorontalo im nördlichen Celebes, wo wir Pflüger[1]) bei der Schilderung des Sunda-Archipels verlassen haben, fahren zwei- bis vierwöchentlich schöne Dampfer der holländischen Paketfahrt durch den ganzen Malaien-Archipel bis Neu-Guinea, und auch ein wichtiger Zweig der deutschen Ostasienlinie geht (in ziemlich großen Zwischenräumen leider), von Batavia über Makassar und die Bandainseln nach Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel. Wer auf den Molukken und in der Banda- und Timorsee sich genauer umsehen will, muß indessen die teueren, aber sehr bequemen Dampfer der holländischen Linie benützen.

In 28 Stunden gelangte Pflüger von Celebes über den herrlich blauenden Spiegel der Molukkenstraße nach Ternate und Tidore, den Sitzen der alten mächtigen Sultanate, die vor vielen hundert Jahren von den Arabern im Malaien-Archipel begründet wurden. Beides nur winzige Inselchen, die der Westküste des größeren Halmaheira vorgelagert sind, waren Ternate und Tidore zur Zeit der holländischen Besitzergreifung die wichtigsten Punkte des ganzen Inselreiches. Die Herrschaft des Sultans von Ternate erstreckte sich bis Celebes und diejenige des Sultans von Tidore, die den östlichen Teil des Archipels umfaßte, reichte weit in Neu-Guinea hinein und wurde von den Holländern noch bei der neuesten Teilung dieser Rieseninsel mit Erfolg gegen Deutschland und England zur Geltung gebracht. Im übrigen führen die Sultane, die einst die reichen Einkünfte des Spezereihandels der Molukken allein zu verzehren hatten, heute ein dürftiges Schattendasein von einem holländischen Gnadensold und dem von ihren Untertanen aus alter Gewohnheit noch hie und da entrichteten Tribut.

Der Dampfer, der Waren für die Händler brachte und Kolonialprodukte, Harz u. dgl. mit-

[1]) „Die Smaragd-Inseln der Südsee." Bonn 1901.



nahm, lag lange genug still, daß Zeit für einen Ausflug ins Land vorhanden gewesen wäre. Die Sache scheiterte aber an der Faulheit der Eingeborenen, die der Gedanke, einen Fremden stundenlang führen oder rudern zu sollen, mit einem wahren Abscheu von sich wiesen. Auf die natürliche Ergiebigkeit ihres Bodens gestützt, tun die Eingeborenen hier wie auf den meisten Inseln nahezu gar nichts, und unter all den Tagedieben, die das landende Boot umgaben, fand sich keiner, der auch nur für zwei oder drei Stunden als Begleiter für einen Marsch nach dem Kratersee der Insel zu bewegen war. Ob Christen oder Mohammedaner, sind die Leute innerlich ihrem alten Ahnendienst treu geblieben. Kleine, taubenschlagähnliche Hüttchen am Wege dienen dazu, den Verstorbenen Speise und Tabak hinzusetzen und ihren Nachlaß, meist nur aus einem kleinen hölzernen Schilde bestehend, aufzunehmen. Zu den Ausfuhrartikeln gehören besonders Papageien in den verschiedenartigsten Farben und Arten. Am Hafen wurden sie massenhaft feilgeboten.

Die Weiterfahrt zeigte fast auf allen Inseln, die nicht bloße Korallenriffe sind, herrlich bewaldete Vulkane von 400 bis 1700 Meter Höhe, man kreuzt hier den großen vulkanischen Gürtel, der sich, auf einer alten unterseeischen Einbruchsspalte aufgebaut, von Japan in einem riesigen Bogen über die Philippinen, Molukken und Sundainseln bis Java und Sumatra zieht. Auf Batchian, wo außer Harz, Kopra, Perlmutter und Sago auch Kaffee aus einer großen Pflanzung exportiert wird, war wiederum Gelegenheit zum Landen. Die Plantage muß von fremden Kulis bearbeitet werden, da die Malaien der Insel weder mit Güte noch Gewalt zur Tätigkeit zu bewegen sind. Sie haben zwei unvergängliche Einnahmequellen, das Meer und die Sagopalme, weiter bedürfen sie nichts. Selbst der Fischfang wird nur ausnahmsweise betrieben, im Grunde genügt die Sagopalme allen Ansprüchen, die die Bewohner ans Dasein stellen. Das Mark eines Sagobaumes soll einen Mann ein ganzes Jahr ernähren und erfordert zu seiner Gewinnung nur zehn Tage Arbeit. Die Palme wird gefällt und der Länge nach aufgeschlitzt. Das herausgeholte Mark, eine erstaunliche Menge, wird zerkleinert, gepreßt und in einem Sieb, welches aus den Stielen und Blättern desselben Baumes gefertigt wird, ausgelaugt. Es scheidet sich eine große Menge Stärkemehl ab, das zum Backen verwendet wird. Neben Fischen, Sago und den Früchten, die der Boden ohne Arbeit hergibt, wird noch vereinzelt etwas Mais gebaut, aber die meisten halten das schon für zu mühsam. Aus den riesigen, bis 10 Meter langen Blättern der Sagopalme werden auch die Häuser und viele Geräte gemacht. Man kann sich über die Gleichgültigkeit und Trägheit der Menschen, zumal in einem überaus erschlaffenden Klima, unter diesen Umständen nicht wundern.

Nach stürmischer Fahrt über die dem Streichen des Passats voll ausgesetzte Ceramsee gelangte der Dampfer nach Buru und am nächsten Tage nach Amboina, einem der Sammelpunkte des Handels und der Kulturbestrebungen des Archipels. Was die letzteren betrifft, so lassen sich die Eingeborenen sie gern gefallen, da die Holländer sich darauf beschränken, ihnen Kleider anzuziehen, sie zu „Christen“ zu machen und ihre Kinder in Schulen zu unterrichten. Eine der letzteren besuchte Pflüger und fand die ganze Schuljugend, buntbemalte Schwerter und Schilde in den braunen Fäusten, voll Eifer in der Übung wilder Kriegstänze begriffen. Die Jungens sprangen in ihren langen Hosen und abgelegten Jacken wie kleine Teufel gegeneinander an und vollführten mit Bambusrohren und Stöcken einen ohrenzerreißenden Lärm. Amboina liegt auf einer kleinen Insel inmitten eines Kranzes von Vulkanen, 1896 wurde die Stadt durch ein Erdbeben völlig zerstört. Es wohnt dort ein Resident mit einer starken Militärkolonne, zahlreiche Europäer treiben von hier aus Handel im ganzen Archipel. Zu den Sehenswürdigkeiten der Insel gehören, außer den Bergen mit ihrer märchenhaften Aussicht über die blaue See und die Vulkaneilande der weiten Runde, die Fledermaushöhlen von Liang-Ikan und die Korallengärten der Bucht von Amboina. Die letzteren erreichte Pflüger im Kanu längs der Küste an einem sonnigen, windstillen Vormittag. „In dem kristallklaren, grünen Wasser eröffnete sich hier eine Wunderwelt, schöner als alles, was ich in den Buchten Ceylons und an der Küste von Celebes gesehen habe. Die Aquarien unserer Großstädte geben nur einen schwachen Abglanz von der Pracht dieser Seegärten. Da sehen wir einen Wald von Korallen in braunen, violetten und grünlichen Farben, vom großen klumpigen Stock bis zu den zierlichsten, feinverzweigten Bäumchen. Leuchtende farbige Fischchen, ultramarinblau, gelb und schwarz gestreift und perlmutterfarbig, schießen hin und her. Seerosen strecken ihre hundert Arme nach Beute aus, auf dem Boden liegen schwarze Holothurien und große blaue Seesterne, und im Schatten eines Korallenstockes eine hellgeringelte Seeschlange. Mit der schwachen Strömung gleitet unser Boot über die Oberfläche, und wie ein Panorama ziehen die Bilder dort unten an uns vorüber.“

Von Amboina ostwärts erstreckt sich die felsige, wildzerrissene Küste der großen Insel Ceram, die mehr als 300 Kilometer in der Länge mißt. Zwischen steilen, nadelartigen Bergen mit grüner Vegetation schneiden enge Täler tief ins Land, das noch völlig unerforscht, ja von Weißen kaum betreten ist. Zahlreiche kleine Inseln, teils Felsen-, teils Koralleneilande, breiten sich vor der Küste aus, und zwischen ihnen bringen die Gezeiten fast unausgesetzt so starke Strömungen hervor, daß in vielen dieser Meeresstraßen der Verkehr mit den schwerfälligen Prauen der Malaien ganz unmöglich ist. Nächtlicherweile durchfurchte der Dampfer, nunmehr wieder nach Süden haltend, den Spiegel der Bandasee, und am nächsten Morgen enthüllte sich den Reisenden eins der herrlichsten Bilder, welche die an Naturschönheiten so überreiche Südsee zu zeigen hat, der Bandaarchipel, die historische Heimat der Muskatnuß.

Prächtig geformt, hob sich als erster Gruß des Landes der Vulkankegel Gunung Api aus den dämmernden Fluten, bald von den höheren Bergen der übrigen Inseln rechts und links flankiert. Wie



Kulissen schoben sich bei der Annäherung des Dampfers die Bergflanken auseinander. Man erkennt die schmale Straße, die Gunung Api von Banda Neira trennt, und bald nach der Einfahrt zeigte sich plötzlich das Städtchen Banda hinter einem Vorgebirge, überragt von einem Hügelrücken, auf dem das Fort thront. Die Bergwände scheinen von allen Seiten sich zu schließen, man glaubt auf einem Binnensee zu fahren. Der glatte, grünlichblaue Wasserspiegel war von unendlicher Klarheit und spiegelte die schönen Formen der ihn umgebenden Berge wider. Von dem üppigen Grün der Hügel hob sich der gewaltige Kegel des Vulkans mit seinen kahlen Abhängen um so wirkungsvoller ab.

Die ganze Lage und Form der Bandainseln, zu denen außer Banda Lonthor, Banda Neira und Gunung Api noch viele kleine Eilande gehören, läßt einen vulkanischen Aufbau deutlich erkennen. Mindestens zwei, wahrscheinlich drei riesige Krater sind hier, immer einer im anderen, entstanden und zum größten Teil wieder zusammengestürzt. Fast die Hälfte des äußeren Kraterrandes ist in der halbmondförmigen Mauer von Banda Lonthor und seinen Nachbarinseln noch zu sehen, den Mittelpunkt des ehemaligen Aufbaues dürfte dagegen der jetzt ganz an einer Seite liegende Kegel des Gunung Api vorstellen. Als die ostindische Kompagnie noch mit Feuer und Schwert dies Paradies der Natur zur Stätte ihrer Kultur, d. h. zur Hölle machte, wurden die Bandainseln ausschließlich für die Zucht der Muskatnuß bestimmt und, um den Preis derselben hochzuhalten, alljährlich sämtliche Kulturen derselben vernichtet, die sonst an einem Punkte der Molukken noch beabsichtigt oder unbeabsichtigt entstanden waren. Heute werden auch von Amboina und Minahassa (S. 78) große Mengen Muskatnüsse exportiert. Banda ist der Sitz eines holländischen Residenten, einer Menge von Händlern, von europäischen, arabischen und chinesischen Pflanzern, und hat dementsprechend ein Hotel, einen Klub, Faktoreien, Läden u. s. w. Von dem 650 Meter hohen, noch tätigen Gipfel des Gunung Api konnte Pflüger das ganze liebliche Bild des Archipels wie eine Reliefkarte mit einem Blick überschauen. An den Abhängen des Berges werden Ananas, Bataten und Zuckerrohr gebaut, die Muskatbäume gedeihen dagegen am besten am Papenberg auf der mittleren Insel Banda Neira, und zwar mitten im Schatten eines ehemaligen, jetzt sorgfältig von allem Unterholz und Schlingpflanzen befreiten Urwaldes. Die mächtigen Stämme hoher Kanarienbäume stehen in regelmäßigen Abständen, und in ihrem Schatten gedeihen die Muskatbäume, an deren hohen, regelmäßig verteilten Zweigen die Früchte, die den Aprikosen ähneln, aus dem glänzenden grünen Laub hervorschauen. Die Arbeiter, Männer und Weiber, brechen die reifen, aufplatzenden Früchte mit langen Pflückern aus Bambusrohr, werfen das Fleisch fort und stecken die purpurrote Nuß, die es enthält, in die seitlich umgehängte Tasche. Ein herrlicher Genuß war es für unseren Reisenden, der monatelang nur die Moderluft des tropischen Urwaldes und die Seebrise geatmet, durch diesen trockenen, lichten Wald, wie durch einen deutschen Buchenforst zu lustwandeln. Auch auf Banda Lonthor, das fast ganz mit Muskatpflanzungen bedeckt ist, machte Pflüger wundervolle Ausflüge. Vor allem rühmt er den Weg längs der Südküste nach Lelammon, bald am Strande, bald in den Wäldern auf hohem Steilufer, wo die Brandung der vom Südostmonsun aufgeregten See hinauftönt und schwarzer Lavaboden bis an den Strand reicht. „Dicht an der Küste machen die Pflanzungen einem breiten Gürtel phantastischen Pandanuswaldes Platz, der uns aus unseren Träumen heimatlicher Buchenwälder unsanft aufrüttelt. Rings umgibt uns ein Gewirr ihrer schopfartigen Kronen mit langen gezähnten Blättern, ihrer sonderbaren Wurzelgestelle, als wenn die ganze wunderliche Gesellschaft auf Stelzen ginge. Es sind wahre Riesen ihres Geschlechtes, wie ich sie in ähnlicher Ausbildung nur auf dem Gipfel des Lokon in Minahassa erblickt hatte. Treten wir hinaus auf den Strand, so finden wir große Felsblöcke, Geröll und Sand, aus dem die unterhöhlten Klippen des Korallenkalks steil aufsteigen, eine typische Brandungsküste."

Nach zwanzigstündiger Fahrt quer durch die Bandasee gleitet der Dampfer in eine prachtvolle Bucht, im ganzen Umkreis eingerahmt von hohen, steilen, urwaldbedeckten Bergen, über die sich der zackige Kamm eines rauchenden Vulkans erhebt. Es war die Hafenbucht der Insel Dammer, wo die seit Wochen aufgespeicherten Naturschätze zu holen, die Wilden aber mit neuem Tand und Hausgerät aus Makassar zu versehen waren. Schon seit Stunden hatten die arabischen und chinesischen Händler, die das Vorderdeck bewohnten, ihre Kisten und Kasten ausgepackt und einen wahren Jahrmarkt aufgebaut. Da waren Messer, Sarongs, Jacken und Tuch, Schuhe und Hemden, Schirme u. dgl., und kaum rasselte der Anker hinunter, so schwärmte bereits eine ganze Flotte großer Kanus um das Schiff, und haufenweise bevölkerten braune Gesellen im Lendentuch das Deck, um zu sehen, zu staunen, zu feilschen und zu kaufen. Pflüger fuhr indessen mit seinem Koffer voll ähnlicher Schätze ans Land und erhandelte dort im Tauschgeschäft Bogen und Pfeile.

Mit Dammer und besonders mit der großen südwestlichen Nachbarinsel Timor ist der Südrand des Archipels erreicht, der von dem baum- und strauchlosen Kontinent Nordwest-Australiens nur noch durch eine 300 Seemeilen breite Meeresstraße getrennt ist. Kein Wunder, wenn der australische Steppenwind, der sechs Monate lang gegen die breite Südostfront der Insel Timor prallt, auf diesem kurzen Wege nicht viel Feuchtigkeit aufgenommen hat, und Timor deshalb so niederschlagsarm ist, daß es geradezu als Klimascheide zwischen Australien und Ostasien gilt. So erklärt sich's denn, daß den Reisenden, die abends von Dammer wegfuhren, am nächsten Morgen vor Timor ein seit Wochen ungewohntes Bild sich präsentierte. Da streckte sich im Frühlicht eine lange, unabsehbare Kette hoher, zackiger Gebirge aus, aber teilweise gänzlich kahl, teilweise von der spärlichsten Vegetation, die man in diesem Ozean von Wasser nicht für möglich gehalten hätte. Wald existiert über-

haupt nicht, über dem vorhandenen, aber in der trockenen Jahreszeit gänzlich verdorrenden Steppengras recken die langweiligen, schattenlosen Eukalyptusbäume ihre dürftigen Kronen in den nie bewölkten Himmel. Timor gehört nur noch zur Hälfte den Niederländern, zur Hälfte den Portugiesen. Es ist von einer halbwilden, unter ihren einheimischen Rajahs stehenden Bevölkerung bewohnt, und selbst die Eingeborenen unterscheiden sich von denen der übrigen Inseln. Sie haben mehr den Typus der tiefstehenden Papua als der Malaien. Handel und Erwerb gibt es diesen Verhältnissen entsprechend wenig, und der Dampfer legte vor Deli nur an, um eine Ladung Sandelholz und etwas Kaffee mitzunehmen. Selbst dafür waren kaum die nötigen Arbeitskräfte aufzutreiben.

Über Letti, die Inseln der Timorlaut-Gruppe und die Aruinseln geht die Fahrt immer der Südwestgrenze des Molukken-Archipels entlang. Nicht alle Inseln sind von der Natur so wenig begünstigt, wie das gerade im Strich des Südostmonsun liegende Timor. Das bergige Letti allerdings zeigt auch nichts weiter als Grasabhänge mit sehr vereinzelten Bäumen und am Strand in der Nähe der Dörfer hin und wieder eine Gruppe von Kokospalmen. Auf einem breiten, ins Meer vorspringenden Felsplateau liegt das Dorf Tutukai, wohin sich Pflüger mit seinem „Musterkoffer" (denn ich werde jetzt Handlungsreisender, sagt er mit Humor) begab, um Waffen und Handarbeiten einzutauschen. Eine steile Treppe von Korallenblöcken führte in das mauerumgürtete Dorf, dessen Bambushäuser wahre Paläste gegen die Jammerbuden in Dammer und Wetter waren. „Ich öffnete meinen Koffer, ließ meine Herrlichkeiten sehen und gab zu verstehen, was ich wünschte. Natürlich wurde zunächst behauptet, es gäbe nichts Derartiges. Als aber ein Wortführer mit einer Handvoll Tabak beschenkt war, stand bald die ganze Bande um mich herum, beladen mit Figuren, Haushaltungsgegenständen und Waffen. Unter Lachen und Schwatzen ging das Geschäft los und es blühte, daß mir beinahe angst und bange wurde. Leider zog die Gesellschaft Silbergeld vor. Aber auch Messer, Perlen und Tabak wurden gern genommen. Für Kleidungsstücke, wenn auch nur von der Größe eines Taschentuches, war indessen keine Verwendung." Im Triumph wurde der Raritätensammler dann aufs Schiff zurückbegleitet, wo inzwischen die malaiischen Bootsleute, denen der Widerwille gegen das lustige, springende Inselvölkchen deutlich anzusehen war, große Säcke Reis ausluden. Dabei zuzugreifen, fiel den Eingeborenen gar nicht ein.

Weiter und weiter geht's über das blaue, in langen Wogen rauschende Meer. Man muß nicht denken, daß es auf den Fahrzeugen dieser Route menschenleer sei. Sind auch im Allerheiligsten, auf dem Hinterdeck, nicht gerade übermäßig viel Fahrgäste versammelt, so führen diese doch bei täglich frischem Fleisch, lockenden Gemüsen und Früchten, bei Frankfurter Würstchen und Tauben mit Kompott, in behaglichen Lehnsesseln und weichen Sofas, ohne den mindesten Zwang in der Kleidung, ein desto gemütlicheres Dasein. Wer aber das volle, farbenreiche Leben des Malaien-Archipels beobachten will, muß sich über die Schranken der ersten Klasse aufs Vorderdeck begeben. „Da stehen würdevolle Araber mit großen, schweren Sandalen, verschmitzt lächelnde Chinesen in weißem Leinwandkittel, Lackschuhe an den bloßen Füßen, den rot durchflochtenen Zopf in die Seitentasche mündend, auf dem Haupt den steifen, schwarzen europäischen Hut . . . Auf dem Boden liegen und hocken die Deckpassagiere, die dort nachts auf einer Matte schlafen, Javaner, Buginesen, Frauen und Kinder aller möglichen Rassen, chinesische Kulis, inmitten von Kisten und Kasten, Tauwerken und Schüsseln mit Reis, den sie behaglich verspeisen. Von dem Sonnendeck, mit dem das ganze Schiff überspannt ist, hängen bunte kreischende Papageien herab. In einer Ecke ist ein regelrechter Viehstall etabliert. Ochsen, Hammel, Hühner und Tauben harren des Tages, da sie in unseren Magen spazieren."

Jedesmal, wenn der Dampfer einen Hafen anläuft, entwickelt sich dasselbe Bild eines bunten, geräuschvollen Jahrmarkts, und den blanken Speer in der Hand, tummeln sich dann auf den schmalen Gängen zwischen den Verkaufsständen nackte, braune Südseekinder im Schmuck ihrer Perlen, Federn und Eberzähne. In den Ohren haben sie alles mögliche, auf Babber sah Pflüger einen Wilden, der stolz mit einem messingenen Vorhängeschloß im Ohr herumspazierte.

Es ist unmöglich, bei allen Stationen dieser Reise zu verweilen, und wir erwähnen nur noch den Aufenthalt auf den Aruinseln, der Heimat und dem Haupt-Exportplatz der Paradiesvögel. Es war hier Zeit genug, sich dem Lande zu widmen, und so ging unser Weltbummler mit der Flinte in den Wald, die bunten Schätze der Flora und Fauna zu bewundern. Im Urwalde wimmelt es von Leben. Kreischend fliegen große, weiße Kakadus durch die Wipfel, das Schwatzen der bunten Loris, das Gurren und Lachen der wilden Tauben, das Geschrei unbekannter Vögel erfüllt den feuchtwarmen, gründämmernden Wald. Riesige Schmetterlinge von wunderbarer Farbenpracht segeln wie kleine Vögel durch die Luft. Prächtige Papageien flattern ohne Scheu umher. Aber auch ein mächtiger Adler zeigte sich im Wipfel eines der alten weißstämmigen Urwaldsriesen und mußte seine Keckheit mit dem Tode büßen. Nur Paradiesvögel zeigten sich nicht. Sie sind schon sehr selten geworden, und Pflüger mußte für einen Balg 15 Gulden bezahlen. Die Eingeborenen jagen sie, wenn nach der Paarungszeit die in ihrem schönsten Farbenschmuck prangenden Männchen zu Schwärmen zusammenkommen, um auf Baumästen regelrechte Tanzkränzchen abzuhalten. Sie werden dann mit stumpfen Pfeilen ohne Blutvergießen und Verletzung des Gefieders erlegt.

Am nächsten Tage wurde noch ein Ausflug nach Ammer gemacht, wobei der Reisende das Glück hatte, einen gewaltigen Seeadler zu erlegen. Derselbe war gerade im Begriff, eine lange, dicke Giftschlange mit schwarzen und gelben Ringeln, die er just erbeutet hatte, zu verzehren. Vogel und Reptil wurden nun die Beute eines Dritten, Stärkeren.

Dem Aru-Archipel benachbart ist die kleine Gruppe der Keyinseln, die das Paketboot, nach-

mittags Aru verlassend, am nächsten Morgen erreichte. **Pflügers** Notizen über die interessante Gruppe finden eine erwünschte Ergänzung durch eine kürzlich erschienene Schrift von **Langen** über die Keyinseln, wo letzterer längere Zeit als Plantagenleiter lebte.

Bei der Annäherung des Dampfers an die Inselgruppe tauchen die waldigen Bergzüge von Groß-Key zuerst am Horizont auf, dann erst zeigen sich nach und nach die niedrigeren Berge von Klein-Key und die zahlreichen, beide Hauptinseln umgebenden Korallenriffe und Inselchen. Pflanzungen, die mehrfach versucht worden sind, haben sich hier nicht sonderlich bewährt, auch für die Viehzucht sind die Inseln wegen des Wassermangels zur Trockenzeit nicht geeignet, dagegen ist der außerordentliche Reichtum an seltenen Hölzern seit mehreren Jahrzehnten ausgenutzt, und auch jetzt ist auf Klein-Key eine Sägemühle in Tätigkeit. Der Name der Inseln beruht, wie Langen erzählt, auf einem sprachlichen Mißverständnis. Die ersten malaiischen Händler fragten die Eingeborenen, die sie am Strand erblickten, wie sie die Inseln nennten. „Ka-i?" (Was sagst du?) antworteten die Inselsöhne, die ihrerseits die Fremdlinge nicht verstanden. So wurde der Archipel auf den Namen **Key** getauft, die Eingeborenen aber nennen die Gruppe Evawinseln. Noch vor 20 Jahren bis an den Strand bewaldet, haben sich die Inseln jetzt unter der Axt schon sehr gelichtet. Die Arbeit muß auch hier, obwohl die Gruppe etwa 20.000 Bewohner zählen mag, von Kulis aus China und Java vollzogen werden. Nur durch gütlichen Einfluß bei den Häuptlingen sind hie und da Arbeiterkolonnen auf kurze Zeit zu haben. Im Christentum, Islam und Brahminismus stehen sich drei Bekenntnisse feindlich gegenüber, und die Mohammedaner, die ihren Glauben durch Wallfahrten nach Mekka stärken und ihre Bekehrungsversuche durch klingende Überredungsmittel unterstützen, werben unter den Hindu erfolgreich um Anhänger. Übrigens sind die Bewohner als selbständige Unternehmer weder träg noch ungeschickt. Sie fertigen Töpferwaren von tadelloser Beschaffenheit und haben als Schiffbauer einen Ruf weit über ihre Inselgruppe hinaus, ja ihre Boote sollen seetüchtiger sein, als die in Makassar gebauten Prauen, und werden auf den Molukken allenthalben gut bezahlt.

Ein Keyboot, schreibt **Pflüger**, wird aus Spanten, Planken und Kiel wie ein europäisches gebaut. Aber während wir auf dem Kiel erst das Gerippe der Spanten aufbauen und dann die Planken darüber formen und befestigen, macht es der Keyinsulaner umgekehrt. Die Planken werden fix und fertig mit der erforderlichen Krümmung aus dem Baum gearbeitet und mit Zapfen zusammengefügt, bis die vollständige Schiffshaut fertig und zusammengesetzt ist. Dann werden die Spanten nach Bedürfnis zurechtgeschnitten und eingesetzt, und die vollendeten Boote, die bis 20 Tonnen und mehr fassen, sollen ebenso seetüchtig als lenksam sein.

Der jetzt ziemlich auf die Berge zurückgedrängte Urwald bot zur Zeit von Langens Aufenthalt noch das Bild des vollen Tropenlebens. Unter dem Schatten der riesigen Kanarien, Kamiri- und anderer Bäume wucherten auf dem sumpfigen Boden Bambus und Riesenfarne, Sagopalmen und ungeheure Pilze. Schlinggewächse verstrickten die Stämme und Orchideen kleideten die absterbenden Bäume in ein neues Gewand. Zwischen den Zweigen und Lianen webten riesige Spinnen ihre großen, klebrigen Netze, um die farbigen Falter zu fangen, die die Größe kleiner Vögel erreichen. Papageien und Singvögel von entzückender Farbenpracht belebten die Baumkronen, am Boden krochen große Schlangen, schillernde Eidechsen und giftige Skorpione, die bisweilen, von ungeheuren Ameisenschwärmen angefallen, dem Angriff derselben zum Opfer fielen, bevor sie noch fliehen konnten. Die scheuen, geschwinden Wildschweine durchwühlten den Boden nach Nüssen und saftigen Wurzeln und die Eingeborenen, unfähig die flüchtigen Vierfüßler zu beschleichen, stellen ihnen Fallen und legen gespannte Bogen mit vergifteten Pfeilen aus. An den dicken Stämmen windet der Leguan seinen grünschillernden Körper empor, hoch oben knacken die fliegenden Eichhörnchen ihre Nüsse, und unter den Mangrovebüschen des Ufers lag das schläfrige Krokodil. Fliegende Hunde, Eulen und Scharen von Fledermäusen belebten das Dunkel der Nacht und oft leuchteten Stämme und Büsche unter der Menge ihrer phosphoreszierenden Käfer wie im Schein kleiner Lampen. Viel von dem kriechenden und fliegenden Ungeziefer drang auch in die Wohnungen ein, wo zum Zwecke ihrer Vertilgung kleine hübsche Zimmereidechsen gehalten wurden. An Wänden und Decke umherspazierend, machten diese kleinen bunten Gäste den Bewohnern viel Vergnügen, wenn sie nicht gerade von oben ins Essen purzelten oder den Einschlafenden durch ihr Schnalzen störten und aufschreckten.

Auch ihre Naturmerkwürdigkeiten haben die Keyinseln. Die eine davon ist die große Fledermaushöhle im Korallenfels bei Tual, der Hauptniederlassung auf Klein-Key. Der Weg führt durch eine dicht verwachsene Bodensenkung zu einem niedrigen Spalt von vier Fuß Weite und Mannshöhe, durch den man, etwa 20 Schritte vorwärtsdringend, eine tiefer liegende, große Höhle erreicht, deren Decke, Boden und Wände durch bizarre Korallenbildungen die seltsamsten Formen erhalten haben. In meterhoher Schicht bedecken die Exkremente der Fledermäuse den Boden, und krächzend lösen sich beim Anzünden der Bambusfackeln tausend flatternde graue Gestalten von Decke und Wänden, um in dichten Scharen durch den engen Tunnel ins Freie zu entweichen. Die zweite Merkwürdigkeit von Klein-Key ist die starke Quelle, die fast am höchsten Punkte der Insel aus dem Boden springt und sogleich einen starken Bach süßen Wassers nährt. Die Quelle muß natürlich durch einen starken inneren Druck gespeist werden und der Punkt, wo sie zu Tage tritt, beweist, daß ihr Wasser seinen Ursprung nicht auf Klein-Key haben kann. Man nimmt an, daß unterirdische und unterseeische Spalten das Wasser aus den hohen Gebirgen Neu-Guineas bis hieher führen. Die Quelle bricht bald als Wildbach durch eine enge, felsige Schlucht und wirft sich, zu einem 3 bis 4 Meter breiten Bach ange-



wachsen, über einen Steilrand von 15 Meter Höhe ins Meer.

Nur wenige Seemeilen — die Dampferfahrt eines halben Tages — trennen uns noch von dem großen Wunderlande der Südsee, von der Rieseninsel Neu-Guinea mit ihren rauschenden Strömen, ihren schneebedeckten Alpen und ihrem gefürchteten, selbst an den schmalsten Stellen noch nie durchkreuzten Innern. Wir widerstehen der Versuchung, sie von dieser Seite, wo die leider wenig praktische Kolonialwirtschaft der Holländer in 300 Jahren so viel wie nichts erreicht hat, zu betreten, um die Insel zunächst im Süden zu umsegeln und uns dabei den australischen Gewässern nochmals zu nähern. Die Australien und Neu-Guinea trennende und an ihrem schmalsten Punkt sich auf 100 Seemeilen verengende Torresstraße ist ja nicht allein das Trennungs- und Verbindungsglied zwischen den Riesenbecken des Indischen und des Stillen Ozeans, sondern auch zwischen dem Leben Australiens und demjenigen Neu-Guineas und seiner Inselwelt. Die Rassen der Malaien, Papua, Melanesier und Mikronesier sind hier seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden zusammengestoßen, haben sich befeindet, vermischt und endlich zu neuen Rassen und Völkern verschmolzen, in denen die ursprünglichen stellenweise kaum noch wieder zu erkennen sind. Ganz besonders auf den kleinen Inselchen der Torresstraße, die großenteils in Sehweite voneinander eine Brücke zwischen Australien und Neu-Guinea bilden, ist ein sonderbares Rassengemisch aus den dunklen wollhaarigen Melanesiern Australiens und den schokoladefarbenen Papua von Neu-Guinea entstanden. A. K. Haddon, der im Auftrage der Universität Cambridge kürzlich zum zweitenmale die Torresinseln besuchte, bedauert, daß die Sitten ihrer Bewohner durch den zunehmenden Verkehr und die Gleichmachungsbestrebungen der Missionäre bereits dem Verschwinden nahe gebracht sind. So bestand auf der Insel Mer eine Bruderschaft nach Art der Freimaurer, die nach den übereinstimmenden Berichten der Eingeborenen lange Zeiten hindurch nur Gutes gewirkt hat, jetzt aber durch die Aufklärungsarbeiten der christlichen Kulturträger nahezu gebrochen ist. Die Gesellschaft, in welche die herangewachsenen Jünglinge jährlich unter den bei solchen Dingen nun einmal unvermeidlichen Zeremonien aufgenommen wurden, bezweckte die Ausbreitung gemeinnütziger Lebensregeln, wie gegenseitiger Hilfeleistung, die Einführung gewisser Verbote (des Stehlens u. dgl.), aber auch die Erlernung nützlicher Gewerbe, der Gartenwirtschaft, des Hausbaues, kurz sie verbreitete mehr Nutzen, als diejenigen, die sie auszurotten bestrebt waren, mit ihren für den Insulaner nun einmal unverständlichen Heilslehren vielleicht werden stiften können.

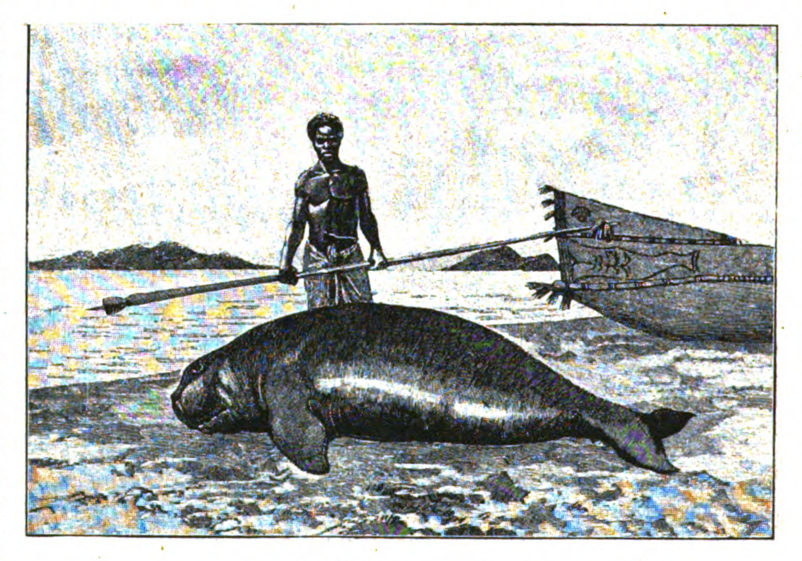


Ein Jäger in der Torresstraße und seine Beute.

Die religiösen Vorstellungen der Insulaner der Torresstraße stehen natürlich auf sehr ursprünglicher Stufe. Ihr Begriff von den übersinnlichen Mächten personifiziert sich in allerlei seltsam geformten oder selten vorkommenden Steinen, Muscheln, Lavastückchen u. dgl. Gegenständen, die sie teils am Körper tragen, teils an besonderen Stellen niederlegen, mitunter ganze Kreise davon auf besonderen Altären am Strand oder auf Hügeln aufbauen, so daß dort alsdann jeder Dorfgenosse sozusagen seinen Spezialheiligen hat. Diese Fetische, mit dem Sammelnamen Zogos bezeichnet, sind gar mächtige Faktoren. Wer morgen auf den Fischfang zieht, wer sein Feld bestellen will, seines Nachbars Kuh vergiften möchte, wird vorher sicherlich zum Zogo gehen und ihn um gut Wetter, um Regen oder glückliches Gelingen bitten. Der Zogo kann sogar mancherlei verraten und vorhersagen, was man gern herausbringen möchte — wenn's auch nicht immer zutrifft. Aber darauf aufmerksam gemacht, erwidern die Spitzbuben dem Missionär, ob denn ihn sein Gott und seine Heiligen nicht auch mitunter im Stich lassen...

Natürlich sind diese Insulaner im allgemeinen gerade keine Tugendbolde. Wer von ihnen heiraten will, pflegt noch immer, wo es irgend ausführbar

ist, einen oder zwei abgeschnittene Köpfe als Morgengabe mitzubringen, und das bei diesen Kopfjagden benützte Bambusmesser, das sich durch Abreißen eines Splitters immer wieder leicht schärfen läßt, hat auch Haddon von seiner Reise in einigen schönen Exemplaren mitgebracht. Gewöhnlich gehen sie aber doch harmloseren Geschäften nach, unter denen die Jagd auf Fische und Schildkröten obenan steht. Heute wird der Fischfang zumeist von größeren Booten aus betrieben, bis vor kurzem aber bedienten sich die Insulaner, besonders beim Fange der Schildkröten und des Dugong, meistens eigentümlicher schwimmender Plattformen, die auf hohen Bambusstelzen mit Hilfe von Schwimmkörpern 3 bis 4 Meter über den Wellen erhalten werden. Der Dugong (Seejungfer, Seekuh), das wichtigste Jagdwild des Archipels, wurde von diesen Flößen aus mit Speer und Leine gefangen. Die plumpen, etwa 3 bis 5 Meter langen Körper der fischähnlichen Tiere, die die Algen am Boden der flachen Gewässer abweiden und als Luftatmer oft an die Oberfläche kommen, liefern Fleisch, Fett und eine dauerhafte Haut, auch die Stoßzähne, die ziemlich lang sind, aber unter den dicken, wulstigen Lippen nur wenig hervorsehen, werden benützt. Die Jäger, deren mehrere auf einer Plattform sich aufhielten, schossen das auftauchende Tier mit dem Speer an und hielten es dann an der damit verbundenen Leine fest. Nun sprangen einige der schwarzen Gesellen, die sich im Wasser ebenso wohl wie auf dem Trockenen fühlen, hinterdrein, packten den Dugong und drückten ihn so lange unter Wasser, bis er erstickte. Die Schildkröten werden dagegen mit der Schlinge gefangen.



Dugongjäger mit seiner Beute.

Die Torresstraße ist durchsegelt und wir befinden uns in demjenigen Teil des Stillen Ozeans, der durch die einförmige Küste von Queensland (Australien) und den Inselkranz zwischen Neu-Guinea und Neu-Kaledonien umrahmt wird, in der „Korallensee“. Unser nächstes Ziel ist die französische Verbrecherkolonie Neu-Kaledonien. Eine einsame Straße ist es, die wir durch diesen Teil der Südsee, das Märchenreich der Koralleninseln, zurückzulegen haben. „Kein Schiff,“ schreibt Daiber, der diese Gewässer auf der Fahrt von Australien nach dem Bismark-Archipel kreuzte, „weder Dampfer noch Segler kreuzt unseren Weg. Der Hauch des Geheimnisvollen liegt über der weiten, zum Teil noch unerforschten Südsee mit ihren Korallenriffen und ihren palmenbedeckten Wundereilanden. . . Der Himmel ist von durchsichtiger Bläue und vollständiger Klarheit, und azurblau, wie der östliche Teil des Mittelmeeres, die leise wogende See.“ Wunderbar ist bei klarem Horizont der Anblick der untergehenden Sonne. Nur noch wenige Linien vom Wasserspiegel ist der feurige Ball entfernt, da taucht unter ihm eine zweite glühende Kugel, eine Wirkung der Spiegelung, auf, um ihre Strahlen nach unten, wie der Sonnenball die seinen nach oben, zu entsenden. Sich einander nähernd, verändern beide Kugeln im Augenblick der Berührung ihre Form. Gestielt, wie ein kolossaler glühender Pilz, steht der untergehende, in die Breite verzerrte Ball noch einige Augenblicke über dem Meeresspiegel, um dann zu versinken. Dann bedeckt sich der ganze Himmel von Osten bis Westen mit tiefen Farben, die im Westen alle Töne des Spektrums durchlaufen und im Osten in zarter, gedämpfter Schattierung sich wiederholen. In langsamer Fahrt, um Zusammenstößen mit den Korallenriffen auszuweichen, setzt das Schiff seine Reise fort.

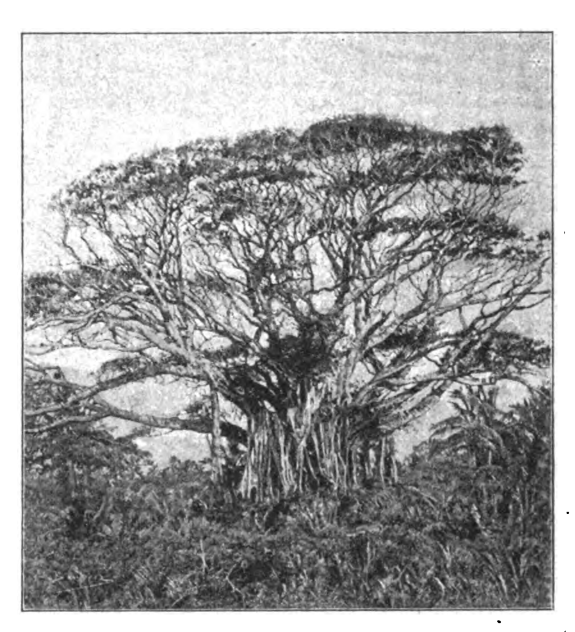
Trotz einer langjährigen Verseuchung durch Branntwein und Sträflinge birgt die französische Kolonie Neu-Kaledonien doch noch Winkel, in denen das Leben der Eingeborenen sich ruhig und ungestört fortentwickelt hat. In eine dieser Gegenden, die von den kriegerischen Webias bewohnten, unzugänglichen Täler der Hauptgebirgskette des Landes, richtete sich 1900 eine Reise Durands, die er in Begleitung des freigelassenen Deportierten Laubareche und eines gewandten Eingeborenen, des jungen Häuptlings Pamale, unternahm und in „Le tour du monde“ beschrieben hat.

Zwei beschwerliche Tagemärsche, doppelt beschwerlich, weil man untaugliche Führer hatte, waren nötig, um über die ansteigenden Gebirgsketten das weglose Territorium der Webias zu erreichen. Rauschende Gießbäche stürzen aus dunklen waldigen Schluchten herab, sammeln sich oder verschwinden geheimnisvoll in den Klüften. Längs der Kämme des Wa-Tilu-Gebirges kam man langsam vorwärts, am Kopedjipoa, dessen Flanken einen schweren sechsstündigen Anstieg kosteten, brach unter den schwarzen Trägern offene Revolution aus. Die Arbeit behagte ihnen so wenig wie das unsichere Ziel, sie warfen, oben angelangt, ihre Lasten ab und beantworteten den Befehl, sie wieder aufzunehmen, mit dem freundlichen Anerbieten, Durand

niederzuschlagen und zu fressen. Der Kannibalismus, wenigstens die Neigung dazu, wenn es gefahrlos geschehen kann, ist ja auf Neu-Kaledonien noch keineswegs ausgerottet.

Man mußte froh sein, die Unholde los zu werden, und sah sich um. Unter dem Lagerplatz öffnete sich ein großartiger Felsenzirkus, in dessen Tiefe man Wohnungen bemerkte. Es waren die Dörfer der Webias. Es war leichter die herrliche Rundsicht zu bewundern, als hinunter zu gelangen, denn lotrecht fielen im oberen Teile der Wand die Felsen ab. Mit Hilfe zäher Lianen gelangten alle drei über die anfänglichen Schwierigkeiten und dann unter anstrengendem Klettern auch weiter hinab. Nicht unbemerkt allerdings, denn auf den Boden gelangt, sahen sie sich von einem Schwarm Wilder umgeben, deren Bestürzung verriet, daß wenigstens die meisten von ihnen zum erstenmal weiße Fremdlinge unter sich sahen. Übrigens waren die Leute gutartig, und während ein Teil auf die Weisungen des Führers Pamale emporstieg, um das zurückgelassene Gepäck zu holen, geleiteten die übrigen Durand längs eines Flusses auf einem gebüschüberwachsenen Fußpfad nach ihrer nächsten Ansiedlung. Auf einem runden Platze unter Kokospalmen, deren Früchte so tief herabhingen, daß man sie mit den Händen pflücken konnte, schlug der Reisende zunächst sein Lager auf. Seine Sicherheit und das unbefangene Benehmen seiner Begleiter machte die Wilden zutraulicher, bald sammelten sie sich in Gruppen um den Lagerplatz, und ein altes Weib war die erste, die sich, gleichsam zur Eröffnung der friedlichen Unterhandlungen, ihre Pfeife am Lagerfeuer anzündete. Die Kinder tummelten sich neugierig um die weißen Männer herum, die Alten lagerten sich im Grase, und mit Hilfe Pamales, der die Sprache der Webias verstand, wurde eine Unterhaltung geführt. Durand entnahm daraus, daß der Häuptling des Stammes abwesend war und erst zur Nacht zurückerwartet wurde, weshalb die Wilden bis dahin von einer offiziellen Begrüßung und Aufnahme der Fremden absahen. Gegen Abend wurde jedoch dem abwesenden Stammesoberhaupt eine Anzahl jüngerer Leute mit Fackeln entgegengesandt, während für die Zurückbleibenden von den Weibern das Nachtessen zubereitet wurde. Es bestand aus dem Fleisch fliegender Hunde, aus Fischen und Früchten, alles auf großen Bananenblättern aufgetischt. Man lud übrigens die Fremden nicht bloß zur Mahlzeit, sondern bot ihnen auch zuerst von den Speisen. Zum Kochen dienten irdene ovale Töpfe, die aufgehängt oder zwischen passende Steine gesetzt wurden, zum Wasserholen Kokos- und Kürbisschalen, zum Feueranzünden harte Hölzer. Aus Steinen und hartem Holz sind auch die sehr mannigfaltigen Waffen der Webias gefertigt, die das Eisenschmelzen, vielleicht weil ihnen der Zufall der Entdeckung nicht zu Hilfe kam, nicht gelernt haben, obwohl ihre Berge voll sind von Eisen und anderen wertvolleren Metallen.

Es war bereits Nacht, als der Häuptling, umgeben von den jungen Kriegern, heimkehrte. Er war ein prächtiger, wohlgebauter Wilder, ohne jegliche Kleidung, mit Ausnahme einer federgeschmückten zylindrischen Mütze. Pamale ging ihm entgegen und berichtete ihm und den Ältesten über den Zweck und die friedlichen Absichten der Forschungsreisenden. Dann erst trat der Häuptling zu den Weißen, um sie zu begrüßen, sich mit ihnen bekannt zu machen und sie sogleich vor allen Angriffen aus der Mitte seiner Stammesgenossen zu sichern, indem er sie „tabu" (unverletzlich) sprach. Trotz der späten Stunde wurde alsdann noch ein Kriegstanz zu Ehren der Gäste arrangiert, wobei die Weiber die Musik machten; erst dann führte der Häuptling die Gäste nach der Ehrenhütte, wo man erst durch ein Rauchfeuer die Schwärme von Moskitos austreiben mußte, die darin summten. Leider hatten sich die Flöhe nicht mit vertreiben lassen und bereiteten den Reisenden eine recht unangenehme Nacht. Man hatte inzwischen auch das Gepäck in die Hütte gebracht, und nach einer kurzen Unterhaltung ließ der Häuptling seine Gäste allein.



Feigenbaum auf Neu-Kaledonien.

Durand blieb einige Zeit unter den Webias, deren unter dem Häuptling Kudjima stehender Zweig 300 bis 400 Köpfe zählen mochte, und er erfuhr von ihnen nur Gutes. Jeden Morgen, wenn unter die in reinem Kommunismus lebenden Eingeborenen die Lebensmittel verteilt wurden, erhielten die Fremden zuerst davon. Persönliches Eigentum, wie bei einigen anderen Stämmen der Inseln, gab es bei den Webias nicht. Gemeinsam wurden die Felder bestellt, wobei der Häuptling den Genossen voranging, gemeinsam oblag man der Jagd, dem Fischfang, und unter allen gemeinsam waren die Ergebnisse des Fanges und der Ernte. Neben dem Häuptling aber ist noch eine Art von Senat der ältesten Stammesmitglieder vorhanden, mit denen die wichtigen Angelegenheiten verhandelt werden. Der Stamm erwies sich auch bei näherer Bekanntschaft als ein sehr sympathischer Schlag. Die Frauen werden nicht überbürdet und mißhandelt, im Gegenteil nehmen die Männer alle schwere Arbeit auf sich und nur das Jäten der

Äcker und die Hausarbeit obliegt den Frauen; auch die Kinder wurden mit Zuneigung und Zärtlichkeit behandelt, niemals sah man, daß ein Webia ein Kind züchtigte. Trotz dieser gutmütigen Züge war



Kriegsmaske des Häuptlings.

es anderseits ein tapferer, ja kriegerischer Stamm, dessen Mitglieder für den Kriegspfad und Beutezug ebensoviel Neigung als Beruf mitbringen. Der Anführer der Webias in den Feldzügen ist übrigens nicht der Häuptling, sondern ein ihm im bürgerlichen Leben unterstellter Stammesgenosse, der Kriegshäuptling. Dessen Aufgabe ist es, die günstigsten Pfade und das Terrain eines Überfalles, einer Schlacht zu rekognoszieren, seine Leute durch anfeuernde Reden zu entflammen, in ihnen die Gewißheit des eigenen Sieges und des Unterganges der Feinde schon im voraus zu erzeugen. Nach vielen Lobreden auf die Tüchtigkeit der einzelnen Krieger beschließt der Kriegshäuptling dann seine zündende Ansprache mit der Frage, ob man nach dem selbstverständlichen Siege die Äcker des Feindes verschonen wolle, was mit einem entrüstetem Nein! — und ob man sich der Habe, der Weiber und Kinder des Gegners bemächtigen wolle, was mit ebenso enthusiastischem Ja! beantwortet wird. Nachdem dergestalt das Fell des Bären verkauft ist, geht man daran, ihn zu erlegen.

Durand kletterte in der Umgegend der Webiadörfer fleißig in den Bergen umher, um ihren Reichtum an Erzen zu erforschen, wobei ihn der erfahrene Häuptling durch seine Kenntnis von dem Vorkommen einzelner Metalle unterstützen konnte. Die Berge und ihre tiefen, vegetationsreichen Schluchten zeigen großenteils einen finsteren, ernsten Charakter, der mehr nordische als tropische Züge aufweist, auch an großartigen, erhabenen Landschaftsbildern fehlt es nicht. Auf seinen Streifereien bemerkte Durand mehr als einmal, daß er von einem der Webias verfolgt und insgeheim überwacht wurde. Es war der Takata (Medizinmann) des Stammes, der sei es weil er fürchtete, von dem weißen Gast in seinem Einfluß geschädigt zu werden, sei es weil er hoffte, von den Wunderkräften desselben noch etwas zu profitieren, es für geraten halten mochte, ihn nicht aus den Augen zu lassen. Was sollte im Grunde der Kanake, dessen Leben im Aufsuchen wunderkräftiger Steine und heilsamer Pflanzen verfloß, in dem Fremden, der gleich ihm Klüfte und Berge durchsuchte, weiter vermuten als — einen Konkurrenten? M' Goné, der Medizinmann der Webias, war übrigens eine interessante, nicht unsympathische Persönlichkeit. Von den Stammesgenossen ebenso geachtet als gefürchtet, schien er seine Macht wenig oder gar nicht zu mißbrauchen, und er besaß auch so viel Kenntnisse von den Heilkräften der Natur und der Pflanzen, um den Leuten in ihren einfacheren Krankheiten und Nöten einen Rat zu geben, ein niederschlagendes oder reinigendes Mittel zu verordnen oder dergleichen. Daß er sich nicht dagegen sträubte, wenn der Aberglaube der Männer „Regensteine", „Sonnensteine" oder andere Fetische von ihm verlangte oder die Mädchen ihn um Schönheit spendende Zaubertränke angingen, kann man ihm ja nicht verdenken, dergleichen kommt auch außerhalb Neu-Kaledoniens vor. M' Goné war auch im Volksrat, obwohl er offenbar großen Einfluß besaß, wortkarg und zurückhaltend, er wohnte allein und zurückgezogen mit seinem Weibe und seinen beiden Söhnen und ließ die Dinge an sich herankommen.

Die Webias, ein starker, schöner Schlag von brauner, zum Teil sogar ziemlich heller Hautfarbe, sind überzeugt, daß sie erst durch Einwanderung nach Ohao (Neu-Kaledonien) gekommen sind und die dortigen tiefer stehenden Ureinwohner durch Kampf und Krieg verdrängt haben. Ihre Bildwerke, besonders die geschnitzten Pfosten der besseren Hütten, wiederholen mit Vorliebe zwei Gesichtstypen, in denen unschwer der rohere, halbtierische Ausdruck des früher hier heimischen Papua und der edlere, stolzere Typ des Polynesiers zu erkennen ist, der ihn verdrängt hat. Sie selber erzählen über ihre Herkunft eine hübsche Sage, der vielleicht sogar ein Körnchen Wahrheit zu Grunde liegt. Ihre Heimat lag weit, weit nach Westen auf der Insel Hahaké. Eines Tages waren die Männer ihres Stammes mit dem Schiffbau beschäftigt, der Sohn ihres Häuptlings befand sich unter ihnen. Während der Arbeit ereignete sich ein unglücklicher Zufall. Das Steinbeil eines der Männer glitt im Hiebe ab, flog zur Seite, und traf tödlich das in der Nähe stehende Kind. Die Eltern des verunglückten Knaben waren beide abwesend, aber jeder unter den Webias zitterte im Gedanken an den Schmerz der Mutter und den Zorn des Vaters. Man kam überein, den kleinen Leichnam im Sande zu verscharren und den Fall zu verheimlichen. Die Eltern des Knaben kamen zurück, suchten und fragten nach dem Kinde und erhielten nur zur Antwort, daß man nicht wisse, wo es geblieben. Schließlich teilte einer der Männer dem Häuptling, aus Mitgefühl mit dem Schmerz des Vaters, den Sachverhalt mit. Der Häuptling grub den kleinen Körper aus, betrachtete die Wunde und lud, seinen Schmerz bemeisternd, die Stammesgenossen ein, dem Kinde ein Totenfest zu bereiten. Aber konnten die Webias es nicht übers Herz bringen, den zurückgehaltenen Schmerz und Zorn ihres

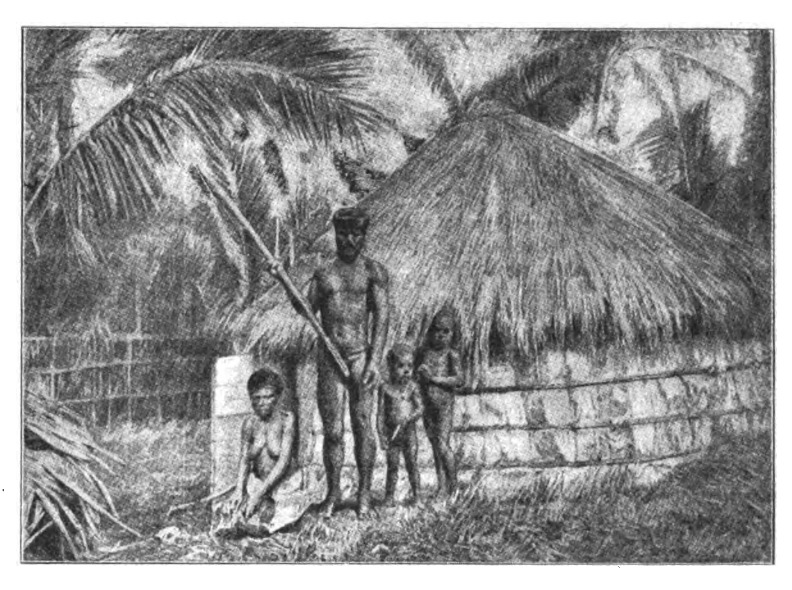
Häuptlings zu sehen, fürchteten sie seine vielleicht doch noch plötzlich hervorbrechende Rache, niemand leistete seinem Begehren Folge und über Nacht setzten sie fast alle ihre Boote in Bewegung, um den unseligen Strand von Hahaké auf immer zu fliehen und eine neue Heimat zu suchen. Erst nach langer Fahrt kamen sie an die Ufer von Neu-Kaledonien, drangen ins Innere und machten den Boden für ihre Dörfer urbar.

Die Dörfer der Webias liegen malerisch in einem Kranz von Kokospalmen und Bananen, die den Bewohnern einen Teil ihrer Nahrung mühelos spenden; alles überwölbt der Schatten der alten gewaltigen Feigenbäume, die vielästig und im Schmuck ihrer zahlreichen Luftwurzeln die niedrigere Vegetation weit überragen und in deren Schatten sich abends alt und jung sammelt, um von den Ereignissen des Tages und den Heldentaten der Väter zu erzählen. Hier im Schatten der riesigen Feigen verbringen sie überhaupt einen großen Teil ihres heiteren, harmlosen Daseins, hier schnitzen sie ihre Geräte und Instrumente, Bambusmesser, Angelhaken und Geschirre, hier schleifen sie ihre Waffen, sammeln die Krieger zur Beratung und zum Feldzuge, spielen mit ihren Kindern und erwarten, wenn ihr, wie bei allen Naturkindern der Wildnis, kurzes Dasein sich seinem Ende naht, heiter und ruhig den Tod.

Wieder schneidet unser Schiff, diesmal in nordwestlicher Richtung, die blaue Flut des Korallenmeeres; nach deutschem Boden in der Südsee, nach Neu-Pommern und Kaiser Wilhelmland geht die Reise. Eine volle Woche kreuzt der Postdampfer von Brisbane (dieselbe Entfernung und ziemlich dieselbe Richtung wie von Neu-Kaledonien nach dem Bismarck-Archipel) das von Korallenriffen besäte Meer. Und je mehr man sich dem Tropengürtel nähert, um so intensiver wird die Strahlung der Sonne, um so satter das Blau des Himmels, um so prickelnder der Salzgehalt und um so einschläfernder die Treibhauswärme der Luft. Kein Bild vermag die Glut und Pracht eines Sonnenunterganges in diesen Breiten richtig wiederzugeben. Alles ist fremdartig und neu. Den Korallenriffen, die zum Teil unter dem Wasserspiegel liegen, auszuweichen, fordert die volle Aufmerksamkeit der Schiffsbesatzung, die unberechenbaren Strömungen, die mit großer Schnelligkeit über die Meeresoberfläche hingleiten, spotten aller Navigationskunst.

Zu den auf dieser Fahrt, wenn auch außer Sicht des regelmäßigen Postverkehrs passierten Inseln gehört die Salomonsgruppe, über deren noch völlig unzivilisierte Bewohner Pater Bley, der zwölf Jahre als Missionär unter ihnen lebte, in „Kreuz und Schwert" einige Mitteilungen macht. Sie übertreffen nach seinen Erfahrungen an Verrohung, völligem Mangel aller edleren Züge und Eigenschaften alle Wilden der Südsee. Der Kannibalismus ist unter ihnen allgemein verbreitet, aber ihre Sitten werden noch abstoßender dadurch, daß sie ihre natürlichen niederen Gewohnheiten durch unnötige Grausamkeit und Freude am Übel verschärfen. Ihre Wohnung, Ernährung, ihr Familienleben, ihr ganzes Dasein steht auf der denkbar niedrigsten Stufe, kein Wunder, daß die Missionsbestrebungen unter ihnen bisher wenig Erfolge gehabt haben.

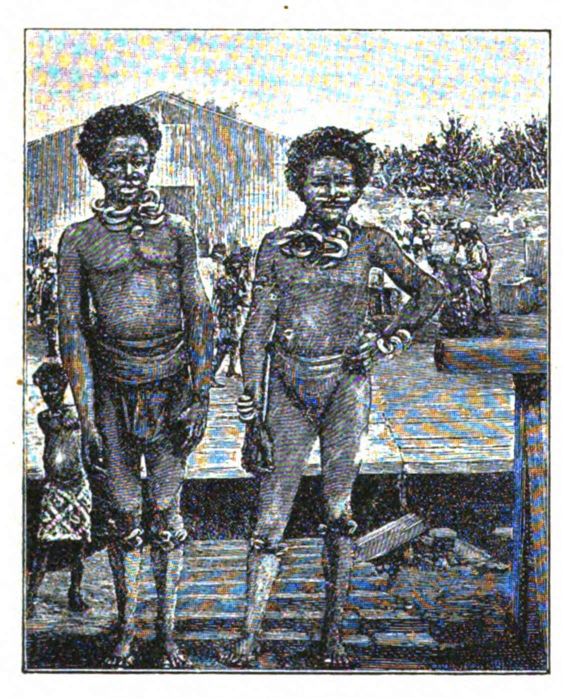
Die Dampfer der deutschen Australienlinie laufen, von Brisbane kommend, Herbertshöhe auf Neu-Pommern als ersten Hafen der deutschen Südseebesitzungen an: Die „München" des Norddeutschen Lloyd, die sich am 4. August 1900 den Bergen und Korallenstöcken Neu-Pommerns näherte, war der erste große Postdampfer, der überhaupt hieher sich verirrt hatte. Schon mehrere Stunden vor der Ankunft hoben sich die Gebirgszüge von Gazelle, der nördlichen Halbinsel, die nur ein schmaler Kanal von dem gegenüberliegenden Neu-Mecklenburg trennt, vom Horizont ab, und unter dem Schutze dieser Berghöhen glitt der Dampfer dicht am Lande weiter. Vom niederen Küstengebirge steigen waldbedeckte Abhänge bis zu dem hohen Bergrücken des Innern. Über den größtenteils noch nie besuchten Schluchten dieses Waldgebirges lagerten schwere Wolken, und in den ruhigen Stellen zwischen den Brandungsstreifen schwamm hie und da das Kanoe eines Eingeborenen. Nachmittags fuhr der Dampfer in den St. Georgskanal ein, rechts die wolkenverschleierten Gebirge von Neu-Mecklenburg, links die bekannten Vulkankegel Mutter und Tochter, die die große Blanchebucht mit dem Varzin und anderen Höhen einrahmen. Gegen Abend kommt Herbertshöhe, der Regierungssitz und die einzige größere europäische Kolonie der Insel, in Sicht. Die Plantagen und Siedlungen am Ufer mehren sich, unabsehbare Palmwälder bedecken die ganze Runde. Ein süßer Wohlgeruch weht vom Lande aus über die Bucht. Endlich fällt der Anker und vom Lande lösen sich die Boote des Gouverneurs, der Post und derjenigen Bewohner von Herbertshöhe, die Bekannte an Bord des Dampfers er-



M' Goné, Medizinmann der Webias.



warten oder nach Neuigkeiten lechzen. Der Dampfer bleibt vor Herbertshöhe und dem auf der anderen Seite der Bucht liegenden Matupi vier Tage, also lange genug liegen, um dem Reisenden einen Einblick in das Land und seine Natur zu ermöglichen. Die Lage und das Klima der Gazellehalbinsel übertreffen die meisten Tropenkolonien und es ist sehr zu bedauern, daß die günstigen Umstände dieser Lage, Boden- und Klimabeschaffenheit bisher von den Plantagengesellschaften nicht ausgiebiger benützt worden sind. Kokospalmen sind allerdings zu vielen Tausenden angepflanzt und ihr Produkt, die Kopra, bildet den Hauptexportartikel, auch etwas Baumwolle und Tabak wird bereits erzielt, aber im ganzen hat die Tätigkeit den wünschenswerten und nach



Papuaarbeiter in Friedrich Wilhelmshafen.

den Naturumständen möglichen Umfang noch lange nicht gewonnen. Zum Teil mag das an dem verfehlten Vorgehen der Neu-Guinea-Kompagnie liegen, die die deutschen Südseebesitzungen bis 1900 in ihrer Verwaltung hatte und erst dann das Gebiet an das Reich abtrat, zum Teil auch wohl an den Eingeborenen und der bis vor wenigen Jahren sehr unzureichenden Verbindung mit der Heimat. In letzterer Beziehung ist ja nunmehr Abhilfe geschaffen, in ersterer ist so viel erreicht, daß in der Umgebung der Ansiedlungen und besonders des Regierungssitzes Herbertshöhe einigermaßen sichere Zustände herrschen. Daß im übrigen die Bewohner des Archipels nicht die sanftmütigsten unter den deutschen Untertanen sind, bewies kürzlich der unter viel Aufsehen besprochene „Fall Wolf“.

Wolf hatte sich als Pflanzer und Händler im Jahre 1900 am Südfuße des Varzinberges niedergelassen und war in den nächsten Jahren eifrig beschäftigt, das von den Eingeborenen unter Vermittlung des Gouvernements gekaufte Land zu roden und zu bepflanzen. Dabei kam es zum Streit über einen dem Häuptling Tokilan abgekauften Waldabhang, den letzterer zurückverlangte. Er sandte dem Händler die Waren, die er als Bezahlung dafür bereits empfangen hatte, zurück und wurde von Wolf an die Gerichte verwiesen. Der Richter aus dem nur $2^1/_2$ Stunden entfernten Herbertshöhe vermittelte mit anscheinendem Erfolg, der Häuptling nahm die Sachen wieder an und lud den Pflanzer ein, ihn zur friedlichen Besprechung des Falles zu besuchen. Vermutlich war schon das eine Falle, in die Wolf jedoch, von Eingeborenen gewarnt, nicht ging. Kurze Zeit darauf fand, während einer vorübergehenden Abwesenheit Wolfs, der Überfall auf seine Farm statt, wobei nicht nur geraubt, sondern auch die Frau und das kleine Töchterchen des Bedauernswerten ermordet wurde. Nicht nur Tokilan, sondern sein ganzes Dorf waren bei dem Anmarsche der sofort alarmierten Schutztruppe bereits geflüchtet. Tief im Walde fand man die neuen, von ihnen schon vorher in kaltblütiger Überlegung des geplanten Überfalles angelegten Wohnsitze, die natürlich nebst allen Anpflanzungen des Stammes sofort zerstört wurden. Der Mörder und seine Söhne flüchteten sich zu einem anderen Stamme, den ihnen von früheren Zwistigkeiten her wenig wohlgesinnten Tauli, die man nunmehr sofort aufsuchte. Man fand sie — bei einem vergnügten Festschmaus, sie hatten die Hilfesuchenden einfach niedergeschlagen und waren eben dabei, ihre Körper zu kochen und zu braten. Tokilan selbst war ihnen leider entwischt. Vogelfrei herumirrend, fiel er bald darauf bei einem Streifzuge der Polizeisoldaten. Der Mord am Varzinberge war gerächt, aber leider damit nicht ungeschehen gemacht.

Über die Kokospflanzungen um Herbertshöhe schreibt Daiber, daß die 1890 angelegten Pflanzungen erst in den letzten Jahren begonnen haben, ertragreich zu werden. Vom zehnten bis zum zwanzigsten Jahre ist die Palme am fruchtbarsten. Der unten starke, oben sich anmutig verjüngende Stamm trägt eine Krone von 10, 40, ja 80 prächtigen, bis 5 Meter langen Wedeln. Die Bäume tragen das ganze Jahr. Blüten, Fruchtansätze, halbreife und ausgewachsene Früchte, letztere bis zu 20 in jedem Monat, kann man gleichzeitig in der Krone erblicken. Bei verständiger Pflege läßt man aber nicht mehr als 80 Nüsse pro Jahr ausreifen, um größere Kerne zu erzielen. Der Bismarck-Archipel verfügt glücklicherweise über ein gutes, durch Einfuhr von den Salomonsinseln noch vermehrtes Arbeiterpersonal. Die Melanesier sind, wenn auch ungesittet und roh, so doch tätig und willig, so daß auch in dieser Beziehung die Kolonie die besten Hoffnungen rechtfertigen wird. Arbeiter aus dem Archipel werden sogar in die benachbarten Plantagen von Neu-Guinea gebracht, da die dortigen Papuas zu nichts zu gebrauchen sind.

Von Herbertshöhe geht der Dampfer nach der kleinen Vulkaninsel Matupi im Innern der Bucht, wo außer einem Walde von Kokospalmen die Lagerräume der Firma Hernsheim & Co., der Beherrscherin des Südseehandels, eine Postagentur

und einige Wohnhäuser sich befinden. Matupi ist der Ausgangspunkt für die ziemlich häufig ausgeführte Besteigung des Vulkankegels „Mutter", von dessen Gipfel ein entzückender Blick auf die See, die Inseln und Korallenriffe bis nach Neu-Mecklenburg die Anstrengungen des Hinaufsteigens lohnt.

Der deutsche Dampfer sollte die Bucht von Matupi und Herbertshöhe nicht verlassen, ohne ein Pfand als Zeichen seiner erstmaligen Anwesenheit und seiner Wiederkehr zu hinterlassen. Der große Schiffsanker hatte sich derart in die den Ankergrund bildenden Korallenschichten eingehakt, daß er nur durch die Wucht des mit voller Kraft arbeitenden Schiffes heraufgebracht werden konnte. Einer der Arme aber blieb am Meeresgrund zurück.

Eine kurze, aber wechselreiche Fahrt brachte den Dampfer und seine Insassen, die sich inzwischen stark durch dunkle Wollköpfe vermehrt hatten, westlich nach Neu-Guinea. Ein buntes Völkerleben, fast wie in den Wasserbecken des Molukken-Archipels, entwickelte sich an Bord der „München". Neben den weißen Passagieren und den chinesischen Händlern trieben sich die zahlreichen Schwarzen aus Neu-Pommern herum, die als Plantagenarbeiter für Guinea und die Karolinen geworben waren, und ein reiches Tierleben, die zoologischen Erwerbungen der aus den Tropen heimwärts fahrenden Passagiere, trug zur Abwechslung auch seinerseits bei. Vorüber an dem steilen Vulkan Villaumez an der Nordküste Neu-Pommerns, an dessen Fuß kürzlich der mehrfach genannte Pflüger ein schönes Geysir-Gebiet entdeckt hat, ging die Fahrt westwärts über die heftig dünende See, die ihren Schaum hoch über Bord spritzte. Eine Sehenswürdigkeit auf dem weiteren Wege ist der Hafen der kleinen Deslaisinsel, den Pflüger sah und schildert. Ein eingestürzter Krater mit Steilwänden bildet am Rande der Insel eine halbkreisförmige Bucht. Die äußere Hälfte der Umwallung liegt mit ihrem Grat ziemlich tief unter Wasser, auf ihr haben sich, rechts und links ans Land anschließend, Korallenmauern angesiedelt, deren Oberfläche das Wasser überragt. Wie zwei gekrümmte Molen, deren Spitzen so nahe aneinander treten, daß nur eine Einfahrtöffnung frei bleibt, schließen diese Korallenkränze die kreisförmige Hafenbucht ein.

Gegen Mittag des nächsten Tages kommt die Küste von Neu-Guinea, den Eingang zu der großen Astrolabebai enthüllend, in Sicht. Stolz hebt sich vom Horizont das in fünf Parallelketten aufgetürmte Finisterregebirge mit seinen 8000 Fuß messenden Zacken ab. Das doppelt so hohe Bismarckgebirge im Innern des Landes ist von der Küste nicht sichtbar. Die größte Insel der Erde, ganz Deutschland an Größe weit übertreffend, ist Neu-Guinea leider nur zum kleineren Teil in deutschen Händen, immerhin haben sie dort ein ganz hübsches Stück Land, dessen Inneres zu erforschen noch manches Jahrzehnt in Anspruch nehmen wird. Nicht einmal die beiden mächtigen Stromgebiete, die das Zentralgebirge über den deutschen Teil der Insel nach Norden hin entwässern, sind über ihre Ufer hinaus bekannt. Die Neu-Guinea-Kompagnie, der Kaiser Wilhelmland im Jahre 1884 bei der Abneigung des Reichstages gegen eine staatliche Kolonialpolitik übergeben werden mußte, hat nicht einmal in Bezug auf Besiedlung und Plantagenwirtschaft Wesentliches, hinsichtlich der Erforschung des Innern aber gar nichts geleistet. Wenn das ein Trost ist, können wir allerdings sagen, daß es im englischen und holländischen Teil von Neu-Guinea ebenso aussieht. Die erste Expedition ins Innere dieser Insel wird daher sowohl an Schwierigkeiten wie Erfolgen reicher sein als manche große Afrikaexpedition. „Steile Anstiege", so schildert Pflüger dieses Forschungsfeld, „tiefe Schluchten, undurchdringliche Vegetation, reißende Bäche bieten dem Vorwärtsdringen Hindernisse, wie vielleicht in keinem anderen Land der Erde. Dazu gesellt sich die geringe Bevölkerungsdichte, der Mangel an Wild und eßbaren Früchten, um einer nicht genügend verproviantierten Expedition als schlimmsten Feind den Hunger entgegenzustellen. Rechnet man dazu die zahllosen kleinen Beschwerden, denen der Reisende in tropischer Wildnis ausgesetzt ist, so kann man sich ein Bild von den Strapazen machen, mit denen die Erforschung der Insel verknüpft ist."

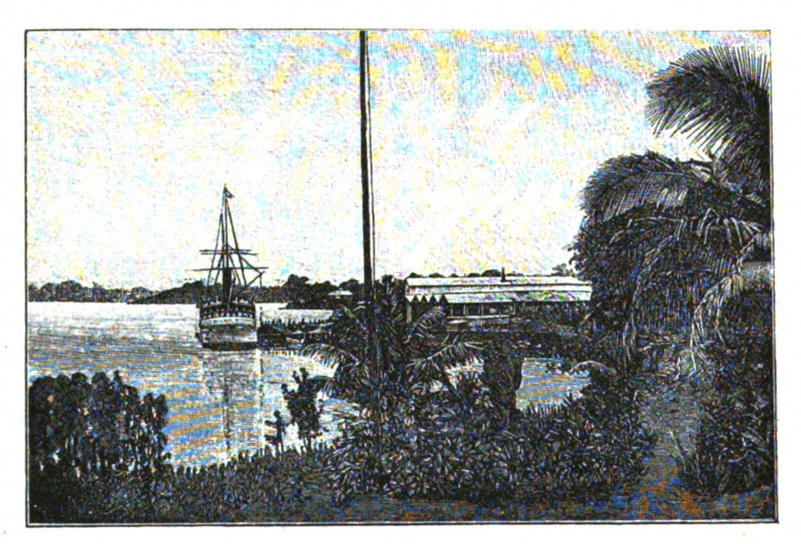
Otto Ehlers, der erfolgreiche Weltreisende und blendende Erzähler seiner Fahrten und Abenteuer, ist diesen Schwierigkeiten unterlegen, als er vor einigen Jahren die Reihe seiner gelungenen Reisen in Ostasien und im Stillen Ozean durch eine Durchquerung Neu-Guineas an seiner schmalsten Stelle zu krönen hoffte. Er rechnete, trotz einer Entfernung von nur 160 Kilometer zwischen der Nord- und Südküste, auf eine mehrwöchentliche Expedition und hatte seiner Berechnung zufolge hinreichend Proviant und Leute bei sich. Seine Hoffnung erwies sich als eitel. Die Lebensmittel gingen bald aus. Wochenlang lebte er dann nebst seinen schwarzen Begleitern nur noch von Gras und Kräutern, endlich wurde er, den lückenhaften, an die Küste gelangten Nachrichten zufolge, von zweien seiner Leute erschlagen. Er hatte damals, sieben Wochen nach seinem Aufbruch, kaum mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Hoffentlich bringen bald andere und besser ausgerüstete Expeditionen Aufschluß über das Innere der Insel. Von den Verhältnissen der wenigen Kolonien an der Küste mögen hier ein paar Andeutungen genügen, da sie sich von denen der bereits geschilderten Tropenansiedlungen wenig unterscheiden. Sowohl Pflüger als Daiber und auch andere Reisende scheinen von den Verhältnissen auf den Plantagen, wenigstens denen der Guinea-Gesellschaft, nicht sehr erbaut. Daiber schienen die Pflanzungen von Stephansort weniger gepflegt und minder praktisch angelegt als diejenigen auf Neu-Pommern. Das üppig wuchernde Unkraut soll allerdings wenige Tage nach der Entfernung schon wieder aufschießen. Die Arbeitskräfte sind auch schwerer zu erhalten. Der Papua selber tut nichts; seine eigene winzige Pflanzung besorgen Weib und Kinder, er selbst, wenn er nicht gerade auf dem Fischfang ist, lungert umher und zieht den Hunger bei weitem der Arbeit in den

Siedlungen vor. Auch die Schwarzen des Bismarck-Archipels gehen ungern nach Kaiser Wilhelmsland. »No kai-kai, no sunday, plenty fight, plenty die,« sagen sie in ihrem drolligen Sprachgemisch von den dortigen Plantagen. (Kein Essen und kein Feiertag, aber Prügel und Sterben.) Sie müssen schlechte Erfahrungen mit der Guinea-Gesellschaft gemacht haben.

Außer Stephansort, wo man mit der von Singapore kommenden und nach Australien bestimmten „Stettin" eine Begegnung hatte und die Post wechseln konnte, wurde noch Friedrich Wilhelmshafen auf Neu-Guinea angelaufen. Hier nahm der Dampfer noch einige Familien einer eigentümlichen Mischrasse aus Malaien und Papuas an Bord, sogenannte Tamul. Es scheint ein kräftiger Schlag, der durch die Rassenkreuzung nur gewonnen hat.

Wieder gings nordwärts, diesmal in das Weltmeer hinein. „Die Sonne neigte sich, so berichtet unser Australien- und Südseefahrer, über den Bergen der grünen Wunderinsel zum Untergange, als unser Schiff langsam aus der Bucht von Friedrich Wilhelmshafen zwischen den Inseln hindurch hinaus ins offene Meer dampfte — den Karolinen zu."



Ansicht von Friedrich Wilhelmshafen.

Gewaltig ist in diesen Breiten seit 1899 (dem Jahre des Überganges der Karolinen und Marianen aus spanischem in deutschen Besitz) das Gewicht Deutschlands in die Wage gefallen. Auf mehr als 1000 Seemeilen von Süden nach Norden, von Osten nach Westen durchfurcht der Kiel des Dampfers deutsche Gewässer, ist jede Insel und jedes aus den blauen Wellen tauchende Korallenriff deutscher Boden. Der überwiegende Einfluß, den die deutsche Schiffahrt in den letzten Jahren in den ostasiatischen Gewässern gewonnen hat, stützt sich nicht zum wenigsten auf diesen Besitz in der Südsee. Und doch gehört das ganze Gewicht dieser Besitzungen lediglich der Zukunft an. Vorläufig sind es einsame, stille Gewässer, durch die sich der Bug des Dampfers, bald die nordöstliche Richtung einschlagend, unablässig arbeitet. Zunächst kann man noch bei der Fahrt durch die Admiralitätsinseln hie und da eins der palmbewachsenen Eilande mit den blätterbedeckten Hütten der Eingeborenen sehen, dann wird es stille über den Wassern.

Am Morgen nach der Abfahrt von Friedrich Wilhelmshafen wurde der Äquator geschnitten. Unerträgliche schwüle Hitze. Kein leiser Windhauch kräuselte die See oder trieb den aus dem Schornstein steigenden Rauch des Dampfers aus seiner Richtung. Am dritten Reisetag wurde eine kleine Gruppe von Atollen (Koralleninseln) passiert, auf denen zwei Spanier mit einer kleinen Zahl von Tagalen ein einsames Dasein inmitten des Ozeans führen. Am Morgen des vierten Tages lag die „München" auf der Reede von Ponape, der größten, sechs Quadratmeilen messenden Insel der Karolinen. Denken wir uns eine Meeresfläche, so groß ungefähr wie das ganze Mittelmeer, aber leuchtend im Schein einer noch südlicheren Sonne, und darin verstreut einige hundert oder tausend palmenbeschattete Koralleneilande, zwischen denen fünf vulkanische Inseln beziehungsweise kleine Inselgruppen sich erheben, so haben wir ein Bild der geometrischen Verhältnisse dieser deutschen Südseekolonie.

Langgestreckt, überragt von einer Reihe starrender Gebirgszacken, lag die Insel in ihrer fernen Weltabgeschiedenheit vor dem Dampfer da. Als endlich nach langer Zeit der Lotse an Bord kam, erfuhr man, daß selbst die Vertreter der deutschen Regierung, seit sieben Monaten ohne jede Verbindung mit der Heimat, keine Ahnung hatten von der Einrichtung der neuen deutschen Linie, die ihnen nunmehr achtmal im Jahre neue Kunde aus der Welt und dem Vaterlande bringen sollte. Um so größer war natürlich die Freude.

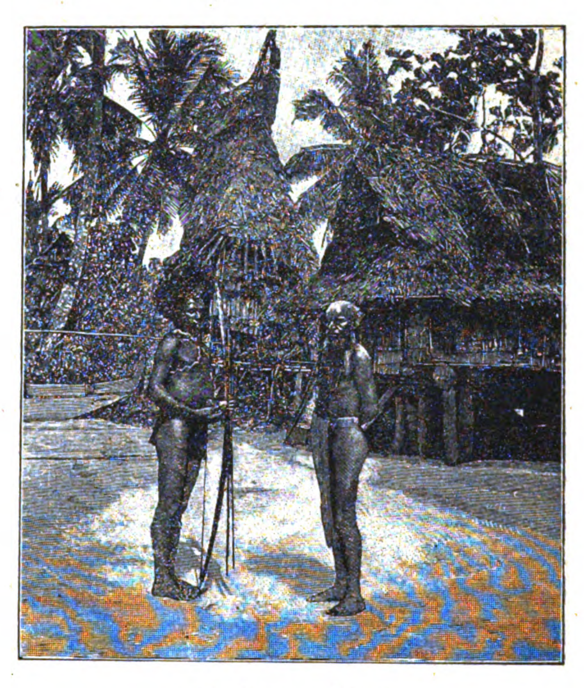
Langsam, mit äußerster Vorsicht und in vielerlei Windungen dringt der Dampfer in das kolossale Hafenbecken von Ponape ein, welches eine Ringmauer von Korallen vom Meere trennt. Eine Menge kleiner Koralleninseln, mit Mangrovegebüsch überwuchert, liegen im Innern des Beckens und gefährden jede Bewegung. Bei einer solchen Insel, etwa zwei Knoten von Langerhafen, wird Anker geworfen. Die Insel dient als provisorischer Hafenplatz, das Schiff frachtet hier Schienen, Feldbahnwagen, Holz und Nahrungsmittel aus und übernimmt dafür Hunderte von Zentnern Steinnüsse, das sogenannte vegetabilische Elfenbein, die Fruchtkerne der süßen Beere einer Pandaneenart. Inzwischen gingen die Passagiere an Land, um von Ponape so viel, wie in 24 Stunden zu bewältigen ist, zu sehen und zu erfahren. Das Haus des Gouverneurs stammt noch aus der Zeit der Spanier, die aber, wie jede andere Kolonie, die je in ihren Händen war, auch die Karolinen so weit wie möglich in Grund und

Boden regiert haben. An einem Kloster fehlte es natürlich nicht, mit den Menschen wurde dagegen umgegangen, als wenn die Kapuzinerbrüder lediglich zur Bekehrung der Haifische in die Südsee gezogen wären. Innerhalb der Festungsmauer des Gouvernements waren die Spanier unbedingt die Herren, wer aber von ihnen diese Freistatt überschritt, wurde unfehlbar totgeschlagen von denselben Bewohnern, die heute mit der deutschen Besatzung im besten Einverständnis leben.

Die ganze Insel ist mit Ausnahme des Küstengürtels, der einige verwilderte Pflanzungen trägt, von dichtem Urwald bedeckt. Neue Plantagen sind seit dem Beginn der deutschen Herrschaft noch nicht angelegt, und so sind bisher Kopra und Steinnüsse die einzigen Produkte nicht nur hier, sondern in dem ganzen Archipel. Für die Koralleninseln, die etwa sechs Siebentel der ganzen Karolinen an Flächenraum bedecken, bleibt etwas anderes als eine ausgiebige Bepflanzung mit Kokospalmen überhaupt nicht übrig, die größeren Inseln, die festen und meist auch recht fruchtbaren Boden besitzen, sind freilich einer besseren Benützung würdig. Das Klima des Archipels ist so günstig, daß eine Besiedlung mit Europäern keineswegs aussichtslos sein dürfte. Die Inseln haben ja einmal, was Kultur und Gesittung anlangt, offenbar bessere Tage gesehen, und wer weiß, ob nicht hier einst in der Einsamkeit der Südsee ein neues, reiches Kolonistenleben sich entwickeln wird.

Ponape besitzt übrigens eine auf den anderen Inseln fehlende Merkwürdigkeit in seinen alten, aus jener erwähnten früheren Kulturepoche stammenden Bauwerken. Riesenhafte Blöcke, anscheinend aus einem großen Basaltsteinbruch am Westende der Insel stammend, sind zu einem ungeheuren Mauerviereck aufgeschichtet. Innerhalb dieser Mauer erhebt sich eine zweite und darin eine dritte, die die Gräber der früheren Herrscher der Insel umgibt. Jedenfalls haben aber diese großartigen Werke auch Verteidigungszwecken gedient, vielleicht konnten sie bei Raubeinfällen in die Insel die ganze Bewohnerschaft aufnehmen. Diese Steinbauten, deren mehrere gefunden sind, liegen übrigens nicht auf der Hauptinsel, sondern in ihrer nächsten Nähe auf kleinen Eilanden. Die Eingeborenen erzählen aber auch noch von ähnlichen Werken im Innern von Ponape selbst, wohin bisher noch niemand gedrungen ist.

Als Mikronesier sind die Bewohner der Karolinen und Marianen den Eingeborenen des Bismarck-Archipels wie auch den Papuas weit überlegen. Sie sind kräftig, trotz der allmählichen unverkennbaren Degeneration ihrer Rasse, meist gesund, intelligent und zweifellos für Kulturzwecke bildungsfähig. Ihre Mädchen, oft auch die jungen Männer, teilen die reizende Gewohnheit einiger Südseestämme, stets mit Blumen im Haar zu gehen. Daß sie gegenwärtig träge sind, kann man ihnen eigentlich nicht verdenken. Der Boden trägt ihnen ohne Arbeit genug Früchte, Brotfrucht, Kürbis, Melonen und Ananas nebst anderen Gewächsen genügen ihren Bedürfnissen so vollkommen, daß sie selbst den Fischfang nur selten betreiben. Schweine, Ziegen, Katzen und Hunde vermehren sich auch ohne ihr Zutun, und besonders die letzteren gelten, gut gemästet, als große Leckerbissen. Das Christentum ist von den Spaniern in ihrer äußerlichen, seelenlosen Weise verbreitet und hat die Insulaner nicht besser gemacht. Der einzige Stamm von Ponape, der das Arbeiten noch nicht verlernt hat, sind die Peleker, die der Bekehrungswut der Kapuziner bisher standhaften Widerspruch entgegengesetzt haben. Leider räumen gefährliche Krankheiten unter den Karolinen-Insulanern, wie eben unter allen, in ähnlicher Einsamkeit lebenden und des Blutwechsels entbehrenden Inselbewohnern, stark auf. Der Handelsverkehr zwischen den einzelnen Inseln, wobei sich die Eingeborenen ihrer Auslegerboote bedienen, ist allgemein, aber es kommt dabei anscheinend zu keinem Bevölkerungsaustausch, und selbst auf den größeren Inseln befördert der Kastengeist die Inzucht.



Eingeborene von Lamuru.

Durch die warme Treibhausluft der Südsee steuerte der gewaltigste Dampfer, den die Leute auf Ponape bisher gesehen hatten, weiter nach Nordwesten. Eine Reise von 900 Seemeilen — eine dreitägige Dampferfahrt — trennt Ponape von Saipan, der Hauptinsel und dem Verwaltungssitz der Marianen. Drückend, zuletzt quälend wird diese beständig wassergesättigte Atmosphäre, kaum noch, daß die Nächte ein wenig Erfrischung gewähren.

Die südlichste und größte der Marianen ist leider im spanisch-amerikanischen Kriege durch eine nicht gerade feine Überrumpelung in die Hände der Amerikaner gefallen. Während die von allem Weltverkehr abgeschlossene Besatzung der Insel Guam von dem Ausbruch des Krieges noch keine Ahnung hatte, segelte ein amerikanischer Kreuzer in den Hafen und wurde mit allen Ehren und spanischer Gastfreiheit empfangen. Nachdem die Offiziere an Land gewesen waren, wurde der Gouverneur der Inseln nebst seinen Beamten an

Bord geladen und hier in höflichster Weise davon unterrichtet, daß man sie als Gefangene betrachte und inzwischen am Lande das amerikanische Banner habe aufziehen lassen. Die Antwort Spaniens auf diesen guten oder vielmehr schlechten Witz war der Verkauf der Marianen und Karolinen an Deutschland, mit Ausnahme Guams, das Uncle Sam natürlich nicht wieder herausgab. Übrigens sollen die Amerikaner auf dieser Insel so unverständig mit den Eingeborenen umgehen, daß dieselben gern auf Saipan und auf die anderen deutschen Inseln hinüberkommen. Auch von den Philippinnen wird aus demselben Grunde Zuzug nach dem deutschen Archipel erhofft, und den Karolinen tut ein solcher not, denn die Spanier oder vielmehr ihre Missionäre haben mit den Urbewohnern, deren es vor 230 Jahren 100.000 gegeben haben soll, ganz barbarisch gehaust. „In Scharen", so teilt Daiber mit, „waren Männer, Frauen und Kinder zusammengetrieben und mit Waffengewalt zur Annahme des Christentums gezwungen worden. Nach der Taufe aber wurden die Konvertiten sofort umgebracht, ‚damit keine der neugewonnenen Seelen dem Himmel wieder verloren gehe'." — Nachdem derart die Insulaner ausgerottet waren, holte man Tagalen von den Philippinen hinüber. Auch diese wurden so lange geknechtet und in jeder freien Lebensäußerung gestört, bis sie stumpf, faul und heuchlerisch wurden wie die Bewohner der Karolinen. Eine glänzende Erbschaft ist es somit nicht, die die Deutschen in diesen Meeresteilen angetreten haben. Aber das Land der Inseln ist gut. Einst haben diese Eilande Hunderttausende ernährt und Friede und Freude hat auf ihnen geblüht. Sollten sie nicht in der Zukunft, wenn es in der Heimat zu eng wird, im unablässigen Druck und Kampf der Bevölkerung immerhin beitragen können, wenigstens Tausenden eine neue, schöne Heimat zu werden?

Die „München" lichtete für den letzten Abschnitt ihrer langen Reise den Anker. Westwärts, nach Asien, geht nun die Fahrt, wenige Tage, und die Wasserfläche der Südsee, der diese Schilderungen gegolten, erreicht ihr Ende. Zwischen Formosa und Luzon gleitet der Dampfer in die ruhigeren Wässer der Chinesischen See, wohin wir ihn nicht weiter geleiten. Hongkong, mit dem Anschluß an die große Ostasienlinie, ist der Endpunkt dieser deutschen, jedem Freund der Fremde und des Wanderns nicht genug zu empfehlenden Südseefahrt.



Inhalt.

Im ewigen Eise.

Asien.

Die Neue Welt.

Afrika.

Australien und Südsee.

Sach- und Namen-Register.



K. u. K. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.




MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
3 1293 03054 2611